UND AFRIKA SPRACH: AUF DEN TRÜMMERN DES KLASSISCHEN ATLANTIS

Leo Frobenius

Und Afrika sprach . . .

Gedruckt im Jahre 1912 bei Paß & Garleb G. m. b. H.
Einband von der Berliner Buchbinderei Wübben & Co.
Die farbigen Tafeln sind von der Druckerei Wagner & Co.
hergestellt, die Lichtdrucke von Albert Frisch,
die Kupferdrucke von Wilhelm Röhr
in Berlin.

Motto:

„Afrika muß mehr in das Gesichtsfeld der beglaubigten Geschichte und Kulturgeschichte gerückt werden."

Und Afrika sprach . . .

Wissenschaftlich erweiterte Ausgabe des Berichts über den Verlauf der dritten Reiseperiode der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition in den Jahren 1910 bis 1912

Mit Unterstützung des Hamburgischen Museums für Völkerkunde herausgegeben von

Leo Frobenius

Chef der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition

Erster Band:
Auf den Trümmern des klassischen Atlantis.

Zweiter Band:
An der Schwelle des verehrungswürdigen Byzanz

Dritter Band:
Unter den unsträflichen Aethiopen

Vierter Band:
Die ewigen Wege

Leo Frobenius

Und Afrika sprach . . .

Erster Band

Auf den Trümmern des klassischen Atlantis

Mit ca. 250 Illustrationen, 26 Tafelbildern, 2 mehrfarbigen Tafeln, 3 Kupferdrucken, 4 Heliogravüren und 4 Plänen

Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Textabbildungen.

(Mit Größenangaben.)

Verzeichnis der Tafelbilder.

Pläne.

Fiat lux.

Wenn nicht alle Anzeichen täuschen, so lebten vielerorts die Menschen in vorgeschichtlichen Zeiten, die so weit zurückliegen, daß wir sie im kulturgeschichtlichen Sinne als ursprüngliche bezeichnen müssen, in Höhlen und unterirdischen Gruben. Mit dem Anschwellen der Kultur schufen sie dann über der Erde erst Hütten und Häuser, dann hohe, stolze Burgen und Türme und Paläste und himmelanstrebende Tempel; sie stiegen der freieren Luft und dem weiteren Raume, dem ewigen, alles beherrschenden Himmelslichte entgegen. — Das ist gleichsam der Leitfaden, der sich durch die ganze Kulturgeschichte hinzieht, die ihrerseits ein Abbild der größeren Naturgeschichte ist, welche uns das Aufwärtsdringen zum Lichte in jeder Pflanze und in jedem Blatte jedes Gewächses lehrt. Und wie im Anfang der Dinge nach der Ansicht alter Weisheit Gott selbst das Schöpferwerk der Natur abschloß mit dem großen Gebote: „Es werde Licht!", so ringt in jedem kleinen und kleinsten Zweige der menschlichen Entwicklung jedes würdige Wesen und jede gesunde Körperschaft immer wieder nach der Erfüllung des großen Wortes: Fiat lux!

Dieses Suchen der Menschheit nach Licht und Klarheit erstreckte sich erst auf den kleinen Raum der engeren Heimat; die geschichtlichen Akten der alten Zeit lehren uns, wie die Menschen erst in nächster Umgebung ihrer vermeintlich unübertrefflichen „Derzeit", also im eigenen Lebensraume, das Licht der Erkenntnis suchten und genossen, und wie sie damals das lichtlose Jenseits ihres engen Gesichtsfeldes noch mit Phantasiegestalten belebten. Höher aber stieg die menschliche Kultur und weiter breitete sie sich aus über die Oekumene. Je höher aber die menschliche Kultur emporstieg, desto weiter lernte sie sehen, desto mehr erweiterte sich der Sehkreis, desto weiteren Horizont forderte sie. Licht ward es im Raume der weiterliegenden, geschichtlich beglaubigten Vergangenheit!

Es mußte aber eine Zeit kommen, in der die Menschheit in ihrer Entwicklung aus dem Raume hinaustrat, den die Aktenstücke der

verhältnismäßig jungen historischen Denkweise aufzuhellen vermögen. Es mußte unbedingt die Zeit kommen, in der die historische Menschheit die Räume aufzusuchen begann, die das Menschengeschlecht einst vor der Schrift und jenseits der schreibkundigen Menschen besiedelt hatte. Und mit jenem gewaltigen Willen, der von dem ersten Beginn der Natur an herrschte, forderten sie auch hier Licht, hier, wo die leuchtende Kraft der Schrift versagte, der die Leute auch heute noch so gern allein Glaubwürdigkeit beimessen möchten, da die Menschen, schwach wie sie sind, nur schwer begreifen können, daß ein historisches Bewußtsein in der Menschheit stärker gewesen sein kann vor der Schrift als mit ihr. Und dieser eminente Wille der Menschheit fragte nicht nach dem Grunde seines Wirkens, sondern er wirkt aus sich selbst heraus ganz zielklar, wenn auch ohne Bewußtsein. Genau so wie die Menschen leben, ohne zu wissen „weshalb", ebenso drängen sie nach dem Lichte der Erkenntnis und nur sehr törichte Frager sind es, die da zu wissen begehren, weshalb der Mensch forscht nach einer Vergangenheit, die längst erstorben ist.

Viele Länder gaben der nach dem Lichte der vorgeschichtlichen Aufklärung forschenden Menschheit reiche Stoffe, in Asien und Zentralamerika monumentale Bauten, in der Südsee herrliche Gesänge und gewaltige Traditionen. Aber gerade der Erdteil, der, ausgeommen Asien, Europa am nächsten liegt, der gewaltige und ungeschlachte Länderblock Afrika bot nichts, so gut wie nichts, und jeder Historiker muß heute noch die Achseln zucken, wenn er nach der Entwicklung des jenseits Aegyptens und Abessiniens gelegenen Afrika gefragt wird. Wie ein seelenloses, phlegmatisches Ungeheuer aus unergründlicher Vergangenheit lag der mächtige Block noch bis vor kurzem als dunkelster Erdteil vor uns. Unüberwindlich drängt aber der Lebens- und Lichtwille der Menschheit vorwärts, und will auch dieses dunkle Phlegma überwinden. —

Und es scheint so, als beginnt der schlummernde Geist auch dieses Riesen der Vorzeit sich zu bewegen; mir war es, als hörte ich ihn wenn auch unmutig und widerwillig und noch schlaftrunken murren: „Fiat lux!"

Auch am Horizonte Afrikas beginnt es zu dämmern. Es sind nicht nur die Läufe der Flüsse, der Aufbau der Gebirge und die Unzahl der eigentümlichen Tiere und Pflanzen, die uns bekannt werden. Auch die Vergangenheit der afrikanischen Menschheit beginnt uns einige Konturen der Entwicklung zu zeigen.

Und mehr denn je gilt mein alter Satz: „Afrika muß weiter in das Gesichtsfeld der beglaubigten Geschichte und Kulturgeschichte gerückt werden." (Zeitschrift für Ethnologie 1907, S. 314.)

□ □

In dem nachfolgenden Werke habe ich das geschildert, was ich sah im Laufe der zwanzigjährigen Wanderung über das afrikanische Studienfeld, eine Wanderung, die mich zuletzt von 1904—1912 fünfmal auf und in den Kontinent hineingeführt hat. Von unseren früheren Fahrten veröffentlichte ich bislang nicht viel, nur Bruchstücke. Einerseits scheint mir selbst das Material noch nicht genügend geklärt und handlich, und dann fehlten stets die Mittel zu größeren Veröffentlichungen, bis jetzt die Initiative des Professors Dr. Thilenius in Hamburg einen kleinen Dispositionsfond für solche Zwecke geboten hat. Auch heute bin ich durchaus noch nicht in der Lage, die Materiale der „Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition" in Gesamtheit vorzulegen. Meine eigenen Manuskripteinschriften an Material würden für die Drucklegung mitsamt den vielen Tausenden der Originalzeichnungen, Konstruktionen usw. etwa zehn Lexikonbände beanspruchen. Dazu kommt aber noch der Inhalt eines von mir ins Leben geführten und geleiteten Archives, zu dem mehrere hundert im afrikanischen Sonnenlichte sich bewegender guter Köpfe und teilweise ausgezeichneter Beobachter wertvolle Beiträge geliefert haben, deren Drucklegung eine ganze Reihe weiterer Bände beanspruchen würde.

Ich habe es weder als ratsam noch als rechtmäßig erachtet, mit der Veröffentlichung dieser gesamten Materiale zu beginnen, zumal in vielen Gegenden noch scharf an der Abrundung gearbeitet wird. Vielmehr werde ich hier im vierten Bande eine Verwertung meiner Arbeiten vorführen, die mir als Grundlegung einer Völker- und Kulturkunde Afrikas dringend geboten erscheint. Der erste hier vorliegende Band soll die Beziehung und die Geschichte der Kultur der atlantischen Küstenländer zum Altertum dem Verständnis näherbringen. Im zweiten Bande werden Bilder und Geschichtsabschnitte der in höher entwickelten Staaten lebenden Völker des Sudan in ihrer Beziehung zur libysch-islamischen Kultur des Westens und zur äthiopisch-nubischen Kultur des Ostens gegeben. Der dritte Band soll eine Schilderung der allzulange nicht genügend eingeschätzten und ungenügend gewürdigten afrikanischen Splitterstämme bringen,

und der vierte Band endlich dem südlichen Afrika in seiner ethnologischen Abhängigkeit vom Norden und von der außerafrikanischen Welt gewidmet werden. Der vierte Band wird auch einen umfangreichen Index enthalten. In diesem Jahre gedenke ich außer dem ersten noch den zweiten, um die Osterzeit 1913 noch den dritten Band und etwas ein halbes Jahr später den vierten Band vorlegen zu können.

In diesem Werke wird jeder Band durch einige unsere Erlebnisse schildernde Kapitel eingeleitet, die sich hauptsächlich mit den praktischen Erfahrungen der letzten 1910—1912 umfassenden Reiseperiode beschäftigen. Solche Einführung halte ich nicht nur für Laien wünschenswert. Sie kann auch den Fachleuten und vor allen Dingen den Kolonialpolitiker, der hier von Europa aus oder drüben die Geschicke der durchwanderten Länder leiten will, von bedeutendem Werte sein. Die „Deutsche Innerafrikanische Forschungsexpedition", der der Himmel, unter welcher Flagge es auch sei, noch ein recht langes Leben gewähren möge, und deren Archive ununterbrochen weiter gefüllt werden sollen, hat nämlich nicht nur die ideale Aufgabe, die derzeitigen und die vorgeschichtlichen ethnologischen Verhältnisse Afrikas festzulegen und aufzuklären, sondern sie will auch praktische Werte und vor allen Dingen b r a u c h b a r e W e r t m e s s e r schaffen.

Es ist nämlich eine heute durchaus anerkannte und nicht genügend zu betonende Tatsache, daß im tropischen Afrika die Arbeitskraft der dort lebenden sogenannten „Negervölker" den höchsten Wert darstellen, den diese Länder überhaupt bieten können. Kürzlich hat nun ein hervorragender englischer, praktisch erfahrener Kolonialpolitiker mir gegenüber folgendes geäußert: „Die europäischen Kolonialmächte züchten, soweit meine Erfahrung reicht, an allen tropischen Küsten Westafrikas die gleichen Verhältnisse, wie sie in Amerika bestehen. Diese Verhältnisse sind aber durchaus ungesund. Wenn sie nun schon in Amerika schreckliche Formen angenommen haben, so können sie in Afrika bei weiterem Umsichgreifen die eminentesten Rassenkonflikte, für uns Europäer sogar Existenzkonflikte zeitigen." Diesen Ausspruch unterschreibe ich Wort für Wort. Die Einzelheiten des Problems zu erörtern, dafür werde ich im vierten Bande Gelegenheit suchen und finden. Es ist eine Tatsache, daß wir es bisher nicht gelernt haben, die afrikanische, ungemein wertvolle, in sich durch ihre Art berechtigte und als Kraft und Wesenheit hoch einzuschätzende afrikanische Menschheit in gesunder Weise in unser Kulturgetriebe einzufügen. Soviel ist aber sicher, daß wenn krankhafte und gefährliche Verhältnisse in Amerika und an der westafrikanischen

Küste bestehen, es nur einen einzigen Weg geben kann, deren Entstehung zu studieren, erfolgreich zu bekämpfen und durch gesunde zu ersetzen, einen Weg, den ich sowohl den europäischen Mächten, ganz besonders auch den maßgebenden Kreisen in Amerika nicht eindringlich genug zeigen kann, und der an sich der natürlichste der Welt ist.

Merkwürdigerweise gehen nämlich alle Kommissionen die mit der Heilfähigkeit dieser Krankheit betraut sind, und die Aufgabe haben, Heilmittel zu finden, immer wieder in die schon infizierten Länder.

Dieser Weg scheint mir der durchaus verkehrteste. Man wolle bedenken: Welchen Menschen, der als Beruf die Medizin erwählt hat, wird man wohl mit dem Studium der verschiedenen Krankheiten, die er später heilen will, beginnen lassen? Und: In welchem Lande ist es Sitte, bei der Beurteilung physischer und psychischer Zustände von der Krankheitsform auszugehen? Ich meine, jeder Studiosus der Medizin bereitet sich auf sein späteres Metier, das im wesentlichen doch heute fraglos immer noch im Kampfe gegen die Krankheiten gipfelt, dadurch vor, daß er mehrere Jahre hindurch sehr ernsthaft und gründlich die Eigenarten des g e s u n d e n , n o r m a l e n K ö r p e r s studiert. Ich meine, genau so sollten wir doch in der Behandlung der Negerfrage auch vorgehen und uns erst einmal die noch in gesunden Verhältnissen wirkenden Eigenarten der sogenannten Neger vergegenwärtigen, ehe wir zur Behandlung der krankhaften übergehen.

Deshalb sage ich, scheint mir unsere Erfahrung im noch gesunden Inlande von hohem praktischen Werte, ebenso aber auch die Erfolge unserer entwicklungsgeschichtlichen Studien. Denn wenn wir nun langsam erkennen lernen, welche eigenartigen Einflüsse vordem schon bei diesen Völkern eingedrungen sind, wie in jüngeren, alten und sehr alten Zeiten allerhand Einwanderungen und Kolonisationen unter ihnen stattgefunden haben — wenn wir in der Lage sind zu erkennen, wie und unter welchen Formen diese Kulturmischungen stattfanden und ausklangen — dann gewinnen wir einen guten Leitfaden für alle Fragen nach der Art der Entwicklungstypen, in denen die sogenannte Negerschaft überhaupt sich zu bewegen imstande ist.

Die Ueberzeugung von der großen Wichtigkeit, die diesen Fragen zuzumessen ist, hat mich auch veranlaßt, auf einen Konflikt näher einzugehen, der unseren Erfahrungen in dieser Reiseperiode einen ganz besonderen Reiz verliehen hat. Gewisse Ereignisse, die im ersten Bande möglichst objektiv geschildert sind, brachten uns mit einem Gliede einer anderen Nation in Konflikt. Und dieses Vor-

kommnis setzte mich erfreulicherweise (so unangenehm auch an sich die Ereignisse waren) in den Stand, die dunklen Afrikaner zu beobachten, wie sie als Zuschauer eines Konfliktes zwischen zwei Weißen verschiedener Stammeszugehörigkeit sich gebärden. Die Beobachtungen bei dieser Gelegenheit sind ganz entschieden nicht nur für uns allein ungemein lehrreich, sondern direkt von international-wissenschaftlicher Bedeutung. Sie sind geeignet, die Aufmerksamkeit aller derer zu erwecken, die in leitender Staatsstellung sich befinden und als solche die Fragen zu überlegen haben, ob nicht in jedem Falle eines europäisch-internationalen Konfliktes jede Uebertragung desselben auf die in Afrika lebenden Mitglieder der uneinigen Nationen und auf die Negerländer streng vermieden werden muß.

□ □

Ein Gefühl großer Dankbarkeit beherrscht mich, wenn ich daran denke, in wie umfangreicher Weise unsere Tätigkeit besonders in den letzten Jahren von vielen Seiten unterstützt worden ist. Vor allen Dingen gedenke ich der Regierung der englischen Kolonie Nigerien. Die liebenswürdige Weise, in der wir offiziell und teilweise auch privatim von den leitenden Kreisen unterstützt wurden, mit der uns die einzelnen Residenten gastfreundschaftlich aufnahmen und unser Werk förderten, das rege Interesse, welches Se. Exzellenz der Herr Gouverneur für uns mehrfach und bis zuletzt bekundet hat, kann nicht genügend verdankt werden. Rechne ich doch unter allen meinen Mitarbeitern, welche ich derzeit noch auf dem afrikanischen Kontinent mit der Beantwortung unserer Fragebogen betraut habe, zur Hälfte englische Beamte. Nun hat es sich ja ereignet, daß wir einmal ziemlich im Beginne der letzten Wanderung in einen Konflikt mit einem englischen Beamten kamen; die Berührung war fraglos eine sehr unangenehme, und ich weiß, daß die energische Art, in der ich mich zur Wehr gesetzt habe, damals bedeutende Mißstimmung hervorgerufen hat. Ich weiß aber auch, daß gerade die in ihrem nationalen Ehrgefühl viel intensiver ausgebildeten Engländer ein volles Verständnis dafür hatten, daß wir uns nicht auf die Füße treten ließen. Ich spreche für die Sympathiekundgebungen, die uns gerade aus englischen Kreisen zuteil wurden, meinen herzlichsten Dank auch im Namen meiner Genossen aus. Die Schenkung, die beim Abschluß unserer Reise im Sudan uns zuteil wurde, und die

dazu dienen soll, die Arbeit weiter fortzuführen, habe ich in diesem Sinne als besonders wertvolle Aufmerksamkeit angesehen.

Zum zweiten danke ich der deutschen Presse aufs wärmste für die energische und klare Weise, in der sie sich für uns auch in schweren Zeiten interessiert hat. Wenn es je gelingen sollte, was ich nicht bezweifle, die beiden großen Geschwisternationen einander näher zu bringen, so kann dies selbstverständlich nur auf dem Boden der Achtung vor den Mitgliedern beider Parteien geschehen, und ich hoffe, daß dieses ausgezeichnete Einvernehmen, welches zum Schlusse als Ergebnis der langen Debatten eingetreten ist, in diesem Sinne einen nicht unwichtigen kleinen Beitrag für spätere Entwicklung bieten kann.

Se. Exzellenz der Herr Staatssekretär des Reichskolonialamtes hat uns in wohlwollender Weise für unsere Arbeiten wesentliche Zuschüsse aus den Reichsfond zukommen lassen, welche in dem wissenschaftlichen Werke, das wir in der deutschen Kolonie Kamerun auszuführen hatten, Verwendung fand. Ich spreche ihm unseren Dank aus. Die nun schon alte Mitarbeiterschaft mit den deutschen Museen fand eine Erweiterung. Professor Dr. Thilenius, der Leiter des Hamburger Museums, und Professor Dr. Weule, der Direktor des Leipziger Museums, boten wieder entsprechende Gelder für die wissenschaftliche Arbeit. Se. Exzellenz, der Herr Generaldirektor der Königlichen Museen, Dr. Bode, hat sich seitens Preußens dieser Zusammenarbeiterschaft angeschlossen, und ich danke auch dem Kollegen, Professor Dr. Ankermann, dem Leiter des Berliner Museums, für sein erfolgreiches Mitwirken auf diesem Gebiete.

Mein Vater, der Oberstleutnant Frobenius, hat wieder in dieser Zeit, wie in früheren Perioden, während unserer Abwesenheit die Geschäfte der Expedition in Europa geführt und auch dieser Publikation seine Mitarbeiterschaft gewidmet. Die Bande der Natur, die mich an diesen Mann knüpfen, wurden durch derart weitgehendes Zusammenarbeiten in einer Weise gestärkt, daß sie, zumal sie sich in diesem Werke offenbart, auch für die Oeffentlichkeit ein gewisses Interesse haben.

Nun meine Beamten. Ich habe das unendliche Glück gehabt, für diese Reiseperiode wieder zwei Mitarbeiter zu gewinnen, die ihren Platz in einer Weise ausgefüllt haben, die nicht genügend anerkannt werden kann. Diese beiden, der Kunstmaler Karl Arriens und der Ingenieur Albrecht Martius haben meinem Werke und mir eine Treue bewiesen, die eine Freundschaft fürs ganze Leben begründen mußte. Beide Männer haben in ihrer Weise Leistungen ausgeführt, wie sie

mir von anderen Leuten in ihrer Stelle aus der Geschichte der afrikanischen Wissenschaft noch nicht bekannt geworden sind. Sie haben in Zeiten der Krankheit und bitterer Not, an denen es weiß Gott nicht gefehlt hat, in derselben Weise ihre Pflicht erfüllt, wie in den Perioden, in denen die Sterne uns lachten. Ich weiß, daß ich nicht immer ein angenehmer und liebenswürdiger Chef bin und sein kann. Und ich kann es den beiden Leuten nicht hoch genug anrechnen, daß sie den ganz ungewöhnlich hohen Anforderungen, die ich an ihre Tätigkeit gestellt habe, stets gerecht wurden. Ich kann nur den einen Wunsch aussprechen, daß es mir gelingen möge, diese beiden Männer für immer an unser Werk zu fesseln.

Nach der Heimat zurückgekehrt, haben dieselben Kräfte wie in früheren Zeiten sich unserem Werke zur Verfügung gestellt. Dr. M. Groll hat wieder die Bearbeitung der kartographischen Materiale leitend übernommen. Fräulein Zimmermann hat unseren Goerzaufnahmen dieselbe Liebe und Geduld wie früher gewidmet. Meine Sekretärin, Fräulein Wiechmann, hat in den letzten Zeiten, in denen die Arbeit mit dem Sonnenaufgang begann und oft bis in die Nacht hineinreichte, niemals versagt. Der biedere und treue Ingenieur B. Hoffmeister hat wie früher wieder durch die Ordnung unseres Archives unsere Tätigkeit bedeutend gefördert.

Zu verbindlichstem Danke bin ich verpflichtet Herrn Professor Dr. Thilenius, welcher seitens des Museums für Völkerkunde in Hamburg einen wesentlichen Zuschuß aufgebracht hat, der es allein ermöglichte, diese Publikationen ins Leben zu rufen.

Ich darf aber auch nicht meinen Verleger vergessen, welcher in energischer und opferfreudiger Weise diesem Werke ernstes Interesse und stützende Kraft gewidmet hat.

Meine Schwarzen! Wenn ich alle die dunklen Köpfe, die im Laufe meines Wanderlebens hinter, neben und vor mir hergetrottet sind, in meinem Gedächtnis vorübergleiten lasse, so beschleicht es mich mit einem geheimen Gefühl der Wehmut, daß dieses ewige Wechseln der Menschen, welches das Expeditionsleben in Afrika einmal mit sich bringt, so sehr selten konstante Beziehungen erstehen läßt. Aber immerhin haben wir nun schon einige Getreue, die immer wieder in unseren Dienst zurückkehren, und vor allen Dingen muß ich meines biederen Unteroffiziers a. D. Biba gedenken, der, wenn auch von dunkler Hautfarbe, doch das Herz eines Weißen oft gezeigt hat.

□ □

In bezug auf die Zukunft unserer Arbeiten kann ich mitteilen, daß die Aussichten für die Fortführung und für die festere Gliederung der ganzen Tätigkeit sich wesentlich gebessert haben. Es versteht sich von selbst, daß das Archiv, welches unter unseren Händen mehr und mehr anwächst, nun nachgerade ein eigenes Heim fordert, und ich danke denjenigen, welche mir unlängst schon in diesem Gedankengange Grundstück und Unterkunft angeboten haben. Die Verhältnisse sind nicht spruchreif. Wenn irgendwo, so gilt es gerade hier, vorbedacht und sorgsam an die Zukunft denkend die entsprechenden Schritte einzuleiten. Ich habe aber die Hoffnung, daß die Werke, die für die Zukunft projektiert sind, einen guten Boden finden werden, der auch der starken und umfangreichen Mitarbeiterschaft, die hier zusammengewirkt hat, würdig ist.

Wenn vor einiger Zeit in der Presse Mitteilungen darüber kursierten, daß wir todkrank und mit Gefährdung unserer ganzen Arbeitskraft nach Europa zurückgekehrt seien, so mag darin ja etwas wahres gewesen sein; ich kann aber, was das Heute anbelangt, die feste Versicherung geben, daß wir uns jugendfrischer, arbeitsfreudiger, tatkräftiger als je fühlen, und daß wir mehr denn je hoffen, unsere Tätigkeit weiter ausdehnen zu können und im Sinne der Aufklärung aller Fragen der afrikanischen Völkerkunde bereit sind, einzutreten für ein frisch-fröhliches: Fiat lux!

Leo Frobenius.



In den Grabkammern des vorgeschichtlichen Afrika.
(Zeichnung von Carl Arriens.)

Erstes Kapitel.

Das Rätsel eines Erdteiles.

Grundgedanken der Forschung. — Die Anschauung von 1891. — Erste Erfahrungen im praktischen Negerstudium. — Kulturschätzung: Menschenfresserei und Kultur. — Dokumente der Kultur. — Gräberforschung. — Die großen Tumuli. — Das Urkundenmaterial der Kulturgeschichte Afrikas.

In diesem ersten Kapitel will ich mich bemühen, den Leser in jene Fragen, die unser Herz am meisten bewegen, einzuführen.

Im Jahre 1891 stand in einer Berliner Zeitung zu Beginn eines sehr gelehrten Artikels: „Afrika bedeutet uns nach neuzeitiger Ansicht, soweit es von Negern bewohnt wird, keinerlei geschichtliche Rätsel, denn nach allem, was wir von den Forschungsreisenden und Ethnographen aus diesem Erdteile gehört haben, fängt für dessen Bevölkerung die Geschichte der eigentlichen Kultur erst mit der Invasion des Mohammedanismus (schreibe besser: Islam) an. Vor den Arabern, die diese Religion und höhere Kultur den Eingeborenen zutrugen, gab es weder eine organisierte Staatenbildung (!), noch eine eigentliche Religion (!), noch ein entwickeltes Gewerbe (!). Wir müssen uns bei der Betrachtung der eigentlichen Neger und ihrer vormohammedanischen Zustände also auf die Schilderung ihres

rohen Fetischismus, ihrer brutalen, oft kannibalischen Sitten, ihrer geschmacklosen und abstoßenden Bildwerke und ihrer recht elenden Wohnstätten beschränken. Die natürlichsten Instinkte leiteten das Handeln und Treiben der Neger, die noch von keinerlei ethischen Regungen beseelt wurden. Der poetische Reiz, der märchenhafte Zauber, den für alle anderen Erdteile eine sagen- und sangesreiche Vergangenheit bietet, also das Anziehende jedes geschichtlichen Jenseits, die Aussicht, in nebelhafter Ferne ein wesentliches oder unwesentliches Zauberland aufsteigen zu sehen, die Hoffnung, der Erde hier und da Altertümer abgewinnen zu können, auf alles das muß jeder Beobachter und Beurteiler der sogenannten afrikanischen Kultur von vornherein verzichten. Wenn wir Kolonisierenden heute mit unseren Pflügen die afrikanische Erde aufreißen, so wird aus der Furche keine alte Waffe auftauchen. Wenn wir Kanäle durch die neue Erde ziehen, wird unser Grabscheit nirgends auf alte Gräber stoßen; und wenn wir den Urwald lichten, wird die Hacke nirgends auf die Fundamente eines alten Palastes stoßen. Afrika ist geschichtlich ärmer als irgend eine Phantasie sich vorstellen kann. ‚Neger-Afrika' ist ein rätselloser, geschichtsloser Erdteil!" — sic!

In meinem nächtlichen Studierstübchen griff ich damals zur Schere und schnitt den Absatz aus. Damals legte ich ihn nachdenklich zur Seite, wandte mich dann zu meinen Freunden auf dem Bücherbrett und ließ die Bilder, die Schweinfurth vom Hofstaate eines Königs Munsa, die Wissmann von dem Trubel der Bassonge-Städte, Pogge vom Muata-jamvo, die englischen Reisenden vom Zeremoniell des Ugandaherrschers entworfen hatten, an mir vorübergleiten. Ich erinnere mich nicht, mit welcher Absicht ich eigentlich damals den Zeitungsabsatz herausschnitt und verwahrte; sicherlich aber dachte ich nicht daran, ihn überhaupt an die Spitze dieses Werkes zu setzen. Dann und wann kam er mir aber im Laufe der Jahre beim Durchblättern alter Akten in die Hände: im übrigen nahm er in meinem Gedächtnis zunächst keinen hervorragenden Platz ein. Als mir dann aber 20 Jahre später im Ausgrabungsgebiete Ilife eine wunderschön geschnittene braune Hand aus tiefem Erdreich empor den ersten, noch mit feuchter Erde bedeckten Terrakottakopf emporreichte, fiel mir in raschem Ideenwechsel dieser Zeitungsabschnitt wieder ein. Die edlen Züge dieses alten Kunstwerkes schienen mir trotz aller erhabenen Ruhe, die seine Stirn auszeichnet, in mein Lächeln über die moderne Altklugheit einzustimmen. Dann wieder mußte ich dieser „neuzeitlichen Auffassung" gedenken, als ich einige Monate später in das

alte Bollwerk eingezogen war, das den geschichtslosen „Heidenvölkern" dereinst als Trutzwehr gegen den von Norden eingedrungenen Islam gedient hatte. Diesmal saß ich einigen der dunkelhäutigen Herren gegenüber, und diese lächelten sehr eigentümlich, so sonderbar, daß ich daran erkannte, wie dämlich in diesem Augenblicke mein Gesichtsausdruck war. Heute gebe ich die Berechtigung zu diesen Mienen durchaus zu. Denn ich habe den geistreichen Gesichtsausdruck noch bei jedem durch höhere Bildung geweihten Moslem gesehen, wenn ich erzählte, was ich damals hörte, daß nämlich in der Periode von 631—643, vor dem Umsichgreifen des Islam, das Symbol unserer christlichen Religion im Scheitelpunkte des inneren Westafrika errichtet wurde.

Der ethnologische Statusquo 1891.

So kam mir der alte, vergilbte Zettel, der auf sehr schlechtem Papier gedruckt war, während der ganzen Reiseperiode 1910—1912 nicht wieder aus dem Gedächtnis. Aus Steinen und Erzen, aus Fleisch und Blut, sprudelte dann eine Kunde nach der anderen aus immer weiterer Tiefe empor, bis wir hinabsteigen konnten in die Mysterien einer erstaunlich weit zurückliegenden Vergangenheit! Das Reich jener Götterkönige, die im heiligen Ritual nach vorgeschriebener Sitte, nach genau begrenzter Regierungszeit, regelmäßig von den Priestern ermordet wurden, stieg aus grauer Vorzeit, schauerlich beredt wie Banquos Geist, vor mir auf. Was die Autoren des klassischen Altertums als von fernher erklingende Nachricht mit Staunen einst gehört haben, das gewann Leben zwischen diesen tropischen Blättern der Weltgeschichte; mir aber versiegte das Lächeln, wenn ich auch oft daran denken mußte, daß Negerafrika ja „ein rätselloser, geschichtsloser Erdteil" sein sollte. Die Steine sprachen, die ehrwürdigen Erze leuchteten aus alten Gräbern hervor. Wir suchten das Totenreich und forderten Eintritt, wie einst der vielgeprüfte Flüchtling, als er unter dem Zorne des Poseidon litt. Hartes Werk ist es, gegen den Willen der Götter zu fordern, und bitter ist das Schicksal des Menschen, der die Zufluchtsorte göttlicher Vergangenheit aufspüren will. Die Hand, die den Schädel des längst Verstorbenen aus afrikanischen Grabhöhlen ergreifen will, wird von Skorpionen gestochen; der Kühne, der dem Naturwillen zum Trotze tosende Winterflüsse durchschwimmt und steile Bergesrücken hinaufklimmt, wird vom Fieber und von Todesnot bedroht. Aber was heißt das! Unser Altvater Odin gab ein Auge um Weisheitserkenntnis. In stummen Nächten summte wie schauerliches Knochengeklapper das Wort jenes alten Zeitungs-

abschnittes durch mein Hirn, wie der Rhythmus einer tosenden Maschinenwerkstatt: „rätsellos, geschichtslos!" —

Das Lachen und Lächeln vergeht dem, der da unten die Vergangenheit heraufbeschwört: Mancherlei werde ich von dem zu erzählen haben, was das Schicksal uns auf der Wanderfahrt von 1910—1912, und was die Arbeit von 20 Jahren uns an Gutem und Bösem beschert hat. Ich meine aber, nur dann könne das, was wir heute als Kredit in unser Hauptbuch eintragen dürfen, recht verstanden werden, wenn ich die Erlebnisse der Arbeit mit der Darlegung des Gewonnenen verbinde. Und deshalb setze ich den „status quo" der Meinung von 1891 an die Spitze. Und deshalb will ich auch zeigen, welches der schwerste Teil des Werkes, welches der Anfang ist, der überwunden werden muß für jeden, der in die Mysterien der Tatsachenwelt des vergangenen Negerafrika eingeweiht werden will. Im Vordergrunde steht das Flachste des Flachen, das Jämmerlichste des Jämmerlichen, das Primitivste vom Primitiven: die Albernheit und die Banalität des Heute.

Denn das ist an jenem alten Ausspruche wahr: der sogenannte Neger zeigt sich dem Europäer zuerst meist, ja, man kann sagen, fast stets, als ein so gut wie hoffnungslos geschichtsbares und in allen tieferen Dingen entwicklungsarmes Geschöpf. Ich sage: Er zeigt sich z u n ä c h s t so! Genau so, wie eine Unmasse bester europäischer Kraft dazu gehört hat, die Außenseite dieses zähen Erdteiles, dessen Eigenarten den jämmerlichen Typus des Negers zu seiner jetzigen Erscheinungsform umgebildet haben, zu durchdringen, auf deutsch: die Oberfläche des Erdteiles zu enträtseln — genau so, wie in der Tat vordem bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts eigentlich nur die Küsten und die von der islamischen Kultur damals beschrittenen Wege im Innern für europäische Forscher zugänglich waren — genau ebenso zeigte der dunkle Bewohner Afrikas im allgemeinen bislang auch nur da, wo Islam und Küstenhandel einen Zutritt vorbereitet hatten, oberflächliche Zugänglichkeit, im übrigen aber ein unzugängliches Innere und zähen, gleichgültigen Widerstand gegen jedes Eindringen europäischer Forschersehnsucht. Und wenn der gleiche Typus auch schon in der alten Zeit hier und da merkwürdigen Variantenreichtum zeigte, der unbedingt auf geschichtsreiche Vergangenheit schließen lassen konnte — wenn es auch schwer war, richtig zu interpretieren — so wurde es doch eben durch dieses banale Aeußere und eine gewisse Trivialität, der der Neger anheimfiel, sowie er mit den Europäern in nähere Beziehung kam, erschwert, das Tieferliegende zu erkennen. So

habe auch ich es erlebt! Und folgerichtig will ich deswegen hier die Schilderung meines ersten Zusammentreffens mit Negern anschließen, und wenn gerade damals, wie so oft später, der aus spontaner Wallung sentimental angehauchte, dankbare Negerknabe sprach, so scheint auch das gerade für die Negerart typisch.

□ □

Erste Erfahrungen im praktischen Negerstudium.

Ein Jahr, nachdem ich die oben wiedergegebenen Ansichten ausgeschnitten und beiseite gelegt hatte, fand ich zum ersten Male Gelegenheit, persönliche Bekanntschaft mit den schwarzen Objekten meines Studiums zu machen. Ich hatte mit einem jungen Manne, der in einer Hamburger Reederei angestellt und zumeist im Freihafen beschäftigt war, das Uebereinkommen getroffen, daß er mich immer sogleich benachrichtigen sollte, wenn auf irgendeinem Schiffe einmal einige Schwarze ankommen sollten, die Mitteilungen über die Zustände im Kongolande machen könnten. Denn aus dem Kongolande erhoffte ich damals ganz besonders wertvolle Aufschlüsse. Sobald solche Nachricht einlief, stahl ich mich von meinem Pulte fort und fuhr schnellstens der Seestadt zu. Es war das erstemal. Mein Freund holte mich am Bahnhofe ab. Er hatte gleich ein Individuum, das durchaus eigenartig aussah, mitgebracht. Als ich es aber erblickte, erkannte ich sogleich, daß dieses nicht ein Kongomann, sondern ein Abeokutajüngling sein mußte, denn er hatte die bekannten drei Narben auf jeder Wange. Das verstimmte mich zunächst. Ich hatte mich so recht auf einen Kongomann, womöglich ein Individuum aus der alten Stadt San Salvador, gefreut. Und nun war es nur ein Lagos-Mensch! Mein gutmütiger Freund war betrübt. Er bat mich jedoch, nicht zu schnell an der Sache zu verzweifeln, da er im ganzen sechs Individuen auf Lager hätte, und dies gewissermaßen nur eine Musterprobe sei. Somit nickte ich denn dem Probestück gnädig zu und fuhr in den Hafen. John, der englisch sprach, folgte nach.

Ich erinnere mich nicht mehr, was für ein Schiff es war, das die sechs Jünglinge aus Afrikas Westen in Hamburg ans Land gespien hatte. Nur soviel weiß ich, daß es kein Woermann-Schnelldampfer gewesen sein kann, denn an Bord des Kahnes herrschten Schmutz und übler Geruch in solchem Uebermaß, daß sogar meinem wissenschaftlich bedürftigen „Feuergeiste" die Luft ausging! Zudem suchten wir die noch restierenden Fünf vergebens an Bord; niemand konnte uns über ihren derzeitigen Aufenthaltsort Auskunft geben. Und

erst, nachdem wir John wieder erreicht hatten, hörten wir, daß die anderen wahrscheinlich ihren „shop“ im „dinner-house“ zu sich nähmen. Also verließen wir den duftenden Kahn, ließen möglichst unbekümmert einige kräftige Matrosenscherze über uns ergehen und folgten den Spuren der fünf verschwundenen Exemplare. Vergebens bemühte ich mich, meinen Groll gegen das verfehlte Individuum John so gut wie möglich zu unterdrücken und meine Auffassung vom englischen Sprachgebrauch mit der seinen in irgendeine Uebereinstimmung zu bringen, was beides mir recht schwer wurde und nach längerer Selbst- und Dialektüberwindung zu der Ueberzeugung führte, daß vier der anderen ebenfalls Lagosboys, der sechste aber ein Loangomann sei. Die Aussicht auf das Studium des Loangomannes erfüllte mein Herz wieder bis zum Rande mit Hoffnung. Nach Johns Behauptung sprach James, der Kongomann, ausgezeichnet englisch, like white man, und wußte über jede Sache genau Bescheid. Es war klar, daß James ein Ideal sein mußte, und John machte mir das immer deutlicher, bis ich bei der Ankunft im Dinner-Lokal, und nachdem ich ziemlich tief in die Geheimnisse des Vokabelschatzes meines Führers eingedrungen war, volle Ueberzeugung davon erlangt hatte.

Wenig später saßen wir zwischen den sechs schwarzen Burschen in einem Lokale, dessen Luft man entschieden auf Abbruch hätte verkaufen können. Ich erklärte dem Burschen mit aller mir zur Verfügung stehenden Ernsthaftigkeit, was mich zu ihm geführt habe, und während an den Nebentischen vergnügte Lieder gebrüllt wurden, bemühte ich mich, auf den Schwingen der Wissenschaft in eine bessere Luft zu gelangen. Der Jüngling James, der sich als verheirateter Katholik und französisch sprechender Familienvater erwies, wiederholte nach jeder Frage, die ich in wissenschaftlichen Dingen an ihn richtete: „very old — très vieux — very old — très vieux.“ — Und zwar war es ganz gleichgültig, ob ich über das Königreich Loango, den Amerikaner Stanley, die Kunst des Bogenschießens oder Sambi, den lieben Gott, sprach. Nachher verlangten alle Sechs „brandy!“ und bekamen dann sehr schnell glänzende Augen. Damit endete der erste Studientag vorschnell. Für den anderen Tag hatte ich James für 10 Uhr in mein Hotel bestellt. Ein Schiffsjunge brachte ihn um 12 Uhr in völlig betrunkenem Zustande — ich hatte ihm ja am vorhergehenden Tage noch zwei Mark geschenkt! — Am Nachmittage kamen noch zwei seiner Kameraden, die mich auch anbettelten. Gegen Abend war ich im Hafen an Bord und fand alle Sechs in seliger Verschlingung in einem Winkel des Zwischen-

deck. Nachts war ich betrübt. Ich hatte mir das Studium der Afrikaner leichter vorgestellt!

Mein Freund von der Reederei weigerte sich, „mit mir weiter zu arbeiten!" Eigentlich hatte ich auch die Absicht, die unglückliche Sache abzubrechen. Die Weigerung des anderen erweckte aber nun gerade meinen Widerstand. Am vierten Tage war jedoch auch mein Eigenwille gebrochen, und ich wollte abfahren. James war aber auch zu trunksüchtig! Ich ging nach einem letzten Versuch bekümmert aus dem Hafen. Es kam jemand hinter mir hergelaufen. Ich kannte diese schlürfenden, der Stiefel ungewohnten Fußlaute zur Genüge. Ich dachte mir: „Aha, nun wollen sie dich doch noch einmal anbetteln." Ich war aber in diesem Augenblick sehr hart und völlig am Ende meiner Geduld. Ich wandte mich gar nicht erst um. Der Bursche kam näher und näher. — Er erreichte mich. Es war nicht James, sondern John. Und John sagte in seinem Englisch: „In my country is every old time man big stone."

Ich wandte mich verblüfft um. Ich fragte, was der Bursche damit meine und wolle. Der Jüngling wiederholte mir, daß in seinem Lande jeder Mann aus alter Zeit ein großer Stein sei. Ich fragte später, weshalb er mir diesen Unsinn sage, und er setzte mir auseinander, er habe nun verstanden, was ich eigentlich wolle. Ich hätte ihm viel gegeben, und nun wolle er mir doch auch aus seinem Lande etwas erzählen. Danach sagte er mir einige Städtenamen, die ich mir höflichkeitshalber aufschrieb. Ich gab ihm auch einen six-pence, also 50 Pfennige, und dann war es fertig. — Welch wichtige Dokumente ich so in die Hände bekam, davon hatte ich an jenem Tage noch keine Ahnung. Erst ein Jahr später, als ich wieder im Hamburger Hafen Studien trieb, dämmerte mir eine Ahnung davon, daß mir John sowohl den ersten Einblick in ein Negergehirn (das sehr wohl Dankbarkeit und Verpflichtung kennt!), als auch die erste Aussage über Skulpturen im alten atlantischen Kulturgebiete gegeben hatte. Es war, wie häufig bei der Jagd: Der Neuling hatte den besten Anlauf, aber er verpaßte den Schuß. Die großen, steinernen Köpfe, die ich jüngst heimbrachte, stammen aus den Ruinen einer Stadt, deren Namen mir damals John genannt hat.

□ □

Das ist mir eins der merkwürdigsten Erfahrungsbeispiele von Theorie und Praxis im ethnologischen Studium geworden. Der Theorie nach lehnte ich a priori die Geschichtslosigkeit der Afrikaner

ab; das erste Auftauchen eines alten Kulturmonumentes in meinem Gesichtskreise übersah ich aber! Wahrlich, das Sehenlernen ist im afrikanischen Tiefenstudium der schwierigste Teil der Arbeit!

□ □

Kulturabschätzung. Menschenfresserei und Kultur.

„In meinem Lande ist jeder Mann aus alter Zeit ein großer Stein", sagte der nach Hamburg verschleppte Negerbursche und roch dabei nach Fusel. Hier stand ein großes Problem der Wissenschaft lebendig vor mir, das Problem der Kulturmischung, die hier erstens in den vorgeschichtlichen Steindenkmalen Innerafrikas, zweitens in der englischen Sprache des Jünglings und drittens in dem Geruch deutschen Schnapses geboten war. Das Objekt stellte also den Stoff für mindestens drei Doktordissertationen dar, für eine über vorgeschichtliche Funde in Westafrika, für eine über Uebertragung und Umbildung englischer Sprache auf den Negermund, und drittens über eine betreffend die Beeinflussung des Negergehirnes durch deutsche Alkoholpolitik. Während aber hier ein jeder Laie mit Leichtigkeit jedes dieser Motive in die Geschichte der Weltkultur wenigstens epochen- oder doch regionsweise eingliedern kann, ist das in der Mehrzahl der anderen Fälle nicht so leicht. —

Nach dem Ueberwinden des banalen Aeußeren, mit dem der Neger uns entgegentritt, liegt die zweite Schwierigkeit des Forschens in der Tatsache, daß niedere und höhere Instinkte und Kulturformen in Afrika so innig miteinander verbunden sind, daß es außerordentlich schwer ist, zu sagen, was älter und primitiver und was höher und jünger ist. Man ist geneigt, alle niederen und tieferen Aeußerungen der Menschheitsgeschichte einer älteren, alle höheren einer jüngeren und höheren Kulturschicht zuzuschreiben. Nackte Menschen gelten a priori als Repräsentanten älterer, primitiver Geschichtsperioden; reicher gekleidete als Vertreter höherer und jüngerer Kulturentwicklung. Die sogenannten „Fetischanbeter" sind dem Laien immer primitiv erschienen, und so erscheinen ihm auch stets die Völker mit schwach entwickeltem Staatswesen, mit ungeordneter Familiengliederung und einfacherer Bewaffnung. Dagegen pflegt man hohe und höher stehende Bildungen, verfeinerte Familiengruppen, kunstgewerbliche Glanzstücke gern als Anzeichen höherer und jüngerer Kultur einzuschätzen.

Wie unsicher solche Kritik ist, soll mit einem Beispiel belegt werden, das den Kontrast so recht in seiner Tiefe, die Schwierigkeit dieses Problems in seinem ganzen Umfange kennzeichnet. Aus einem

Werke der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gebe ich ein Zitat: „Die Menschenfresserei kann doch nur von einem Volke geübt werden, das auf der niedrigsten Stufe menschlicher Gesittung steht und noch keinerlei seelische Verfeinerung und Vertiefung erfahren hat." — Dagegen nun meine Erfahrung:

In der Reiseperiode 1904—1906 zählte ich zu den besten Leuten der Expedition einige Bassonge, also Angehörige eines Volkes, das am obern Sankurru und Lomami, etwa um den 24.° ö. L. und den 5.° s. Br. wohnt. Es waren dies kluge und intelligente Menschen, die aber mit den Batetela vom oberen Lomami und den Tomma in Liberia zusammen um den Preis ringen können, die raffiniertesten Menschenfresser zu sein, die ich überhaupt persönlich kennen gelernt habe. Ueber ihre kannibalischen Sitten habe ich in unseren Akten folgende Studienergebnisse verzeichnet:

Die südlichen Bakete und die Kauanda sind auch Kannibalen; aber sie verzehren nur zeitweise Menschen, die gelegentlich im Kriege getötet worden sind. Die Bassonge essen nicht nur diese gelegentliche Kriegsbeute, sondern sie veranstalten Menschenjagden und mästen Sklaven, die nur noch dem Zwecke dienen sollen, gegessen zu werden. Von Zeit zu Zeit machte sich in älteren Zeiten eine Männergruppe aus irgendeiner Bassongestadt auf den Weg und hielt sich möglichst auf den Wildpfaden. Irgendein kleines Dorf, mit dem keine Familienbeziehungen vorhanden waren, wurde aufgesucht und zu einer Tagesstunde, da der größte Teil der Männer auf den Feldern beschäftigt war, angegriffen. Den Dörflern erklang plötzlich zum Zischen der Pfeile das bekannte „Häääääähhhhh! Häääähh!" Dann floh der Rest der anwesenden Dörfler durch die Bananenstauden von dannen und suchte sich im Grase oder in Hüttenwinkeln, so gut es ging, zu verbergen. Meist glückte solch ein Angriff, denn die Späher hatten schon tagelang auf der Lauer gelegen, hatten alle Einzelheiten signalisiert und kannten die günstigen Momente. Die glücklich dem Dorfe und dem Ueberfall entschlüpften Einwohner liefen natürlich zu denen, die im Feld arbeiteten, und diese sandten dann Boten aus, um aus befreundeten Orten Hilfskräfte heranzuziehen, überall im Lande die Verwandten aufzubieten und womöglich noch rechtzeitig den plötzlich hereingebrochenen menschenmordenden, menschenfleischheischenden Männertrupp vor ihrem Abzuge abzufangen.

Daß die Bewohner des Landes sie, wenn nur igend möglich, einzufangen und zu töten suchen würden, das wußten die Menschenjäger aber recht wohl. Es war für sie sicher, daß eine große Zahl

von Kriegstruppen bald in der Umgebung auftauchen würde. So war ihnen denn Eile geboten. Meist hatten diese Jäger einige Kinder aufgegriffen, oder es war durch Speerstiche, die durch die Hüttenwand in das Innere der Häuser drangen, auch wohl ein verkrochener Sklave oder eine alte Frau niedergestreckt. In großer Eile ward nun ein mächtiges Feuer angefacht. Und während die vor dem Dorfe aufgestellten Wachen ausspähten, wurden die erlegten Kinder wie die Ratten auf lange Stöcke gesteckt und an diesem naturwüchsigen Bratspieß geröstet. Erwachsene Leuten wurden, wenn der Rückzug nicht allzu gefährdet war, gefesselt und mitgenommen. Glaubten die Menschenjäger indes, mit solchem widerstrebenden Ballast Schwierigkeiten und allzu große Behinderung zu finden, so ward das Opfer dieser Feinschmeckerei durch Messerstiche ins Herz getötet. Der Leib ward dann von oben bis unten aufgetrennt, ein längerer Pfahl ward darüber gebunden, und das edle Wild so über die Flammen gebracht. Schnell waren hier und da einige Garkosthappen abgetrennt, und dann ward das Stück zerlegt und in einzelnen Teilen mitgenommen. Eiligst brach die Jägerschar auf; einer hatte einen Arm, einer einen Kopf und der Anführer vor allen Dingen das Herz im Beutel. War Gefahr im Anzuge, so ging es eiligst heim, war die Gelegenheit dagegen günstig und noch nicht jeder Schnappsack gefüllt, so ward auch wohl noch ein anderer Weiler aufgepürscht, dann hieß es aber eiligst: rückwärts! Nachher kamen die Dörfler zurück, sie fanden dann nur die verkohlten Reste eines mächtigen Feuers und angesengte Pfähle, und durch die Luft zitterte noch der Geruch von Blut und verbrannten Haaren. Die zurückkehrenden Männer klagten nicht; das ist hier Sache der Weiber. Sie gruben eine Grube wie ein Grab und warfen den Rest des Mahles hinein. In den nächsten Tagen ward dann eine Versammlung der verwandten Dörfler abgehalten. Oft wußte die Bevölkerung überhaupt nicht, woher der Feind gekommen war, und dann konnte auch kein Rachezug unternommen werden. Aber auch, wenn man den Feind zu fassen vermochte, kam es selten dazu; denn das war ja die Regel: die Stärkeren überfielen die Schwächeren, und die hatten nicht genug Staatserziehung und staatenbildenden Geist, um etwa durch Vereinigung mehrerer kleiner Weiler einen großen Staat zu bilden. Es fehlte eben das Häuptlingstum in diesem Teile des Sankurru- und Lomamibeckens. Das war der Fluch!

Wenn eine hochstehende Regierung auch noch so tapfer und klug und geregelt ist, so ist der „Bürgermeister" hier doch nie der Herrscher, und das ist der große soziale Unterschied zwischen den

Völkern des zentralen Kongobeckens und denen des Südens. Jedes monarchische oder despotische Volk, das in das Innere des Beckens geschleudert ward, verfällt wieder in die alte Städtebildung; Kunst und Geistesleben mögen da wohl blühen, Staatsgewalt nie. Doch beachten wir nunmehr die andere Form der Menschenfresserei.

Wenn bei den zentralen Bena-Ki anscheinend mehr die Menschenjagd Sitte war, so war wohl bei den schwächeren Grenzstämmen des Bassongegebietes mehr die Mästung üblich. Jedenfalls waren sie im Menschenessen alle gleich. Sklaven, im Balubalande eingefangen oder eingekauft, wurden zunächst gezüchtet. Gehörten sie der Gemeinde, so war der „Bürgermeister" der Fürsorger; dann war er es, der zu entscheiden hatte, wann der Mann seinem Schicksal verfiel. Bis dahin erledigte er Gemeindearbeiten. Der Mastsklave oder die Mastsklavin leben übrigens nicht im Zölibat. Aber es wird ein großer Unterschied gemacht, der für die Auffassung der patriarchalischen Stämme eine wertvolle, grundlegende Aufklärung bietet: ein Kind, das ein freies Bassongeweib zur Mutter und einen Sklaven zum Vater hat, ist unfrei und späterer Küchenverwendung preisgegeben. Das Kind, das einen freien Bassongemann zum Vater und eine Sklavin zur Mutter hat, ist ein freies Stammesglied; denn der Mann ist nach patriarchalischer Auffassung der Maßgebende.

Siehe Kapitel 17, Nachtrag 1.

Im übrigen gingen die Menschenzüchter in bezug auf ihre Opfer von klaren Ueberlegungen aus. Mir sagte ein Bassonge, daß ein Mann nur dann dick und fett würde, wenn er verheiratet sei, und wenn er keinerlei Sorgen habe. Deshalb müsse man also auf jeden Fall einem Zuchtsklaven eine Frau geben, sonst werde es mit dem Fett nichts rechtes. Außerdem dürfe der Mann nicht beständig in der Angst schweben, daß er demnächst gegessen würde, denn dann magere er eher noch ab, als daß er zunehme. Am besten wäre es jedenfalls, wenn es dazu käme, daß der Mann während der Mastzeit Vater würde, denn dann fühle er sich im allgemeinen sehr wohl und nehme beträchtlich zu. Man sieht daraus nicht nur, wie raffiniert diese Gesellschaft ist und ihre Maßnahmen ergreift, sondern mit welcher großen Ueberlegung diese Stämme bis zu logischen Schlußfolgerungen gelangen. Alle diese Dinge hier sind für den, der unter den Baluba und Bassonge längere Zeit geweilt hat und mit ihnen auch geistig verkehrt hat, nichts Ungewöhnliches. Sie charakterisieren eine Denkweise, wie wir sie unter den dunklen Waldvölkern nicht finden würden.

Wenn das sorgsam gezüchtete Stück schlachtreif ist, so wird ein günstiger Tag bestimmt. Irgendein heiliger Mann der Stadt gibt nun gewöhnlich den Ausschlag, indem der Orakelgeist dieses heiligen Mannes für einen bestimmten Tag sich äußert. So machen sich denn an dem betreffenden Morgen einige handfeste Burschen mit langen Knütteln und dem Schlachtsklaven auf den Weg in die Savanne, unter dem Vorwand, irgendwo zu Markte zu gehen oder eine Wildspur aufzusuchen oder ähnliches. Nun wird es dann so eingerichtet, daß an einem geeigneten Platze, d. h. wo das hohe Gras gute Verstecke bietet, der Schlachtsklave vorangeht. Dann holt einer der anderen, die hinterher wandern, plötzlich mit einem Keulenknüppel aus und schlägt dem Opfer unversehens in den Nacken. Die Leute haben ihren eigenen Griff und Schlag. Und so fällt der Mann dann sogleich als Toter in die harten, hohen Gräser. Jetzt schneiden die Burschen eilends einen kahlen Platz in das Gras, legen den Getöteten in die Mitte und häufen die Gräser über ihm zusammen. Bis zum Mittag ist das Gras getrocknet, und dann wird es angezündet. In diesem Strohfeuer brennt die schwarze Decke der äußeren Haut sehr bald ab, und das weiße Fleisch kommt zum Vorscheine, das „weiße, schöne Fleisch". Damit ist für heute die Arbeit getan. Erst am anderen Tage wird der Mann aufgebrochen. Dann ist die ganze Speisegesellschaft, gereifte Burschen und Männer, zugegen. Frauen dürfen das „Kubia-Muntu" nicht sehen, auch von dem Festschmause nichts erfahren. Sie sind strengstens davon ausgeschlossen. Die Teilung erfolgt familienweise. Alles wird aufgegessen mit Ausnahme eines Gliedes, das daheim im Rauchfange über Feuer geräuchert und als Zauberbestandteil den wichtigeren Buanga (Zaubermitteln) beigefügt wird. Im übrigen wird das Fleisch mit Bananen und Maniok zusammen gekocht und soll so einen sehr angenehmen, dem Schweinefleische ähnlichen Geschmack erhalten. Kann die Genossenschaft nicht alles verzehren, so röstet man den Rest im Feuer.

Daß solchem Mahle ein kräftiger Umtrunk in Palmwein folgt, versteht sich von selbst. Aber daß solche Festtage dann in gründliche Schlägerei ausarten, soll nicht vorkommen. Es scheint vielmehr eine ganz eigenartige Stimmung über solchem Festmahle im hohen Grase zu lagern. Die Speisegenossenschaft wird mit einem Bande umschlungen, das eine gewisse mystisch-religiöse Kraft zu besitzen scheint. Aber eigentliche Kultushandlungen sollen nicht dabei vorkommen. Bei den Ki waren noch monatliche Festbraten an der Tagesordnung, aber trotz „der guten Gewohnheit" hatte

auch bei ihnen das Gewohnte nie den Anstrich des „Gewöhnlichen", des „Alltäglichen" erhalten.

Nach allen meinen Erfahrungen und nach all den vielen Mitteilungen dieser Art, die mir abends beim Feuer und bei kreisender Tabakspfeife zuteil wurden, gewann ich doch stets den Eindruck, daß alle innerafrikanischen Kannibalen eine ganz ausgeprägte Stimmung mit dem Menschenmahle verbinden, und ich muß es für mein Reisegebiet jedenfalls als eine Entstellung der Tatsachen ansehen, wenn ein Reisender von den Innerafrikanern schreibt, „sie essen Menschenfleisch mit demselben Gefühl, wie wir ein gutes Beefsteak". — Das ist unwahr, denn wenn ein Neger auch wöchentlich mehrfach Menschenbraten auf seiner Tafel stehen hat, so wird der Genuß für ihn in diesen Ländern doch stets mit einem bestimmten Gefühle verbunden sein. — — — — —

So berichtet das Tagebuch von 1905.

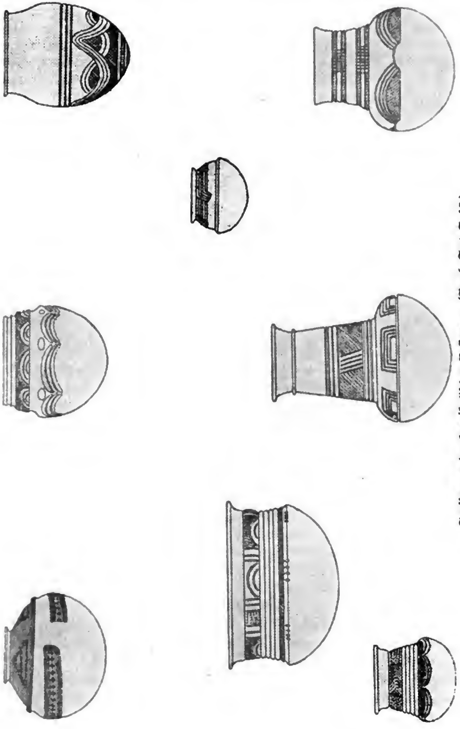
Hier ist also die Barbarei so voll entwickelt, wie nur denkbar. Ich meine — um damit zu unserem Problem zurückzukehren — hier zeigte sich eine so absolut brutale Sitte, daß wir an die oben zitierten Worte denken müssen: „Die Menschenfresserei kann nur von einem Volke geübt werden, das auf der niedersten Stufe menschlicher Gesittung steht und keinerlei seelische Verfeinerung und Vertiefung erfahren hat."

Der Theorie nach sehr schön! Aber: diese kannibalischen Bassonge waren nach dem von uns vorgefundenen Typus eines jener seltenen innerafrikanischen Völker, welche zu den geschmackvollsten und geschicktesten, taktvollsten und intelligentesten gehören, die wir unter den sogenannten Naturvölkern überhaupt kennen. Sie wohnten vor der arabischen und europäischen Invasion nicht in „Dörfchen", sondern in Städten von 20—30 000 Einwohnern, in Städten, deren Hauptstraßen von Alleen herrlicher, regelmäßig eingepflanzter, in gleichen Abständen kolonnadenartig gegliederter Palmbestände beschattet waren. Ihre Tonarbeiten könnten jedem europäischen Kunstgewerbler reiche Anregung bieten. (S. S. 15.) Ihre eisernen Waffen waren so ausgestaltet, daß kein fremdes Kunstgewerbe sie vollendeter in ihrer Art erdenken kann. In die Eisenblätter waren zierliche Ornamente in Kupfertauschierung eingelegt, und die Griffe waren geschmackvollst mit Kupfer plattiert. Dazu waren es die fleißigsten und geschicktesten Farmbauern, die in sorgfältiger Bestellung der Anlagen jedem europäischen Gärtner Konkurrenz machen könnten. Der Verkehr der Männer und der Frauen, der Eltern und der

Kinder war durch einen Takt und eine Feinfühligkeit charakterisiert, die weder in bäuerlicher Unbefangenheit, noch in städtischer Verfeinerung bei uns übertroffen werden könnte. Die Grundbildung ihres Staaten- und Städtewesens war ursprünglich eine parlamentarisch-republikanische Organisation. Es ist festzustellen, daß diese würdig geleiteten Städte zwar oftmals Krieg miteinander geführt haben, daß es aber trotzdem, seit undenklichen Zeiten, unbedingt Sitte war, auch mitten im Kriege die Handelsstraßen offen zu halten und eigene wie fremde Händler unbehelligt ziehen zu lassen. Und der Handel dieser Eingeborenen bewegte sich auf einer Straße, die uralt war, die vom Itimbiri bis Batubenge, d. h. also auf einer Linie von annähernd 1000 km verläuft. Diese Straße ist erst von den „kulturtragenden" Arabern gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zerstört worden. Noch zu meiner Zeit gab es aber Schmiede, die die Namen der Orte an dieser hervorragenden, den „undurchdringlichen Kongowald" quer durchschneidenden Handelsstraße kannten. Denn auf ihr wurde alles Eisen ins Land gebracht.

Was will solchen Tatsachen gegenüber nun die Behauptung unseres Autors aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts besagen? Ist es nicht augenscheinlich, daß die eine abgeschmackte Sitte der Menschenfresserei durchaus nicht als Symptom absoluten kulturellen Tiefstandes gelten kann? Und ist es nicht ganz klar, daß solche Kunstfertigkeit, solche bedeutende Entwicklung des Handels, solche Städteanlagen und Städtebildung das Produkt langer, kulturgeschichtlicher Entwicklung sind? Spottet hier nicht der ganze Tatbestand einer engbrüstigen Anschauung, die nur nach Prüfung abstruser, barocker Uebertreibungen, wie sie notwendig die Kultur jedes Volkes aufweist, den Wert und die Zugehörigkeit des Ganzen beurteilen will?

Aber doch muß ich zugeben, daß solche Nebenerscheinungen jede höhere Kulturerscheinung in Afrika so dicht umhüllen und unter schier undurchdringlicher Decke verkleiden, wie der Urwald die Bäche und Flußläufe. Es ist schwer, sie beiseite zu räumen, sehr schwer! Oft verzagt der Forscher. Und der Schatzgräber findet nicht immer das, was er erhofft hat, und was er auch erwarten konnte. Eben weil dieses Schlinggewirr allzuhäufig in tropischer Ueberwucherung das eigentliche Wesen erstickt und abgetötet hat. Es ist wahr: Der Afrikaner hat wenig Talent dazu, einen Kulturschatz rein zu bewahren und sein Erbe heilig zu halten. Denn er kann nicht anders, als mit bald bizarrem, bald komischem, bald



Topfformen der kannibalischen Bassonge. (Vergl. Text S. 13.)
(Zeichnung von Hans Martin Lemme. 1906.)

naivem, bald barockem, fast immer aber geschmacklosem Schnörkelwerk jede Urkunde aus alter Zeit so zu übermalen, daß das Auge sich erst nach langer, langer Mühe instand gesetzt sieht, den alten Text zu erkennen.

Dokumente der Kultur. Gräberforschung.

Was aber sind denn nun geschichtliche Urkunden in Afrika? Dürfen wir ein Material erhoffen, wie es der Historiker am meisten erstrebt: geschriebene Dokumente? Oder aber gäbe es eine Möglichkeit, eines Tages auf Monumente zu stoßen, wie solche aus klassischem und mittelamerikanischem Altertum so reich erhalten sind? Oder aber gar gutdatierte, wie die Aegyptens und Westasiens?

Es war früher bitter für uns, auf solche Fragen immer nur antworten zu können: „Was wir an Manuskripten aus Negerafrika kennen, das ist in arabischen Lettern geschrieben und atmet islamischen Geist. Und noch fand niemand ein Monument aus Stein oder gebrannter Erde oder Erz, das nicht in letzter Linie doch echte, geschichtslose Negerbanalität zeigt, oder als geschliffenes Werkzeug aus der ebenso ungeschichtlichen Vorzeit stammt." Es war bitter und hart, so klar die Machtlosigkeit und Ergebnislosigkeit unseres Strebens zugestehen zu müssen. Wer aber hätte anders antworten können? Und wenn nur Urteile, wie die auf pagina 1 wiedergegebenen, ausgesprochen wurden, so war im Grunde genommen vom historischen Standpunkte aus nichts hiergegen zu sagen. Es gehörte wahrlich starker Mut und große Hoffnungsfähigkeit dazu, die Ueberzeugung aufrecht zu erhalten, daß doch noch eines Tages ein gutes Beweismaterial für kulturelle Tiefe und wirkliche Anknüpfungsgelegenheit für geschichtliche Eingliederung in die Weltgeschichte gefunden werden könnte.

Die Standhaftigkeit ist aber im Laufe der Zeit belohnt worden.

Im Bericht über die zweite Reiseperiode („Auf dem Wege nach Atlantis", S. 321) habe ich schon von einem Ritte erzählt, den ich eines Nachts unternahm, um heimlich ein altes Heiligtum des großen Mossivolkes aufzusuchen und einige Schätze, die es barg, für die deutschen Museen zu retten. Es war eine der lustigsten und erfreulichsten, wenn auch der anstrengendsten Unternehmungen, die mir überhaupt geglückt sind. Schon lange, bevor ich in der Reichshauptstadt der Mosi anlangte, hatte ich von jenem Heiligtum im Voltagebiet gehört, als Erfolg des immer bewährten Rezeptes, daß man vor dem Betreten eines Landes dessen abgetriebene und verschlagene Bürger gründlich abhören muß, weil diese durch Ver-

sklavung Abgetriebenen und Verschlagenen im Auslande immer leichter über die Geheimnisse der Heimat berichten, als dessen ungetrübt glückliche, seßhafte Völker, die infolge des Lebens im sozialen Verband zu gleichmäßig betriebener Geheimniskrämerei neigen.

Diese dunklen Afrikaner wissen ihre Geheimnisse unter dem Druck des allbeherrschenden Sozialmilieus mit einer Zähigkeit und Verschwiegenheit zu bewahren, die für uns individuell entwickelte und persönlich erzogene Europäer unverständlich ist. Bei uns kann sich niemand eine Vorstellung machen von der Wucht des Druckes, den die gesamte Masse der Bevölkerung auf den einzelnen ausübt. In Wagadugu, der Reichshauptstadt der Mosi, war solche Verschwiegenheit aus guten Gründen fast noch tiefer eingewurzelt wie sonst in Afrika. Am Kaiserhofe in Wagadugu gab es etwa 50 höhere Beamte und Fürsten, von denen jeder habgierig, herrschsüchtig, bereit zu Intrigen, in ununterbrochenem stillen Kampfe mit der Gesamtzahl der anderen Fürsten lag, in einem Kampfe, dessen Ziele für alle die gleichen waren: den größten Einfluß auf den Mogonaba — den Kaiser — zu gewinnen.

Ach, dieser arme Mogonaba! Er wurde umtänzelt und umgirrt, umflattert und umgarnt, wie nur je ein kleiner europäischer König von einer raffinierten Kamarilla. — Der Kaiser war ein sehr junger, sehr unerfahrener, von der Natur mit wenig Gaben und noch weniger Energie begabter Mensch. Die Erzfürsten des Reiches wälzten sich alltäglich und unentwegt demütig vor ihm im Staube und stießen und rissen seinen Willen doch hin und her, je nach dem Ueberwiegen der persönlichen Macht im Reichsrat. Ich habe diesen armen Kaiser weinen gesehen. Wahrhaftig ein jämmerliches Bild und eine sehr eigenartige Erfahrung.

Armer Kaiser der Mossi!

Es war unter den komplizierten Verhältnissen dieser Kamarilla schwer, meinen Plan auszuführen. Ich fand keine Parteigliederung im Lande, die mir etwa eine Handhabe hätte geben können, sondern ich fand über 50 habgierige, kurzsichtige, herrschsüchtige, kleine Fürsten, von denen keiner dem anderen über den Weg traute! Also blieb mir nichts anderes übrig: ich mußte mich an dem allgemeinen Ränkespiel beteiligen und versuchte, von dem Mogonaba das zu erlangen, was ich für meine Arbeiten benötigte. Erfreulicherweise war Seine Majestät, wie auch auf anderem Gebiete, so auch auf dem Boden der Finanzpolitik sowohl schwach besaitet, als schwach im Widerstande. Majestät brauchte immer Geld, viel Geld. Seitdem die Franzosen ins Land gekommen waren, durfte man nicht mehr

Sklaven fangen; auch warf der Karawanenhandel, für die einheimischen Fürsten wenigstens, nichts mehr ab. Und doch wuchsen die Bedürfnisse. Der Kaiser mußte am Opferfeste Kleider verschenken, für die die Sklaven nicht mehr die Stoffe webten, sondern die nach modernem Geschmack von den fränkischen Faktoreien im Westen eingekauft werden mußten. So kam ich denn der kaiserlichen Schatulle mit dem Konto der Expedition gerade vor dem großen Opferfeste recht gelegen.

Wie manchen Abend haben wir gehandelt und geschachert!

Und wie haben wir geschachert! Wie manchesmal habe ich stundenlang bei ihm gesessen! Zuletzt aber wurden die Erzfürsten eifersüchtig auf mich und böse auf den Kaiser, weil sie etwas ahnten. Der Giftbecher kreist aber in diesem Lande auch am Kaiserhofe! Der Herrscher begann zu fürchten. Er verfiel der Furcht vor den Rechten der berühmten vier Erzherren auf der einen Seite und der Furcht andererseits, daß die anderen den Leckerbissen mit ihm etwa teilen wollten. So einigten wir uns denn eines Tages schnell auf 1200 Francs, zahlbar nach Einheimsung der Materie, und da in der Nacht des Uebereinkunfttages noch ein großes Hoffest stattfinden sollte, bei dem alle Großen erscheinen mußten, ward beschlossen, die Sache in gleicher Nacht auszuführen.

Ich schickte meine Leute an diesem Tage früh zu Bett. Mein Mosidolmetscher trug meinen Sattel in einem Sack fort, ich legte mich pro forma zu Bett, und pünktlich zu verabredeter Stunde klopfte einer der kaiserlichen Pagen an den Holzverschlag, hinter dem mein Bett stand. Wie anscheinend immer in solchem Falle, wäre das Ganze noch im letzten Augenblick bei einem Haar ans Tageslicht gekommen. Denn gerade an diesem Tage mußte das Pflichtgefühl meinen sonst so faulen Pferdejungen so ungewöhnlich kitzeln, daß er beschloß, die Eisenteile meines Sattels zu putzen. Wie ich mit dem Pagen an dem Leutehause vorbeikam, sah ich, wie er dort wild umherschoß und nach dem Sattel schrie, der inzwischen schon draußen am Weichbilde der Stadt auf dem Rücken eines kaiserlichen Pferdes lag. Glücklicherweise hielt der Reinlichkeitstrieb nicht allzu lange vor. Der Jüngling beruhigte sich. Als echter dunkelfarbiger Bewohner Afrikas beschloß er, die erschwerte Angelegenheit bis morgen zu verschieben.

Es war ein tolles Jagen, und es ging immer im schnellsten Negergalopp, in Schlangenlinien, auf dem meist steinigen Boden dahin. Ich war sehr froh, daß ich nicht meine eigenen Gäule zwi-

schen den Beinen hatte. Zweimal wechselten wir die Pferde, dann waren wir angelangt.

Das Haus, vor dem wir anhielten, wurde schnell durch einige Fackeln erleuchtet, deren Material aus dem Hausdache gezogen war. Es hatte bis auf den Eingang, der später zu schildern sein wird, nichts Besonderes an sich. Es war eine sehr große Rundhütte. Die Kerzen wurden angezündet, ich ging hinein. Es war ein dunkler Raum, in dessen Mitte sich etwas Großes und Unkenntliches erhob; an den Wänden waren auf einem einfachen Gerüst eigenartige Gebilde aufgestellt, die erwähnten Heiligtümer, annähernd 2 m hohe Masken, Holzstäbe, Gewänder usw., einige gut erhalten, andere zu Staub zermodert und zerfressen, alles in allem für mich ein köstlicher, ethnologischer Fund; aber wenn auch eigenartig und wunderlich, so war auch er im Stil und Wesen das gleiche charakterschwache Schnitz- und Schnörkelwerk, das uns als typisch afrikanischer Tand so oft geistesarm und geschichtslos entgegenstarrt, wenn er auch noch so viele hundertmal stilisiert ist. Ich war sehr befriedigt — als Ethnologe. Eiligst wurden alle brauchbaren Dinge herausgesucht, und schon wollte ich mich auf den Rückweg machen, ehrlich gestanden nicht nur müde, sondern auch angewidert durch einen fauligen Geruch, der im Raume herrschte, durch das überall herumfliegende Holzmehl und durch eine gewisse klebrige Feuchtigkeit. Ich wollte mich mit meiner Beute aus dem Staube machen, da fiel mir wieder das merkwürdig große, dicke Ding auf, das in der Mitte des Raumes emporragte.

Ich beleuchtete es näher. Da zeigte sich, daß genau in der Mitte ein großer, konischer oder kuppelförmiger Lehmbau errichtet war, auf dessen Spitze ein Gefäß stand, das beim Anschlagen einen merkwürdig dumpfen Ton von sich gab. Mein Begleiter machte mich auf eine kleine, nicht ganz 1 m hohe Oeffnung in der Kuppel aufmerksam, die von Westen her in sie hineinführte. Ich hielt ein Licht hinein und sah nun, daß diese konische Kuppel über einem tiefen Schachte errichtet war, aus dem ein wenig lieblicher Duft emporstieg. Da quer in den runden Schacht Steiglatten eingelassen waren, versuchte ich ihre Tragfähigkeit und stieg hinab. Diese Kletterpartie über die fünf schlüpfrigen Latten und dann einen schrägen, vierstufigen Steigbaum hinab war um so beschwerlicher, als ich in der Hand immer das Licht tragen mußte. In 4½ m Tiefe war ich auf dem Boden angelangt und fand, daß hier nach den vier Himmelsrichtungen 5½ m lange, den Enden zu noch höher ausgeschachtete und erweiterte Stollen angelegt waren. Die ganze,

fraglos in ihrer Art imposante Anlage war aus der harten, zähen Lateritmasse herausgeschlagen. Der Boden war bedeckt mit Knochen und Scherben. Die klebrige Masse an den Steighölzern war das Resultat massenhaft hinabgegossenen Opferblutes. Das ganze war das Grab eines von Westen her ins Land hereingekommenen Fürsten, dessen Leiche ich aber unter den Knochen und Lumpen und herabgefallenen Lateritbrocken nicht aufgefunden habe. Ich muß zugeben, daß ich trotz zugebundener Nase es nicht lange ausgehalten habe, und daß ich diesem Ort so schnell als möglich, d. h. sobald ich die wichtigen Maße genommen hatte, entfloh. Ob die Behauptung meiner Begleiter, daß außer dem Fürsten selbst hier noch die Reste von Menschen bestattet wären, die seinerzeit dem toten Herrscher geopfert wurden, auf Wahrheit beruhten, konnte ich nicht feststellen. Unwahrscheinlich ist die Angabe nicht.

Soviel aber ist sicher, in diesen Ländern sind noch sehr viele ähnliche Bauten dieser Art erhalten. Die Beschreibung, die mir die Mosi von der Bestattung ihrer Kaiser und Könige gemacht haben, stimmt in begrenzter Weise mit der hier entdeckten Grabanlage überein.

Als mein Assistent Martius 1912 nach meiner Abreise die Expeditionsleitung übernahm und von Borgu- und Bussaleuten Erkundigungen einzog, erhielt ich die Beschreibung von Gräbern, die ganz genau der Anlage der sogenannten Gurmafürsten im Voltatale entsprechen.

Ganz ähnliche Grabanlagen waren vordem im Nupelande üblich. Früher gab es dort mächtige Totenhöhlen. Sie sind verfallen, aber die Alten der heutigen Zeit haben sie noch gesehen und waren noch darin, als sie jung waren. Im Kaba-Bunugebiete soll es heute noch einige geben, in die man hinabsteigen kann. Schon in Ibadan hörte ich davon, und später ward mir oft davon berichtet. Auch in Mokwa wissen sie von mehreren solcher Begräbnishöhlen. Eine lag da, wo früher der Fürstenpalast stand und heute die Schule errichtet ist. Wenige hundert Meter hinter ihr ist die geweihte Stelle. Die Höhle selbst ist vor ungefähr 60—70 Jahren eingestürzt. Sie war unterirdisch. Man betrat sie durch ein großes rundes Eingangsloch; von ihm zweigte sich nach zwei Seiten ein etwa mannshoher Stollen ab, der den Beschreibungen zufolge 3 bis 4 m breit war. In dem linken Stollen fanden die männlichen, in dem rechten die weiblichen Leichen angesehener Leute Aufnahme. Die Leichen wurden zu dieser Aufbewahrung sehr fest mit großen Mengen breiten Baumwollbandes umwickelt, so daß sie steif und

fest waren wie Mumien. So wurden sie dann gegen die Wand gelehnt. Nur den allerangesehensten männlichen Leichen hängte man eine Nupe-Tobe um. Damit die Leichen nicht seitwärts umsinken konnten, war für den Kopf einer jeden eine Höhlung in die Wand geschnitten, in der er ruhte. So standen die Leichen oft Monate, ja angeblich Jahre, aufrecht, bis sie zuletzt innerlich ganz zerfallen waren, und nun trotz der festen Umwicklung als Knochenhaufen zusammenstürzten. Die Alten meinen, daß in jedem Stollen dieser Leichenhöhle wohl 50 Verstorbene aufgebahrt worden seien. Es hat nach Aussage der Leute, die sie noch gesehen haben, von solcher Art Grabbauten viele gegeben. Nur sehr angesehene und vornehme Leute fanden darin Aufnahme; gewöhnliche Sterbliche wurden dagegen im eigenen Gehöft bestattet. Die Sitte derartiger Bestattung in künstlichen Höhlen reicht bis auf die Zeit vor Egibi zurück (Siehe das Kapitel über die Geschichte der Nupe!)

Ganz ähnliche Bauten errichteten fernerhin vordem die Bosso-Sorokoi. Bei Mopti, am Niger oberhalb Timbuktus, vereinigte ich 1908 eine größere Anzahl alter Herren dieses Volkes und besprach mit diesen u. a. auch die alten Bestattungssitten. Ueber die wunderlichen, archäistischen Gebräuche, die auch heute noch in diesem Lande geübt werden, etwas zu erfahren, war sehr schwer, da der Islam hier emsig bemüht ist, das Heidentum auszurotten. Zum Schluß gelang es aber doch, das Vertrauen der alten Herrn zu gewinnen, ihre Scheu zu überwinden und sie zu bewegen, ihre Geheimnisse zu öffnen und mich in die Mysterien der alten, komplizierten Geheimbünde (vgl. „westafrikanische Kulturtypen", 1912) und Traditionen einzuweihen.

Und dann zeigten sie mir eines Tages so ein Grab, dessen Eingang die Opferstellen noch erkennen ließ, so daß ich einen Einblick gewinnen konnte. Der Bau verriet folgendes:

Ist in dem heidnischen Gebiete dieses alten königlichen Landes ein Fürst gestorben, so wird in einer Entfernung von 10 m von Osten und Westen her unter die Hütte, in der der Verstorbene aufgebahrt wird, ein Gang schräg nach unten geführt. Breite und Höhe dieses Stollens belaufen sich auf etwa 2 m, die Länge von dem Eingang bis zur Mitte auf etwa 12 m; die Eingangsöffnung wird etwa 4 m weit mit Borassuspfeilern und einem Borassuslager abgesteift, so daß die Enden des Ganges nicht einstürzen können. Vor allen Dingen aber wird genau unter der Hütte, in der der Fürst verstorben ist und aufgebahrt liegt, also da, wo die beiden Gänge von Osten und Westen aus zusammenstoßen, eine Kuppel-

halle ausgeschachtet und ihre Wölbung in Form eines Weidenkorbes durch horizontale Ringe und Vertikalrippen gebildet; dazu mit Matten und Stroh gefüttert. Zum ganzen Bau werden etwa 300 Menschen benötigt, von denen etwa 150 Holz schlagen, 50 flechten und binden und 50 weitere Erdarbeiten ausführen.

Die Leiche wird mittlerweile durch Hochziehen der Knie und Festbinden der Arme in eine möglichst raumsparende Form gebracht, wird mit vielem Stoff umhüllt und dann in eine Urne gesetzt, die etwa 175 cm hoch und 150 cm breit ist. In dieser Urne wird der Leichnam dann durch den Zugang in die unterirdische Höhle gebracht und in der Mitte so aufgebahrt, daß sein Antlitz nach Westen gerichtet ist. Um den Steintopf mit seinem vornehmen Inhalt werden vier Leuchter, je einer nach jeder Himmelsrichtung, aufgestellt und, sobald der Fürst gebettet und alles hergerichtet ist, entzündet. Weiterhin werden aufgestellt: Duo, d. h. Getränke in kleinen und großen Gefäßen, allerhand Speisen und Korn in verschiedenen Behältern. War es ein kriegerisches Oberhaupt, das hier seine letzte Ruhestätte gefunden hat, so wurden Bogen und Pfeile, sowie sein Fliegenwedel mit in die Grabkammer gelegt. Vor allen Dingen begleitete jeden Fürsten seine meistgeliebte Frau. Sie wurde lebendig mit in die Grabkammer gebracht und darin für immer eingeschlossen. Man brauchte niemals eine Frau hierzu zu zwingen, denn eine jede erfüllte das Gesetz herzlich gern und war froh, nicht von dem Geliebten getrennt zu werden.

In der Grabhütte, über der Kammer, in der der Tote zuerst aufgebahrt lag, stellte man eine kurze Tonröhre oder Tonsäule auf. Sie wurde genau da errichtet, wo unten der Kopf in der eigentlichen Leichenkammer lag. Ferner zog man von der Grabhütte nach Norden und Süden je einen Graben. Diese mündeten nicht in die Grabkammer, sondern dienten nur dem Zwecke, Reservelebensmittel in Krügen, Schalen, dazu auch sonstige Gebrauchsgegenstände, wie Tabakspfeifen, Wasserkrüge, ja, auch sogar Brennholz aufzunehmen. Diese Sachen waren bestimmt, den Toten zu erfreuen und zu erfrischen, wenn das, was direkt in der Grabkammer war, verbraucht wäre. Und das Brennholz sollte in den kalten Zeiten die Möglichkeit bieten, erwärmendes Feuer zu entzünden. War das alles derart fertig zubereitet, so schloß man den Ost- und Westgang im Innern mit starken Lattenstücken und warf Erde darauf. Auch schüttete man den Nord- und Südgraben zu.

So also sind diese alten Bauwerke beschaffen, die noch jetzt die Eingeborenen des Nigerbogens für ihre verstorbenen Herrscher her-

richten. Es sind wirklich bedeutende Bauten, klein und unscheinbar erscheinen sie aber im Vergleich zu jenen eminenten Grabanlagen, von denen ich im folgenden einen Rekonstruktionsversuch geben will, und deren Ausführung noch vor einem Jahrtausend gebräuchlich war.

□ □

Die großen Tumuli.

In den Gebieten zwischen dem unteren Senegal und dem nördlichen Haussa, also auf dem 13.—18. Grad nördlicher Breite, sieht der Wanderer vielfach aus schwach gelbem und sandigem Boden rote Hügel aufsteigen, die, wie mich deucht, auf jeden Beschauer den Eindruck des Fremdartigen, Künstlichen und Naturfremden machen müssen. Im Westen liegen wohl die äußersten Vorposten bei den Dörfern Paba-lali und Djinsa, also zwischen Matam und Bakel, in der Landschaft Toro, nahe dem Senegal. Am dichtesten gruppiert sind sie an den Uferlandschaften des mittleren Niger. Nach Osten zu kommen als äußerste, bislang feststellbare Beispiele die im Sindergebiete erhaltenen in Betracht. Ich bin aber überzeugt, daß man Vertreter dieser Bauweise noch weiter nach Osten hin wird feststellen können. Die Größe dieser Rotköpfe schwankt bedeutend. Von 5½ m Höhe und 22 m Basisdurchmesser steigt sie auf 23,25 m Höhe und 221,50 m Fußbreite; im Mittelmaße aber halten die meisten bei ca. 12 m Höhe 40 m Sohlenbreite.

Diese eigenartigen Rotköpfe sind, wie jeder ältere Eingeborene, wenn er erst zum Sprechen gebracht ist, versichert, alte Königsgräber. Und wenn wir das auch nicht von den Leuten selbst hören würden, wenn uns das auch nicht der erste Eindruck verraten würde, so brauchten wir nur bei dem alten arabischen Reisenden El Bekri, der um 1050 diese Gegenden besucht hat, nachzuschlagen, um uns von der Tatsache zu überzeugen. Nach den Angaben dieses ausgezeichneten Forschers haben die Eingeborenen dieser Länder die verstorbenen Könige vordem in großen Kuppelbauten beigesetzt, die mit einer Erddecke eingehüllt und so unter einem großen Erdhügel verborgen wurden, aus dessen Innern ein Gang nach außen führte; durch den Gang wurden Opfer, und zwar Menschenopfer, und berauschende Getränke dem Toten dargebracht. Dieses sind die Monumente, von denen wir jetzt sprechen wollen. Die Franzosen, die, zuerst auf sie aufmerksam gemacht, als erste einige Grabstiche in sie hineingestoßen haben, eröffneten der wissenschaftlichen Welt zwar den ersten Einblick in vorislamitische Tiefe; sie haben diese For-

schung aber nicht so weit betrieben, daß wir heute nach Anlage und Wissen schon näher über sie unterrichtet wären. Fünf dieser Tumuli im französischen und englischen Gebiete sind bereits von Europäern aufgeschnitten worden, aber etwas Erschöpfendes ist bisher darüber nicht veröffentlicht worden. Abgesehen von der Möglichkeit, die aufgeschnittenen Bauten an den Schnittflächen zu untersuchen, hat nun jedoch bei einigen auch die Natur ihre eingreifende Wirkung walten lassen, hat durch Wind, Hitze und Kälte die Oberfläche aufgerissen, das Innere gelockert und durch Regengüsse manchen Gang abgespült, so daß es heute schon möglich ist, eine Rekonstruktion zu wagen. Abgesehen von dem Tatsachenbestand, den der Forscher an Ort und Stelle findet, kann er sich fernerhin auch auf das Gedächtnis und die Aussagen der Eingeborenen stützen, die ihrerseits in Traditionen noch reichlich Nachrichten über die Bauwerke und ihre Herstellung bieten, da sie in ihren Gesängen die Erinnerung an ihre Errichtung bewahrt haben. Es geht aus allem ganz deutlich hervor, daß es einstens noch verschiedene Arten solcher Tumulusbauten gegeben hat:

1. eine kleine Art, deren Erdkopf über einer unter der Erde gelegenen Grabhütte errichtet war;

2. einen mittleren Typus, bei dem zwei Räume, ein unterer als Leichenkammer unter der gewachsenen Erde und ein oberer als Opferraum unter dem angeschütteten Tumulus, angelegt waren;

3. ganz besonders große Anlagen, die außer dem Könige noch viele angesehene Männer nach bestimmten Anordnungen in größeren Räumen aufnahmen.

Der wichtigste Typus scheint mir der mittlere zu sein, und ihn habe ich auch nach eingehenden Ausmessungen des von Desplagnes durchschnittenen Grabbaues von Ualedji, nach den abgeschlemmten Resten des Tumulus von Gjiggi, nach dem durch einen Nigerarm zerschnittenen kleinen Tumulus von Tendirma, nach den Guallaresten und nach Erkundigungen bei Eingeborenen zu rekonstruieren versucht.

Da es sich hier darum handelt, zum erstenmal einen größeren Monumentalbau des vorgeschichtlichen Negerafrika wieder herzustellen, so wurde keine Mühe gescheut, die Aufgabe so sorgfältig wie nur möglich zu erledigen. Unklar ist mir im wesentlichen nur die Konstruktion der oberen Opferkuppel geblieben.

Siehe Kapitel 17 Nachtrag 2.

Ich will versuchen, die Herstellung eines solchen Werkes zu schildern: Von Osten und Westen wurden Gänge unter die Erde geführt und da, wo sie aufeinder stießen, die Galerie zu einem im

Grundriß ovalen Kuppelbau erweitert. Die Kuppel wurde mit Borassuspalmholz ausgekleidet und versteift. Diese tiefgelegene untere Kuppel barg den Toten mitsamt allerlei Beigaben. Zumeist wurde außer dem Herrscher noch ein weiteres lebendiges Opfer hier untergebracht. Und zwar schwankt die Angabe zwischen einem und vier Menschen. Der Ostgang wurde anscheinend wieder verschüttet, der Westgang dagegen mit Bohlen zugedeckt und alljährlich geöffnet, um neue Opfer aufzunehmen. Genau über der eigentlichen Grabkuppel wurde dann auf ebener Erde eine zweite, sehr starke Kuppel errichtet, in die von Westen her ein gedeckter Gang führte. Diese Kuppel mitsamt dem Gange wurde aus schweren Borassusstämmen erbaut, mit Erde überdeckt, und über ihr der Tumulus errichtet.

Es gibt unter den Songai-Fari Makas ein altes Lied, welches auf Begräbnisfesten gesungen wurde und uns schildert, wie die oberirdische Opferkuppel zum Tumulus ausgebaut wurde. Der Text lautet:

Der verstorbene König liegt unter der Erde.
Der Strom weint. — — — — — — — — — — — — — —
— —
Wir haben über der Erde dies Haus gebaut,
Wir haben das Haus mit Erde gedeckt,
Wir haben die Erde mit Füßen getreten, und die Frauen haben sie mit Holz geschlagen;
Wir haben Ochsen getötet und das Blut über die Erde gegossen;
Die Frauen haben die blutige Erde geschlagen;
Wir haben Stroh und Holz herbeigetragen;
Wir haben über der Erde ein Feuer gemacht.
Wir haben die Asche weggetragen.
Wir haben Erde herbeigetragen.
Wir haben die Erde mit Füßen getreten — — usw., usw.

Also schichtweise wurde das Werk ausgeführt. Eine Decke ward über die andere gelegt, mit Rinderblut besprengt, fest geschlagen und mit Feuer gehärtet. In der Tat kann man an einzelnen Stellen die Rotköpfe „abblättern" sehen, wie einen in den Tropen sich schälenden Granitblock. Danach zog man noch einen Ringgraben um den ganzen Bau und legte eine ihn reinigende Entwässerung an, die anscheinend nach Osten geführt ward. Man deckte den Zugang nach der eigentlichen Grabstätte mit horizontal verlegten Bohlen, die nur einmal im Jahre geöffnet wurden, damit das herbstliche Opfer hineingestoßen werden konnte. Im übrigen aber

verkehrten die Priester mit dem Toten im oberen Gemache, in das man durch den geschützten Gang zu ebener Erde gelangen konnte.

In tiefer Ehrfurcht und nur ungern erzählen die Leute die Sagen, die das Volksgedächtnis um diese Bauten gesponnen hat.

□ □

Das Urkundenmaterial der Kulturgeschichte Afrikas.

Ich fragte vorhin, welche Art von Urkunden und ob überhaupt irgendwelche Monumente irgendwelcher Art in Negerafrika erhalten sein dürften. Dann habe ich die monumentalen Pyramiden der Songai geschildert, und der Leser wird meinen, ich würde jetzt ausrufen wollen: „Seht, das sind die Monumentalbauten!" — Doch nicht so! Gewiß sind dies Monumentalbauten. Ich habe aber nebenher noch ein anderes historisches Baumaterial geschildert und erwähnt, das als ein viel gewaltigeres Monument der Vergangenheit in die Jetztzeit hineinreicht, denn Pyramiden und Erz und Stein und Schrift, das ist das Gedächtnis der Menschen, die noch nicht die Schrift kennen, oder die noch nicht durch allzu intensive Ausnutzung des Schreibens diese Gedächtnisarchive zerstört haben!

Auch an den Meeresgestaden Nordeuropas trifft der Wanderer hier und da kleine Hügel und landschaftliche Unebenheiten, von denen die naiven Bewohner des Landes ebenso mit Ehrfurcht sprechen wie die Bauern des Nigerstromes von den ihren. Die nordischen Bauern erzählen, es sei da und da ein König im Wagen unter die Erde gefahren. Die Städter, als sie in früheren Jahrzehnten das hörten, lachten darüber, aber die Bauern hielten in ihrer zähen Weise daran fest. Man brach hier und da solche erhabenen Stellen auf, erst wohl nur gelegentlich, wenn die Unebenheit einem Schienenstrange weichen mußte, später aber wohl auch planmäßig und absichtlich. Der Städter hatte über den märchenhaft glaubensstarken Eingeborenen erst gelacht. Dann aber war er doch ernst geworden: Der Glaube des Bauern war kein Aberglaube gewesen; das Grab eines Altherrlichen, Hochedlen war zutage gelegt, ein kleiner Wagen daneben gefunden worden. Das Beispiel hat sich wiederholt. An zwei Jahrtausende lang hatte die Erinnerung sich im Kopfe des Bauern erhalten. Kriegsstürme und wilde Zeiten waren darüber hingebraust, und in langen Perioden lieblichen Friedens hatten die Hacken Jahr aus Jahr ein ihre Furchen darüber gezogen, und schwere Kornähren darüber ihre Häupter gewiegt.

Generationen über Generationen waren über sie hinweggegangen, die Kunst der Schrift war aufgekommen, und unendliche Mengen beschreibender Chroniken waren in den benachbarten Städten geschrieben, gedruckt, verkommen und verschollen. Mancher mit Schrift bemeißelte Grabstein war auch auf jüngerem Kirchhof inzwischen von Efeu zersprengt und vernichtet. Aber das Wissen im Kopfe der Menschheit war geblieben, fast zwei Jahrtausende lang.

So göttlich und gewaltig beschaffen ist das Gedächtnis jener Menschen, die noch jenseits der Schrift leben. Beispiele aus dem Norden kennt jeder Altertumsforscher. Niemand aber hätte dem tropischen, heißen, schnellebigen Negerafrika gleiche monumentale Gedächtniskraft zugetraut. Fast die tausend Jahre lang ist keine Lateritpyramide mehr errichtet worden, aber alte Leute kennen noch das Lied, das beim Schichtbau, Lehmschlag und Schichtbrand von den hundert und aberhundert Werkleuten gesungen wurde. Leser, schlage nochmals die Blätter auf, mit denen ich dieses erste Kapitel eingeleitet, und auf denen ich jene Zeilen wiederholt habe, die mir im Anfange meiner Arbeit vor zwei Jahrzehnten entgegenflatterten. Fast ein Jahrhundert gehörte dazu, die geographische Gestaltung dieses Erdteiles, die Gliederung seiner Flüsse, seiner Berge und Seen kennen zu lernen. Was Wunder, daß das Menschliche, das ein Goethe und ein Karl Ritter als das für den Menschen wesentlichste bezeichnet haben, hier noch lange rätselhaft bleiben mußte! Leser, dieses Buch soll die Mittel und Wege zeigen, mit denen und auf denen wir in dieser Zeit gingen und danach strebten, der Lösung der Rätsel dieses Erdteiles näherzukommen. Gleich dem Indianer, der den Kriegspfad wandelt, haben wir uns immer wieder auf den Boden geworfen, haben unser Ohr gegen die harte Erde gedrückt und gelauscht, wo etwa in der Ferne die Tritte der Menschen der Vergangenheit verklingen. Wie die Schatzgräber haben wir unsere Hämmer überall gegen die harte, formlose Oberschicht geschlagen, um zu vernehmen, wo im tieferen Grunde etwa ein schatzbergender Hohlraum verborgen liege. Wir haben die Erde aufgebrochen, sind in die Tiefe gestiegen; alte Paläste, alte Erzminen, alte Werkstätten haben wir zutage gefördert. Jedem zugänglichen Trieb des Menschentumes suchten wir nachzuspüren und vor allem die Grundzüge jenes gewaltigsten Monumentes der Menschheit aufzudecken, das im Gedächtnis dieser sogenannten Barbaren wie auf Felsen aufgebaut ist.

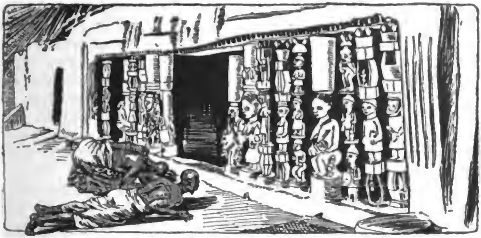
Auch wir haben nicht immer Glück gehabt. John und James spielen in dieser Entdeckungsgeschichte eine wichtige Rolle. Die

brutal barbarischen Figuren dieser bald in kannibalischen, bald in phlegmatischen Lebenssitten sich wohlfühlenden Menschen versteckten und verheimlichten sorgsam die feineren Materien älterer Kulturperioden. Und die Vertreter der Anschauung Seite 1 und 2 haben uns die Arbeit oft auch nicht leichter gemacht; mancher grobe Holzklotz, von Europa aus wohl gezielt, flog uns zwischen die Beine, um uns aufzuhalten. Wir sind oft enttäuscht gewesen, nie aber entmutigt worden, und sind unsere Wege nach Atlantis und Aethiopien und weiter, immer weiter gegangen.

Dieses erste Kapitel mag bunt und kraus erscheinen, vielleicht aber, daß doch mehr Sinn darin ist, als dem flüchtigen Leser scheint. Immerhin verspreche ich feierlich, daß ich die Zickzackzüge meines Gedankenganges hier nicht weiter aufdrängen will, sondern von nun an in der üblichen schildernden Schrittweise den Weg entlang führen, und alle Ereignisse und Funde, soweit sie mir bedeutend genug und auch zeitgemäß erscheinen, vorführen will. Ich will die romantisch-pittoreske Eigenart unseres Lebens und unserer Funde, soweit wie möglich, sachlich und ohne Voreingenommenheit schildern. Wenn ich dabei aber weniger vom drohenden Tode und sterbenden Menschen, als von toter und sterbender Kultur spreche, weniger auf unsere mannigfachen Abenteuer und poetische Naturschilderungen, als auf schildernde Naturpoesie und große Vergangenheit der alten Bewohner jener durchzogenen Länder eingehe, so geschieht das, weil wir eben nicht mehr die romanhafte Vortragsweise gewohnt sind, wie sie einst üblich war, als noch Herodot und andere über die Hyperboreer und Amazonen und Plato über Atlantis schrieben. Wenn wir von Amazonen und Atlantis sprechen, so geschieht das in völlig verschiedenem Sinne, wenn wir auch den Gedanken des Unterganges einer Welt beibehalten.

Denn das ist wahr: Ich spreche hier von einer untergegangenen Welt! Ich zeigte, wie die Songai heute noch im kleinen die Gräber der großen alten Zeit nachahmen. Die große Vergangenheit schlummert in Trümmern unter der Erde, verklärt aber in der Erinnerung der Menschen unter der Sonne. Das sei ein Beispiel. Die gewaltigsten Funde aber — — —

■ ■



Gebet vor dem Altar des Donnergottes.
(Zeichnung von Carl Arriens.)

Zweites Kapitel.

Von Bremen bis zum Heiligtum des atlantischen Donnergottes.

Einschiffung. — Vorgeschichte der dritten Reiseperiode. — Lagos und das Hosennegertum. — Ibadan. — Der Tempel des Donnergottes.

Ende September 1910 war ich zum dritten Male zu langer Fahrt bereit. In liebenswürdiger Weise hatte die Leitung der „Woermann-Linie" der befreundeten und verbündeten Direktion des Hamburger Museums Plätze für unsere Ueberfahrt auf der „Alexandra Woermann" bereitgestellt. Erst als sie von dieser Fahrt wieder heimkam, verfiel sie ihrem Schicksal und einem Brande im Hamburger Hafen, welcher das schöne Schiff gründlich von allen Ratten und sonstigen ungebetenen Fahrgästen befreite.

Vorgeschichte der dritten Reiseperiode.

Mit dieser Ausfahrt ging ich zur Einleitung der dritten Reiseperiode der Deutschen Innerafrikanischen Forschungs-Expedition über, und es ist wohl am Platze, mich über den geschichtlichen Aufbau dieser Unternehmung auszusprechen, um so mehr, als hierdurch dem Leser der nachfolgenden Blätter die Uebersicht erleichtert werden kann. Die Expedition hatte von Anbeginn an kulturgeographische und ethnologische Aufgaben. Sie ist mit Bewußtsein durchaus ein-

seitig gebildet und ausgebaut, lange ehe sie 1904 zum ersten Male nach Afrika auszog, vorbereitet, und mußte gerade in dieser dritten Reiseperiode von 1910—12 einen Höhepunkt der Arbeitsleistung und Expansion erreichen. Da die geschichtliche Entwicklung eine durchaus ebenmäßige war und von der ersten Konzeption der Idee bis zum Erfolge unserer Tätigkeit in logischem Aufbau erfolgte, da die letzterreichten Ziele mit wundervoller Klarheit Tatsachen bewiesen, die vom ersten Augenblick an hypothetisch angenommen waren, so darf die Richtigkeit dieser Axiome und Hypothesen heute nicht ohne Stolz an die Spitze gestellt werden. — — — —

Ein Jahr, nachdem ich John und James, und mit ihnen meine afrikanischen Freundschaften kennen und schätzen gelernt hatte, war ich wieder im Hamburger Freihafen, suchte wenig später Antwerpen auf und kam in immer nähere Beziehung zu den verschleuderten Individuen des afrikanischen Völkerkessels. Aus jener Zeit stammen schon wichtige Angaben, die, gebucht und verglichen, auf ihren theoretischen und praktischen Wert hin untersucht, immer weiter zum Verständnis der ganzen Angelegenheit führten. Im Verfolg dieser Schulung, die darin gipfelte, daß der abgesprengte Volkssplitter leichter und schneller seine Auskunft bietet, als der heimische Bürger, habe ich mir mein Studienverfahren von vornherein festgestellt. Ich habe stets erst die Zustände der Peripherie untersucht, ehe ich in das Zentrum eintrat. Ich habe hier in der Peripherie der afrikanischen Völkerwelt, welche in die Häfen Europas und Amerikas ausstrahlte, zum ersten Male von den Mythologien der Joruba, von alten Gräbern der Könige und Kaiser und von dem heiligen Ritual, welches die Herrscher nach bestimmter Regierungszeit dem Tode überweist, gehört.

Im Jahre 1894 hatte ich meine ethnologischen Studien, insofern sie die Völkerkunde Afrikas betrafen und am Schreibtisch und in den Häfen Europas ausgeführt werden konnten, so weit vollendet, daß ich glaubte, mir ein Bild der Entwicklung wenigstens einiger groben Züge des Ganzen machen zu können. Meine Stellung in der Welt war damals natürlich keine bedeutende. Sie war die eines wissenschaftlichen Hilfsarbeiters am Bremer Museum. Ich hatte aber das Glück, in Heinrich Schurz einen klug leitenden Führer und in Professor Schauinsland einen freundlichen und verständnisvollen Direktor zu finden. Als Quintessenz der Vorarbeiten war ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine wissenschaftliche Untersuchung des Joruba-Landes an der Sklavenküste Benins und Ifes das notwendigste sein müsse. Sowohl die Angaben meiner schwarzen Freunde

als die Literaturerzeugnisse des ausklingenden Mittelalters sprachen gar beredt. Ich entwarf den Plan einer solchen Reise, und da in Bremen dafür unmöglich Geld aufzubringen war, unterbreitete ich ihn aktenmäßig Adolf Bastian, dem großzügigen Direktor des Berliner Museums für Völkerkunde. Ich wies auf die wenigen nach Europa gekommenen Sammlungsgegenstände, die alten Literaturen, auf einige damals gerade bekannt gewordene Grundlagen der Joruba-Mythologie, und die Nachrichten von der großartigen Verwendung von Bronzegüssen an den Palästen hin. Als notwendig bezeichnete ich die Summe von 20000 M. Der alte Bastian stellte sich im allgemeinen freundlich zu dem Projekt, erklärte aber schriftlich wie mündlich die Unmöglichkeit, diese Summe zu beschaffen. Andere Leute, mit denen ich über die Sache sprach, lachten über die Behauptung, daß in Westafrika solche Schätze zu heben seien, und spotteten über die alten Autoren. Wie ich viele Jahre später von Paul Staudinger hörte, hatte auch dieser Mann dem Lenker der völkerkundlichen Geschicke Berlins ähnliche Vorschläge gemacht, ohne aber damals oder später zu irgendeinem Erfolge auf dieser Grundlage zu gelangen. Alle meine Versuche, die Unternehmung in Szene zu setzen, scheiterten damals so vollkommen, daß ich diesen kürzesten Weg, die ethnologischen, vorgeschichtlichen Verhältnisse aufzuklären, aufgeben mußte.

Aber nur eine kurze Spanne Zeit, da nahmen die Engländer Benin im Kampfe ein. Und schier unermeßliche Schatzgruben eröffneten sich damit; kunstvoll gegossene Platten, Glieder von mächtigen Schlangen, große Köpfe, allerhand Kultusgerät kam zutage. Berlin, das vordem meine 20000 M. nicht aufbringen konnte, schleuderte Hunderttausende hinaus, um von den heimkehrenden englischen Offizieren und Kaufleuten das Museumsmaterial zu retten. — Damals lachte schon niemand mehr über meine Behauptungen, aber das Geld, um weitergehend zu untersuchen und das lebendige Material zur Aufklärung dieser Funde zu besorgen, war auch damals nicht zu beschaffen. Und meine Behauptungen, daß die Beninfunde nur Epigonengut, nur Nachahmung älterer, echterer und wahrer Kunst seien, verklangen im Winde.

Inzwischen baute ich in mehreren Arbeiten meine verschiedenen Studienergebnisse aus, von denen ich dann wenigstens diejenigen veröffentlichte, die als Grundlage für alles weitere dienen konnten und mußten. Ich entwickelte ein System der kartographischen Darstellung; es gelang mir, verschiedene ausländische Regierungen zur Mitarbeit zu gewinnen; ich rief, um wenigstens nach einer

Richtung das Fundament weitgehenderer Untersuchungsmethoden zu schaffen, eine vergleichende Sammlung ins Leben, die noch heute die umfangreichste und vollständigste in ihrer Art sein dürfte. Aus der Mitarbeiterschaft von Hunderten von Beamten und Offizieren, die in westafrikanischen Kolonien wirkten, und die überreiche Quellen der Erkenntnis zeitigte, sowie aus den Ergebnissen des Sammlungsvergleiches ergab sich dann ein Bild, das ich danach auch veröffentlichte. (Siehe als letzten Teil die Bogenarbeit am Ende des kleinen Werkes: „Kulturtypen aus dem Westsudan", Gotha, 1910.)

War ich so nach der einen Seite theoretisch tätig, so ließ ich die praktische Durcharbeitung nicht aus den Augen, verfolgte mit angespannter Aufmerksamkeit jede Möglichkeit, und beschloß, im Jahre 1904, die endgültige praktische Weiterarbeit um so energischer anzupacken, als Afrika mehr und mehr das Stiefkind großzügiger Ethnologie und das Objekt oft recht stumpfsinniger Absammelei wurde, und als gleichzeitig die lebendige Zeugniskraft der Völker für die Vergangenheit unter dem europäischen Kulturandrang mit unheimlicher Geschwindigkeit versiegte.

Diese und die andere Erkenntnis, daß ein Körper in jungen Jahren solche Forscherarbeit in Westafrikas ungesunden Ländern lernen müsse, führten mich zu einem Gewaltstreich.

Im Jahre 1904 gründete ich mit einem minimalen Betrage, den mir wohlwollende Kollegen noch nach Möglichkeit beschnitten, und, nur gestützt auf einen fast tollkühnen Sammelvertrag mit dem Hamburger Museum, die Deutsche Innerafrikanische Forschungs-Expedition. Die vorhandenen Mittel waren so gering, daß ich nicht daran denken konnte, kostspielige Gebiete, wie die Jorubaländer, aufzusuchen. Der Sammelvertrag konnte zudem nur dann abgeschlossen werden, wenn ich garantieren konnte, für möglichst wenig Geld möglichst viel einzuheimsen. Der Kollege Thilenius vom Hamburger Museum, der hier einen weitsichtigen Blick zeigte, konnte als Museumsdirektor eben nicht gut anders handeln. Somit zog ich denn in das südlichste Ablagerungsgebiet der Joruba-Kultur, in das nördliche Kongobecken und das Kassaigebiet. Als Assistenten nahm ich den Zeichenlehrer Lemme mit, dessen hübsche Darstellungen viel zum lebendigen Verständnis jener Länder und Menschen beitragen werden. Im Jahre 1906 kehrten wir heim; das Resultat war eine Sammlung von 8000 Stück, die Veröffentlichung des Werkes: „Im Schatten des Kongostaates", vor allem aber ein außerordentlich umfangreiches Material, welches sorgfältig ins Reine geschrieben und so geordnet

war, daß auch im Falle meines plötzlichen Verscheidens dadurch sein Wert nicht beeinträchtigt werden konnte.

Noch im gleichen Jahr bereitete ich die nächste Fahrt vor. Ein früher gewonnener Einblick in die Verhältnisse der Stadt Dakar und Senegambiens, ein an Eindrücken reicher Besuch der wundervollen Kolonial-Ausstellung in Marseille hatten mir nunmehr die Linienführung weiteren Vorgehens gegeben. Ausgehend von den guten Ergebnissen der ersten Reiseperiode gelang es mir, außer dem Hamburger das Leipziger Museum für Völkerkunde und die Rudolf Virchow-Stiftung zur weiteren Mitarbeiterschaft zu gewinnen. Mein väterlicher Freund, Herr Professor von Richthofen, war inzwischen verstorben. Aber Professor Weule und Hofrat Lissauer, sowie Karl von den Steinen in Berlin unterstützten mich aufs kräftigste. Weiterhin wurden meine Arbeiten durch einen Zuschuß des Reichskolonialamtes, den der Staatssekretär Dernburg bewilligte, gefördert. Aber leider erwiesen sich alle diese Mittel doch als so gering, waren die einzelnen Summen so niedrig, daß ich mich arg behindert fühlte. Damals wurde gerade eine andere Expedition ausgerüstet, und mancher Betrag, der mir vorher in Aussicht stand, glitt leichtflüssig nach jener Richtung. Das Schlimme war, daß auch dieser Sammelvertrag mit den Museen mich an eine große Stückzahl band, mir jedoch kostspielige Gebiete, wie das Jorubaland, versperrte. Immerhin hoffte ich auf eine Möglichkeit, am Ende der Reise die erwähnten Gebiete des unteren Niger zu erreichen. Wiederum vergeblich!

Ich trat die Reise 1907 mit zwei fleißigen Assistenten, dem Dr. Ing. Hugershoff und dem Kunstakademiker Nansen, vom Senegal aus an. Wir durchforschten auf verschiedenen Zügen das Nigerland zwischen Timbuktu, Nordliberia und Togo und traten von Norden in diese Kolonie ein. In Timbuktu und in der großen Stadt Wagadugu gewann ich nun weitere Angaben über die uralten Städteruinen im atlantischen Gebiet. Meine Aussichten und meine Hoffnungen stiegen, und ich gedachte von Nord-Togo aus nach Borgu, Dahome und zu den Joruba zu ziehen. Aber einerseits blieben Zahlungen, die ich so gut wie gesichert glaubte, im letzten Augenblick aus, und dann fesselte die Liebenswürdigkeit der deutschen Bezirksleiter Togos und der Reichszuschuß mich an gewisse Arbeiten in dieser Kolonie. Wohl gelangte ich in Sokode in noch intimere Beziehungen zu den alten Städten, aber le beau reste aus den Fonds dieser Reiseperiode ging zu Ende, ohne mir die Heimfahrt durch die erwähnten atlantischen Gebiete zu ermöglichen. Mitte 1909

trafen wir wieder in Europa ein. Damals war die nächste Reise aber schon vorbereitet; unsere Briefe und Aktenstücke lagen schon in Nigerien, und in Lokodja war schon ein mächtiger Stapel von Kisten aufgeschichtet, die unsere zukünftigen Sammlungen aufnehmen sollten. Die Ergebnisse dieser Reiseperiode wurden geschildert in dem Werke: „Auf dem Wege nach Atlantis".

Bis dahin war nun das ganze Ablagerungsgebiet im Kongobecken und das nordwestliche Nachbarland bis zur Sahara hin durchgearbeitet. Anfang 1910 begab ich mich wieder auf die Wanderschaft, um die Einflüsse des nördlichen Gebietes besser verstehen zu können, und besuchte mit meiner Frau und meinem Bruder, dem Kunstmaler Herman Frobenius, das Innere des alten Afrika minor, und während daheim meine Kollegen sich emsig bemühten, die Beträge für die dritte Reiseperiode aufzubringen, arbeiteten wir uns in das Völkerleben in Algerien und Tunis hinein. Hier im Norden, in Biskra, fand ich in einem Tröblerladen eines Tages eine hübsche Haussa-Tobe und die Beziehung zu Wanderern, welche die Sahara mehrmals durchquert hatten. In Uled-djellal schloß ich damals Freundschaft mit Leuten, die ich dann zwei Jahre später wieder am Niger traf und die mir ausgezeichnete Auskunft über die Kulturzustände verwandter Stämme in der Sahara zu geben vermochten.

Basierend auf den Ergebnissen der bisherigen Untersuchungen, gelang es mir, aus dem Vertrage der Expedition mit den Museumsdirektoren Weule und Thilenius, denen sich nachher Dr. Ankermann als Vertreter des Berliner Museums anschloß, die unglückselige Klausel der Stückzahl durch den Passus des Gesamtwertes im wissenschaftlichen Sinne zu ersetzen. Damit hatte ich denn die Möglichkeit, die kostspieligen Länder des atlantischen Gebietes aufzusuchen, und damit war für mich also die notwendige Vorbedingung geboten, Nigerien durchforschen zu können.

Nunmehr mußte ich die 1894 konzipierten Pläne ausführen. Aus einer befreundeten Schatulle wurden mir noch genügende Mittel für Ausgrabungszwecke vorgeschossen, und im September 1910 reiste ich mit meinen beiden Assistenten, dem Kunstmaler Carl Arriens und dem Ingenieur Albrecht Martius, auf der „Alexandra Wörmann" aus. Der Schilderung dieser Reise und ihrer Ergebnisse ist das vorliegende Werk gewidmet. Den Rest des Jahres 1910 und den Beginn des Jahres 1911 verbrachten wir im Jorubagebiete. Den Mittelteil des Jahres 1911 widmeten wir den alten Kulturreichen, die um die Porta Atlantica, um den Zusammenfluß des Benue und Niger gelegen sind, den letzten Teil des Jahres 1911

dem Gebiete des nördlichen Kamerun, um hier die Rudimente uralter Kulturform aufzusuchen. Während nun hier Martius die Expedition nochmals nach Westen führte, und während eine Kundschaftergruppe die kriegerischen Länder zwischen Kanem und dem Nil durchquerte, fuhr ich um Afrika herum, traf mit meiner Frau und meinem Bruder zusammen und reiste vom Roten Meere aus nach Kordofan, um von dort aus die Arbeitsbeziehungen nach Westen auszubauen und bei meiner Rückkehr durch Aegypten die klassischen Belege des ältesten Teiles afrikanischer Kulturgeschichte kennen zu lernen. — So weit die Uebersicht, die dem Leser als Grundlage dienen mag.

□ □

Lagos und das Hosennegertum.

Am 15. Oktober 1910 erlebte ich in Lome den Ausdruck der herzlichsten Freude des Wiedersehens. Da war der stellvertretende Gouverneur, der jetzige Geheimrat von Döhring, der Assessor Herrmanns, der Konsul Dr. Asmis, lauter gute Freunde! Alle waren emsig bemüht gewesen, uns bei einer wichtigen Sache zu unterstützen: der Anwerbung der Leute. Vor allen Dingen hatte mir sehr viel daran gelegen, meinen früheren Zugführer, den alten Unteroffizier Biba, wieder zu gewinnen, der dann ein brauchbares Hauspersonal mitbringen sollte. Und, wie verabredet, standen da die edlen Jünglinge an der Landungsbrücke Togos. Der ewig liebenswürdige und vielseitig befreundete Biba, der einäugige Oberküchenmeister Messa, der spürsüchtige Oberkoch Anate, einige Buschleute, einige Burschen für den Hausdienst, alle ausgerüstet mit den nötigen Kontrakten und Papieren, und außerdem belastet mit einer erklecklichen Schuldenlast, die ich, wenigstens zum Teil, vorauszubezahlen hatte. Vor allem aber brachte Biba mir allerhand gute Kunde mit über Untersuchungen, die meine braven Togoleute inzwischen ganz insgeheim aus dem nicht zu fernen Jorubalande eingeheimst hatten. Infolge der freundlichen Hilfe Dr. Asmis' waren alle Formalitäten schnell geregelt, und es blieb noch genügend Zeit zu einem kleinen Umtrunk. Dann wurde Abschied genommen, und bei dieser Gelegenheit setzte der brave Biba zum ersten Male jene tüchtige Trompete an die Lippen, die Freundeshand uns daheim gestiftet hatte, die uns später so manches Mal aus dem Schlafe geweckt und zur Tafel gerufen hat, und die bis in die englischen Zeitungen hinein widerklang, nachdem sie den Zorn über unser geregeltes Wesen in Afrika bei selbst weniger geregelten Menschen erweckt hatte.

Am Sonntag, den 16. Oktober, lagen wir sehr früh auf der Reede von Lagos und konnten noch am gleichen Nachmittag einfahren. In entgegenkommendster Weise hatte die englische Regierung uns von allen Zollschwierigkeiten befreit, und so waren wir kurze Zeit später im Hause unserer liebenswürdigen Gastgeber, der Herren Witt und Büsch (Hamburg), angelangt. Leider fanden wir deren Vertreter, den deutschen Konsul Gloye, an schwerer Krankheit darniederliegend, so daß er immer nur wenige Stunden am Tage zu sprechen war.

Mehrere Tage hindurch hatten wir nun Zeit und Gelegenheit, die Stadt und die Verhältnisse zu studieren. Die verschiedensten Spaziergänge, dann Besuch und allerhand Unterredungen gaben mir die emsig genutzte Gelegenheit, mich mit dem Geiste vertraut zu machen, der das Land Südnigeriens beherrscht, und der hier im Kopfe der Kolonie ganz besonders zum Ausdruck kommen mußte. War es doch für mich von allergrößter Wichtigkeit, festzustellen, inwieweit die eigenartigen Berichte, die ich von Engländern, Franzosen und Deutschen bisher empfangen hatte, auf Wahrheit beruhten. Die Arbeit einer Expedition in den modernen Kolonien ist durchaus schwierig, da alle Verhältnisse durch den heutigen Kolonialbetrieb auf Lebensformen zugeschnitten sind, die sich mit den Bedürfnissen und Lebensbedingungen einer Expedition, die einen kleinen Staat im großen Staat darstellt, sehr schwer in Einklang bringen lassen. Jeder, der im Laufe der Jahre in verschiedenen Kolonien und Ländern, erforschten und unerforschten, gut bewirtschafteten und schlecht geleiteten, in Küsten- und Binnenländern sich aufgehalten hat und der über eine entsprechend weitgehende Praxis verfügt, wird mit mir darin übereinstimmen, daß jede Expedition am leichtesten und ergebnisreichsten in den Ländern reisen und wirken kann, in denen die europäische Verwaltung noch nicht festen Fuß gefaßt hat. In solchen Ländern hat die Expedition sich nur mit den eingeborenen Gewalten abzufinden, und das ist leicht. Wo aber Europa schon eine eigene Regierung eingerichtet hat, da hat auch die Expedition sich mit von Bezirk zu Bezirk wechselnden Anforderungen abzufinden; da tritt sie unwillkürlich zwischen die Eingeborenen, mit denen sie arbeiten will, und zwischen die europäische Leitung, die Störung ihrer regelmäßigen Beziehungen befürchten muß. Jedesmal, wenn eine große Expedition in eine afrikanische Stadt einzieht, wird das allgemeine Interesse der Eingeborenen dieser neuen und für sie großartigen Erscheinung sich zuwenden, und wird dazu neigen, die regelmäßigen und eigentlichen Machthaber für einige Augen-

blicke zu unterschätzen. Die Eingeborenen werden, um aus der Situation möglichst großen Nutzen zu ziehen, dann immer wechselseitig die Expeditionsleitung gegen die Regierungsleitung, die Regierungsleitung gegen die Expeditionsleitung ausspielen, und sehr leicht Disharmonien hervorrufen.

In einem Inlande, wo die europäische Leitung selbst noch leicht beweglich umhergleitet, wird es nie schwer halten, einen Ausgleich der Kräfte herbeizuführen. Deswegen kann man als Erfahrungssatz aufstellen, daß alle europäischen Inlandleiter noch volles Verständnis für diese in den Lebensformen ihnen so nahe stehenden Wanderer haben. Wo aber die Verwaltung schon an einem bestimmten Punkte festgewachsen ist, oder gar durch eine Eisenbahn vorgeschriebene Verbindungsstrecken geschaffen sind, da stört ein so bewegliches Element bei jedem Abweichen von dem gewöhnlichen, üblichen Pfade ganz außerordentlich. So ist es von großem Werte zu wissen, welcher Geist die Kolonie beherrscht, und die Möglichkeit zu erkunden, einen Ausgleich der Kräfte von vornherein zu schaffen.

Von dem Geiste, der in Südnigerien herrscht, hatte ich damals schon von Weißen und Schwarzen die eigentümlichsten Nachrichten empfangen, und meine schlimmsten Befürchtungen wurden in Lagos durch eigene Beobachtungen bei weitem noch übertroffen. Ich will einige Bilder davon geben, was man jeden Tag auf den Straßen von Lagos sehen kann.

Ein höherer Beamter kommt im Zweiradwägelein, genau wie vorgeschrieben, auf der linken Seite der Straße einher; ein Haufe von behosten Joruben hat sich an einer Stelle vor ihm auf der linken Seite angesammelt; bei dem Nahen des Herrn gehen die Leute nicht beiseite, sondern der hohe Herr muß in weitem Bogen um sie herumfahren; dabei denkt kein einziger Bursche daran, der wohlbekannten Uniform und Persönlichkeit einen Gruß zu entbieten. Dazu nun das Gegenstück:

Ein weißer Herr kommt zu Fuß auf der vorgeschriebenen Seite des Weges daher, entgegen kommt ihm eine toll aufgeputzte Negergesellschaft, teilweise offenbar schon unter dem Einflusse des Alkohols stehend; ein Polizist steht am Wege. Die schwarze Gesellschaft ist eine Taufgenossenschaft, die vom Taufgelage kommt. Da tritt denn der schwarze Polizist an den weißen Herrn heran und ersucht ihn, — durchaus nicht etwa höflich — der schwarzen Gesellschaft aus dem Wege zu gehen. Oder:

Ein junger weißer Kaufmann spricht am Postschalter mit dem diensttuenden Beamten. Er weiß sich nicht geschickt auszudrücken, so daß die Rücksprache einige Sekunden dauert; das wird einem dicken, großen Klerk hinter ihm zuviel. Er schiebt das arme weiße Herrchen beiseite, und nun erledigt der schwarze Postbeamte mit dem schwarzen Klerk dessen Sache, plaudert mit ihm behaglich einige Zeit, wechselt den Händedruck, und dann kommt das weiße Herrchen wieder an die Reihe.

Wenn solche alltäglichen Einzelheiten als typische Erscheinungen schon viel sagen, so mögen einige spezielle Vorkommnisse die Tiefe des Uebelstandes besonders klar erkennen lassen. Eines Tages wollte ein hochangesehener deutscher Kaufmann einen Streit schwarzer Leute schlichten. Da erschienen einige Polizisten auf dem Platze und schleiften den Herrn unter Mißhandlungen zur Wache. Und es gelang dem deutschen Kaufmann nicht, die gänzlich unbegründete und bösartige Handlung dieser schwarzen Gesellen durch deren Bestrafung gesühnt zu sehen. Die Regierung selbst ist dieser Gesellschaft gegenüber wehrlos. Sie wollte eines Tages eine Wassertaxe einführen. Es kam fast zu einem Aufstande. Den Kaufleuten wurden von dem erregten schwarzen Volke Fenster und Möbel durch Steinwürfe demoliert. Aber eine Ahndung fand nicht statt.

Wenn man das, was sich hier abspielt, verstehen will, muß man Sonntag abends durch die Straßen gehen. In vielen hallenartigen Gebäuden, die protzenhaft übermäßig von elektrischen Lichtern strahlen, strömt das Volk ein und aus. Sie kommen mit Fahrrädern, Spazierstöckchen, Zigaretten im Munde, den Zylinder auf dem Kopfe. Von außen kann man dann sehen, wie sie in großen Haufen gedrängt umhersitzen, und Stunde ein, Stunde aus singen. Sie haben alle äußerlichen Anzeichen europäischer Hochkultur, vom Lackstiefel bis zum Monokel, und jedes zweite Individuum trägt goldenen Kneifer oder Brille. Na, und dann erst die Weiber! Federhut, Boa, Seidenroben! — Diese hallenartigen, in übermäßigem Lichte erstrahlenden Tempel der Eitelkeit sind aber — christliche Kirchen!

Ich sprach in jenen Tagen mit den höchsten Beamten der Kolonie über dies und das. Ich rühmte in einer solchen Unterhaltung einmal das großartige Handelsleben der Stadt. Da sagte der Engländer klar und deutlich: „Das ist schon richtig, aber im übrigen ist Lagos die Eiterbeule dieser Kolonie, die durch Infektion aus London entstanden ist. Wir haben in England eine „holy party", die diese Affen hier züchtet und uns die Hände bindet." — Nicht ich regte das Thema an, sondern immer die Herren selbst;

jeder einzelne (mit Ausnahme des Kolonialsekretärs James) begann damit, als ob er mich auf alles Zukünftige vorbereiten und sich selbst für die Sachlage entschuldigen wollte. Die Sache war ja auch so augenscheinlich, daß jeder sie, man möchte sagen, mit jedem der fünf Sinne wahrnehmen mußte.

Fraglos pulsiert in dieser Stadt Lagos eine eminente wirtschaftliche Kraft, ein imposantes Wirtschaftsleben, und in dieser Hinsicht kann man nicht genug von der englischen Leitung und dem englischen Regimente lernen. Aber die weiße Rasse ist drauf und dran, das Regiment aus der Hand zu geben und damit alles aufs Spiel zu setzen. Denn wenn die schwarze Kraft hier auch Bedeutendes leisten kann und einen großen Faktor repräsentiert, so ist doch dafür eine doppelte Aufwendung von Intelligenz für die Kraftleiter, also für die europäischen Kulturträger, vonnöten. Denn zum bleibenden Siege wird diese schwarze Rasse niemals kommen, dafür sprechen alle Faktoren der Weltgeschichte.

Alle Europäer, mit denen ich über diese Dinge sprach, äußerten sich ganz klar in dem Sinne, daß der sogenannte Humanitätsdusel hier höchlichst am Werke sei, seine gefährlichste Giftfrucht zu zeitigen. Ein katholischer Missionar, ein kluger Mann mit großer Erfahrung, mit dem ich über die Kolonie Lagos sprach, sagte: „Aus dieser Kolonie ist ein herrliches Land der Zukunft zu machen, wenn man damit beginnt, allen Hosennegern, von oben angefangen, jeden Sonntag Zwanzig auf den Allerwertesten zu verabfolgen." — Das klang hart, zu hart, war aber der bittere Ausfluß der Erfahrung.

□ □

Die ernste Seite des Hosennegertums.

Ich gehe auf diese Dinge deswegen näher ein, nicht nur weil sie für den Verlauf unserer Reise und Erfahrungen sehr wichtig wurden, sondern weil es sich mit ihnen auch um ethnologische, geschichtliche und rassengeschichtliche Probleme von hoher Bedeutung handelt. Es sind an sich absolut nichtssagende Bagatellen — es ist ganz gleichgültig, ob der Schwarze seinen Vorgesetzten einmal grüßt oder nicht, und ob er ihm einmal gelegentlich den Respekt verweigert. Es handelt sich aber hier nicht um diese Kleinigkeiten, sondern um Rassenmacht und Rassenwillen. Wenn sich die Verhältnisse im gegebenen Sinne weiter entwickeln (siehe die nicht durchgesetzte Wassertaxe!), so kann es immer nur zwei Wege der späteren Auseinandersetzung geben: entweder die englische

Regierung bricht eines Tages mit dem Modus uneingeschränkter, weichlicher Duldsamkeit, weil ein Konflikt mit den Herren Hosenmännern unvermeidlich ist; dann gibt es eben ein heftiges Geknalle und unnötiges Blutvergießen, sehr schwere zeitweise Schädigung der wirtschaftlichen Lage und vor allen Dingen langanhaltende Rekonstruktionsarbeit; oder aber — und das eben ist das Schlimmere — die Gesamtleitung versumpft und verniggert; paßt sich an, quält sich mit unnötigem Verbrauche europäischer Intelligenz weiter und endet, wenn das schwarze Gehirn und Phlegma durchdringt, etwa in dem Modus derzeitigen portugiesischen Kolonialwesens. Es kann nun aber gar keine Frage sein, daß in Anbetracht der englischen Eigenart und Rasse das erstere eintreten wird, wenn nicht beizeiten der Modus vivendi gründlich geändert wird.

Vom ethnologischen Standpunkte aus interessiert mich aber eine Vertiefung in die Möglichkeit der zweiten Art mehr, weil sie für die afrikanischen Verhältnisse der älteren Zeit die übliche gewesen sein dürfte. Wir werden ja in diesem Werke, das dem Aufspüren alter Kulturen gewidmet ist, noch mehrfach auf das Problem der Kolonialbildung zu sprechen kommen. Wir studieren dies Problem alter Kolonialgründung und erörtern, was für deren Entwicklung hier und da an Faktoren günstig oder ungünstig gegeben ist. Da muß uns denn auch die Frage interessieren, wie diese alten Kolonialkulturen zugrunde gegangen, oder wie sie denn verschwunden sind, wenn sie früher einmal hier waren. Das ist ein schlechter Ethnologe, der es nicht versteht, aus den Erscheinungen der Gegenwart die Gesetze auszulösen, nach denen auch in vergangenen Perioden die Kulturen, als Samen ins Land gestreut, sich fortpflanzten und erstarben — unter Hinterlassung einer letzten Samenausstreuung, die dann wieder, entsprechend dem andersartigen Ackergrunde, variierende Pflanzen aufkeimen ließ.

Der an der Westküste Afrikas hinwandernde Ethnologe sieht wundervolle Belege von allerhand Art. Ich denke z. B. an die vergangene Pracht San Salvadors, der Hauptstadt des Kaiserreiches Kongo. Als echte afrikanische Stadt am Ende des 15. Jahrhunderts aufgefunden, entstand hier im 16. Jahrhundert unter portugiesisch-klerikalem Einflusse aus ihr ein christliches Reich, dessen Pomp in Europa eine zeitlang sprichwörtlich war, und dessen Träger doch nur schwarze Eingeborene waren. In einer mächtigen Kathedrale predigten schwarze Bischöfe, gehüllt in köstliche Meßgewänder. In der Tracht der damaligen Zeit, mit der spanischen Mantille und dem Degen an der Seite, schritten Herzöge, Prinzen und Edle hinter

dem Kaiser her. Alles Schwarze! Wie durch Zauberspruch war aus „dem rohen Heidentume" eine prunkvolle, europäische Welt erstanden. — So vermelden die alten Chroniken. Wir haben diese alten Bücher in vielen Punkten studiert und nachgeprüft und gefühlt, daß viel Wahres und Treffendes darin berichtet ist.

Und dann ein Jahrhundert später! Der mächtige Kaiser vom Kongo von einem Priester geohrfeigt! Ein weiteres Jahrhundert nachher: nur elende Trümmer, elende Negerhütten und Buschvolk in Lumpen! So schnell verging die herrliche Samt- und Seidenpracht. Und weshalb? Weil man die Tragfähigkeit jener Rassen überschätzt hatte, weil man vergessen hatte zu unterscheiden, was äußerlich angenommen und innerlich als Saat aufgegangen war; weil die Rassenfrage verkannt war. Weiße Rassenmacht und weißer Rassenwille waren vom schwarzen Phlegma absorbiert — die weiße Rassenkraft war in der Verniggerung zerflossen.

So schnell und so leicht wie im Kongoreiche können sich natürlich solche Verhältnisse unter der Gewalt der modernen germanischen und romanischen Expansion nicht entwickeln, ja, sie sind fürs erste überhaupt so gut wie unmöglich. Aber mit Erstaunen sehen wir doch, daß sogar ein stolzes Volk wie die Briten, das im Rassenbewußtsein und im Nationalgefühl entwickeltste, in allen Rassefragen kompetenteste Volk der Erde, das wir gewohnt sind, alle Dinge so klar überschauen zu sehen, für einige Zeit auf dem Wege durch den Humanitätsdusel dazu kommen konnte, für die Gefahr, die der Wurzel der Kolonialkraft droht, blind zu sein, weil die Bürger dieser Kolonie angeblich Christen, in Wahrheit zum weitaus größten Teile aber doch nichts als christliche Affen sind.

Die Symptome unserer kolonialen Willenszucht, oder — um es anders auszudrücken — derart behinderter Willensstärke beobachten zu können, war für mich hochinteressant. Und als wir dann in der Eisenbahn dem Inlande zudampften, da mußte ich den Tag über darüber nachdenken, wie sich wohl im grauen Altertume solche Vorgänge abgespielt haben mögen und müssen, in Zeiten, in denen schwache Verkehrsadern die Kolonien mit dem Mutterlande verbanden, in denen die kolonisierenden Völker den Eingeborenen kulturell sehr viel näherstanden, in den Zeiten, in denen die Glaubensformen der anderen Menschen gleich geachtet, deren Götterwesen anerkannt und dem eigenen verwandt gedacht wurde, also in Zeiten, in denen die Ethik noch nicht die Menschheit trennte und gliederte — in Zeiten, in denen ein Atlantis als Burg der

Götter gegründet ward! Welches waren wohl die Vorgänge, die sich abspielten, als jene eigenartigen Kolonisatoren die Burgen der Atlantiskultur gründeten, sie dann zu höherer Blüte brachten und sie im Schlamme des Negertumes vergehen sahen? . . .

□ □

Ibadan.

Zwölf Stunden hindurch konnten wir abwechselnd zu den gewaltigen Kronen der westafrikanischen Urwaldriesen emporblicken, über grün eingehegte Steppen hinweg zu den schönen Wipfeln der Fächerpalmen hinüber und durch üppige Oelpalmenwälder hindurchschauen, dann auch wieder an den Bahnhöfen die meist reichen Trachten der Hosenneger, das Ausladen unendlicher Massen von Schnapskisten und das übliche Feilschen um Bananen und Erdnüsse beobachten. Etwa um die Mittagszeit schon passierten wir Abbeokuta, von welcher Stadt ich mir ein sehr schönes Bild gemacht hatte, dessen aus der Ferne zu mir herüberwinkende Wellblechdächer dann aber einen Schauder erweckten. Wir waren froh, hier nicht verweilen zu müssen. Am Abend dieses Tages, des 20. Oktober, trafen wir dann wieder etwa um sechs Uhr an unserem ersten Reiseziel, in Ibadan ein, und wurden in freundlicher Weise von den Herren des Hamburger Hauses Witt u. Büsch in Empfang genommen. Diese Herren und die Vertreter von G. L. Geiser in Hamburg haben uns dann abwechselnd liebenswürdige Gastfreundschaft gewährt, bis wir unser eigenes Heim beziehen konnten.

Wir waren nun in der Stadt angelangt, in der ich meine Studien beginnen, und von der wir dann nach Ifima abmarschieren wollten. Sehr schwierig war es nun aber, eine Heimstätte zu finden. Das europäische Viertel mit dem Bahnhofe und die englische Residentur liegen, in einer Entfernung von mehreren Kilometern, an den Grenzen der Riesenstadt, in deren Innerm es nun ein Domizil zu gewinnen galt, da ein Wohnen an der Peripherie uns die Beobachtung des Volkslebens allzusehr erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht hätte. Nach mehrtägiger Suche fand der stellvertretende D. C. (d. h. Distrikt-Kommissar) in der sogenannten Baleschule ein leidlich passendes Quartier. In der Baleschule wurde dann das Lager der D. I. A. F. E. aufgeschlagen; dort haben wir unter den Wellblechdächern des Hinterhauses wochenlang geschwitzt, während die kleinen ABC-Schützen vom Vorderhause her ihr eintöniges Geplapper oder ihr doremifasol zu uns herüber-

sandten, oder aber im sogenannten Garten ihre die sogenannte Gartenarbeit begleitenden Plaudereien in die Ferne sandten. Ach, wie oft habe ich in dieser Zeit zu den hohen, schönen Blätterdächern der mächtigen Jorubahäuser hinübergeschaut!

Nicht allzu lange ward mit der Annäherung an unsere Studienobjekte und mit der Anknüpfung eines direkten Verkehrs gewartet. Allerdings lernten wir zunächst Verhältnisse kennen, wie sie mir vordem überhaupt noch nie begegnet waren. Es ist nicht so ganz leicht, dem Leser ein klares Bild der Stadt Ibadan zu entwerfen. Man denke sich eine Stadt von 150000 bis 200000 (soweit schwanken die Angaben) Einwohnern, zum größten Teil noch im Negerstil erbaut und erfreulicherweise noch in alter Art erhalten. Man denke sich eine Stadt von einem solchen enormen Umfange, der nicht etwa erst durch den Verkehr mit den modernen Europäern entwickelt wurde, sondern uralt ist.

Ueber die meteorologischen Verhältnisse dieser Zeit siehe Kap. 16, (3).

Welcher Art mag der Geist gewesen sein, der solche Städtebildungen geschaffen und geleitet hat! Und wie schwer ist es, sich darüber klar zu werden, welche Unterschiedlichkeit im Wesen die Neuzeit durch den Verkehr mit Europa hervorgerufen hat! Allerorts begegnen dem Wanderer die Symptome modernen europäischen Kultureinflusses! Der ganzen Länge nach zieht sich in der Stadt vom Bahnhofe bis zur Residenz, welche beide, wie gesagt, an der Peripherie liegen, eine mangelhaft erhaltene Hauptstraße hin, an der große und kleine Marktplätze einander abwechseln. Ueberall Verkaufsstände. Je mehr man sich dem europäischen Quartier am Bahnhofe nähert, desto mannigfaltiger treten die europäischen Artikel in den Auslagen hervor. Aber auch in entfernteren Gegenden trifft man auf Hosenneger, die Kattun, Emaillewaren, Streichhölzer, Gläser, Lampenschirme, Petroleumlämpchen, Perlen, Fangeisen, Mützen und sonstiges Schacherwerk, alles in mehr oder weniger minderwertiger Qualität, feilhalten. Allerorts trifft man auf kleine Läden, in denen der Schnaps feilgehalten wird, der in geradezu verblüffender Menge in diese Kolonien hineinströmt. In der Gegend zum Bahnhofe hin nimmt die europäische Patina, die sich hier und da noch zur Einführung von greulichen Wellblechdächern verdichtet hat, zu und läßt das eigentlich Ursprüngliche schwer erkennen. Nach dem Oranjaviertel zu aber, in dem wir wohnten, treten in zunehmendem Maße die würdigen alten Bekleidungen des mächtigen Palmblattdaches und das Eingeborenenmarktleben deutlicher hervor.

Das Schlimme ist, daß dem europäischen Außengewande auch wesentliche Innenzüge entsprechen. Im allgemeinen hat ja die Sitte, ein europäisches Kleid zu tragen, noch nicht so weit um sich gegriffen, wie das Bestreben, das eigentlich „Heidnische" des Eingeborenen und heute noch Treibende im Lande zu verstecken. Der Neger, dem von Natur ein feines Taktgefühl eigen, scheut sich stets, etwas zu äußern und zu besprechen, was der andere nicht gern sieht und hört. Und da er keinerlei Uebersicht in dem Sinne besitzt, daß er für seine eigenen alten Sachen selbständig eintritt und sie auch aufrecht erhält, so kann man überall beim Herannahen der europäischen Kulturwelle in Afrika ein Versteckspielen wahrnehmen, das, wenn es nicht sehr geschickt durch Erziehung zur Offenheit bekämpft wird, unbedingt zur Verlogenheit führen muß.

Auch kann es dann nicht wundernehmen, daß unsere ersten Eindrücke in Ibadan die denkbar ungünstigsten waren und in mir zuerst die Befürchtung lebendig werden ließen, daß ich mich in der Wahl meines ersten Studienlagers wohl geirrt habe. Leider mußten mich die Unterredungen mit den wenigen Europäern, mit denen ich zusammenkam, hierin noch bestärken. Von einem jeden wurde mir gesagt, die Joruben hätten in Ibadan nichts Altes mehr. Die einen behaupteten, sie hätten nie etwas Interessantes aufzuweisen gehabt, die anderen, was an ihnen studienwert gewesen sei, wäre längst verschwunden!

Der Tempel des Donnergottes.

Ich hatte aber meine Dispositionen doch nicht so ins Blaue hinein getroffen. Als ich 1909 nach Togo einrückte und im Lager bei Bassari meine Hoffnungen, noch nach Joruba kommen zu können, immer mehr schwinden sah, da hatte ich einige Leute nach dem Niger und einige nach Ibadan gesandt und ihnen den Auftrag gegeben, für mich nach bestimmten Gesichtspunkten Prüfungsmaterial zu besorgen. Diese Leute hatten mich genau drei Tage vor der Abreise von Lome wieder erreicht, und so war ich denn in der Lage, gewisse Vorkommnisse zu verwerten, mit einigen Adressen von Bürgern und Priestern der alten Heiligtümer aufzuwarten usw.

Vor allen Dingen hatte ich auch in Erfahrung gebracht, daß ein großer Schangotempel und ein sehr einflußreicher Priester dieses Gottes in der Stadt Ibadan war. Schango ist der gewaltige Donnergott, von dem ich später sehr viel zu erzählen haben werde. Der Tradition nach stammt die Herrscherfamilie, oder sagen wir, die heutige Dynastie der Joruben von diesem Gotte her. Hinweise,

die ich auf der durch meine Kundschafter 1909 gewonnenen Grundlage geben konnte, genügten für Bida, den Priester und das Heiligtum des Gottes in wenigen Tagen aufzuspüren. Mit den gespanntesten Erwartungen wanderten wir schon am dritten Tage hin. Das Gehöft war schon von außen durch einige mit Ornamenten beschnitzte Pfeiler charakterisiert, die das überhängende Dach trugen; das 3 m hohe Tor war in kräftigem Figurenwerk geschnitzt und zeigte echt mythologische Charaktertypen; aber ein Zeichen des Verfalls war es, daß die Tür nicht mehr in den Angeln hing, sondern daneben stand. Beim Eintritt sahen wir vor uns einen weiten Hof, in dem die Mitteldächer, durch geschnitzte Träger gestützt, über einer Veranda emporragten. Weiber mit hübschen Haartrachten und Männer in langwallenden, reichen Gewändern standen hier und da und sahen erstaunt auf die — wie ich nachher zu meiner Verwunderung hörte — ersten Europäer, die dieses Heiligtum betraten.

Wir schlüpften unter einem Tuchüberhang durch, und ich muß sagen, ich war einen Augenblick lang verblüfft über die Originalität des vor mir ein langes schwarzes Architekturband buntfarbig unterbrechenden Werkes. Eine hohe, tiefe und sehr lange Nische war nach der breiten Veranda hin durch phantastisch geschnitzte, bunt bemalte Pfeiler vom Umgange getrennt. Auf diesen Pfeilern waren Reiter, auf Bäume steigende Menschen, Affen, Frauen, Götter und noch sonstiges mythologisches Schnitzwerk ausgehauen. Die dahinter liegende schwarze Kammer zeigte eine prunkende rote Decke, Sockel mit Steinwerkbeilen, Holzfiguren, Kauribehänge und leider auch die heute schon dem Opferdienste gewidmeten Schnapskrüge. An der schwarzen Wand war seitwärts eine kleine Nische, ein Durchgang, eingelassen, in der ein verschmitzter Alter lag, der von einer Reihe von Frauen und Männern, die auf Fellen und Matten am Boden hockten und dem Alten ihre Verehrung bewiesen, umgeben war. Dieser Alte war unser späterer Freund, der Priester des Donnergottes Schango. Das ganze Bild, die buntgeschnitzten Säulen vor dem farbigen Altar, der Alte im Verehrerkreise, dazu das nach oben hin offen liegende Gerüst des mächtig aufsteigenden Dachstuhles wirkte durchaus großartig, und mit vieler Vergnüglichkeit mußte ich daran denken, daß mir noch genau vor einer Stunde versichert worden war: „In Ibadan gibt es nichts Interessantes!"

Natürlich verfehlte ich nicht, bei dieser Gelegenheit mit einer Erklärung unserer Wünsche und Arbeiten zu beginnen, und zwar dies nach den Gesetzen des Zeremoniells, das dem Neger so sehr

Bedürfnis und angenehm ist. Also wurden Stühle und einige Kisten herbeigebracht, auf denen wir Platz nehmen konnten. Die Boys traten mit den Helmen dahinter, Biba zur Seite. Himmel! Wie viele Reden dieser Art habe ich nun schon gehalten! Und wie viele werde ich noch halten! Man wird sie natürlich immer nach der Gelegenheit variieren, aber im Prinzip bleiben sie gleich. Der ethnologische Expeditionsführer weist jedesmal darauf hin, daß die Bewohner dieser Länder ihre berechtigten Eigenarten hätten, die in ihrer Art auch etwas Großes wären, und die noch nicht genügend in Europa bekannt seien. Er spricht von dem Alten und von der Eigenart mit besonderer Betonung dessen, was den Leuten schmeichelhaft zu hören ist. Er weist auf das herzliche Verhältnis der herrschenden Kolonialregierung hin, die mit dem Vorhaben des Studiums sympathisiere; er deutet die Wünsche an, die er hinsichtlich ethnologischer Aufklärung habe; er schmeichelt, indem er gerade das Vorliegende als besonders packend bezeichnet, und er endet damit, daß er den anderen einladet, in diesen Tagen einmal vorzusprechen und sich sein Geschenk abzuholen. — „Gesammelte Reden eines Expeditionsführers, Band 1—3 Einleitungsansprachen, 400 Varianten, S. 1—900." Brrrrrr!

Wenn der Interpret des Wortes und des Sinnes solche Vorträge zu reproduzieren versteht, wenn der Redner selbst in vorschriftlich mäßiger und würdiger Weise, d. h. ohne dem Angeredeten oder seiner Umgebung durch Hin- und Umschauen besondere Aufmerksamkeit zu widmen, mit fürstlicher Ruhe und immer unter Wahrnehmung des Grundsatzes: „nihil admirari" spricht — wenn er nach Empfang einer Antwort entsprechend schmeichelhafter Reden würdig aufsteht und gemessenen Schrittes das Haus verläßt, dann verfehlt solches Zeremoniell bei dem dunklen Sohne Afrikas nie seine Wirkung. Diese soll aber sein: Anbahnung eines Verkehrsverhältnisses, nicht auf europäischer, sondern auf afrikanischer Basis — Herstellung eines Verständnisses, das nicht von europäischer Kritik, sondern von Vertiefung in afrikanisches Wesen ausgeht.

Nachdem wir also im vorliegenden Falle die schmeichelhaftesten Dankesworte für die Ehre des hohen Besuches entgegengenommen und fernerhin zu meinem Erstaunen gehört hatten, daß wir die ersten Europäer seien, die dieses Heiligtum des Donnergottes betraten, nachdem ich dann noch einiges eigene Wissen über die Mythologie des großen Gottes ausgekramt hatte, welches den Alten nicht wenig in Erstaunen und Achtung versetzt hatte, nachdem ich

so meine innere Beziehung zu dem umgebenden Volke an den Tag gelegt hatte, nachdem besonders betont worden war, daß wir darüber noch häufiger sprechen wollten, erhoben wir uns würdig und verließen mit stolzer Miene das Haus — ich meinerseits nicht wenig beglückt von der abermaligen Erkenntnis, daß die „alten Kenner" des Landes doch nicht ganz genau Bescheid wissen. Denn es waren natürlich „alte Kenner", die mir gesagt hatten, es gäbe in Ibadan wirklich nichts Interessantes!



Leben auf einem Jorubamarkte.
(Zeichnung von Carl Arriens.)

Drittes Kapitel.

Vom Ritualmord zur Erkenntnis.

Schwierigkeit unter den Joruben ethnologisch zu arbeiten und zu sammeln. — Die Eigenarten des Volkscharakters. — Eintritt in den Ogbonibund. — Die Entdeckung des Ritualmordes. — Der Bann ist gebrochen.

Die Arbeitsführung von Ibadan hatte nach wenigen Tagen schon ein gutes Gleisstück zu verzeichnen. Arriens pilgerte alltäglich zum Schangotempel und entwarf erst einige Aquarellskizzen des Ganzen, dann Federzeichnungen der Einzelheiten. Ich selbst zog viel umher, kroch von einem Tempel in den anderen, suchte möglichst schnell eine Uebersicht über die Grundlage und das System der weiten, schönen, architektonischen Grundprinzipien zu gewinnen. Und wenn auch in den Wirrnissen der letzten Zeiten die ganzen reichen Inlandfürsten verarmten und viel schlaues Küstenvolk schnell reich werden sahen, vielerlei in diesen Städten verloren und verbaut, eingestürzt und systematisch modisch repariert worden war, so hielt es doch nicht allzu schwer, dem alten Wesen nahezukommen. Und sobald einmal die Art dieses schönen Typus erkannt war, machte sich Martius an die Arbeit und nahm ein Gehöft nach dem anderen auf, so daß eine ausgezeichnete Grundlage für das Studium dieser

sicherlich in ihrer Art einst großartig gewesenen Bauten gewonnen ward. Arriens schuf dann 66 naturgetreue Oelstudien, die die ganze Sache lebendig und leichter verständlich machten.

Schwierigkeiten. Festigkeit des Clanbewußtseins. Sammeltechnik.

Glückte die Arbeit nach dieser Richtung von Anfang an ganz ausgezeichnet, so wurde meine anderweitige persönliche Tätigkeit doch zunächst ungemein erschwert. Ich mußte einmal danach trachten, für meine Museen eine gute Sammlung aufzubringen, die sich, dem Hauptinteresse dieses Volkes entsprechend, vorzüglich auf religiöse Kulturgeräte zu erstrecken hatte, und dann galt es, das Wesentlichste im Volksleben und Volksdenken herauszuholen und in Aufzeichnungen niederzulegen. Auf beiden Gebieten wollte aber meine Arbeit zuerst ganz und gar nicht vorwärts kommen. Wohl sah ich in den Tempeln bald das eine, bald das andere hübsche Kultusgerät, aber an Verkaufen dachten die Leute gar nicht. Das ist auch nicht so schwer verständlich, wenn man bedenkt, daß man sich in Ibadan durchaus nicht in einer Stadt armer, besitzloser Neger befindet. Die Bewohner Ibadans, zumal diejenigen, die wirklich alten, wertvollen Tand besitzen, kann man nicht anders als durchaus wohlhabend nennen. Das Jorubaland mit seinen enormen Reichtümern an Oelpalmen hat derart starke Einnahmequellen, daß alle angesehenen Familien ziemlich mühelos ein gutes Einkommen gewinnen können, und zwar dies um so mehr, als ein guter Teil der Bevölkerung trotz aller, der Sklavenbefreiung zustrebenden Bemühungen der englischen Regierung doch noch im Leibeigenenstadium lebt und sich darin auch durchaus wohl fühlt. So liegt denn der wohlhabende Familienvater in Ibadan auf seiner Matte unter dem mächtigen Verandabache inmitten seines Hauses und ganzen reichen Gehöftes, empfängt Besuche, opfert seinem Sippengotte, schläft, ißt, schnapst und läßt sein Volk draußen auf den Farmen und den Märkten für sich fleißig Geld verdienen. Wie soll der Mann bei so bequemer Einnahme dazu kommen, sein heiliges Gerät, das er vom Vater her ererbte, für nichts und wieder nichts an den weißen Sonderling zu verschachern?

Also für nichts und wieder nichts, für das berühmte Butterbrot, leere Flaschen, Hosenknöpfe oder abgetragene Epauletten ist im Jorubalande nichts zu erreichen oder zu sammeln. Das hatte ich aber vorher gewußt und demnach mich eingerichtet. Ich hatte so mein gut ausgearbeitetes Feldzugspläncheu bereit und ging zielbewußt ans Werk. Biba mußte zunächst mit ein paar armen Mitgliedern der Aristokratie Freundschaft schließen. Biba hat sein

Leben lang große Begabung zum Freundschaftschließen an den Tag gelegt, und ich kenne ihn kaum anders als ausgerüstet mit einem stets wachsenden Cortège von Freunden und anhänglichen Angesehenen — weiblichen Geschlechts! Viba ist ein Schwerenöter!

Sobald dieser Freundeskreis ein wenig gefestigt war, begannen wir in vielen Unterredungen eine Liste verarmter Aristokraten, heruntergekommener Witwen, aus dem Ogbonibunde Exkludierter und somit ausgewiesener Patriarchen, sowie ähnlicher Schattenexistenzen aufzustellen. Was die Crême der Gesellschaft uns nicht zur Verfügung stellte, konnte nach meiner Berechnung der Abschaum um so sicherer bieten. Mit der Blockade einiger älteren armen Teufel ward begonnen; das Silber begann zu klirren. In dunklen Abendstunden sandten die verschämten Armen, was mir so sehr nottat: die ersten guten Sammlungsstücke.

Wer aber etwa glaubt, daß diese Leute sich glücklich gezeigt hätten, einmal einige Schillinge in die Hand zu bekommen, der irrt sich gewaltig. Keiner von alle den Leuten dachte daran, sich gierig auf unseren schnöden Mammon zu stürzen. Tagelang wurde oft um den einen oder anderen Gegenstand gefeilscht, und dann sah ich mehrfach noch gute Stücke wieder entgleiten, weil die armen Schlucker plötzlich anderweitig für den Bedarf der nächsten Tage Geld aufgetrieben hatten. Schon in diesen ersten Zeiten machte ich eine Beobachtung, die mir für Afrika neu war, und die mich nachdenklich stimmte. Wenn so ein armer Kerl irgendein gutes altes Stück weggeben wollte, und die wohlhabenderen Verwandten dieses hörten, so lehnten diese sich heimlich energisch dagegen auf, und die Reichen, denen sonst das Schicksal der armen verwandten Hungerleider gänzlich gleichgültig war, die gaben ihnen jetzt hohe Summen, damit sie das alte Familienstück nicht weggäben.

Ein typischer Fall, dem noch mehrere ähnliche folgten, ereignete sich gleich anfangs. Ein armer Bursche hatte mir eines Abends für 15 Schillinge ein altes, hübsches Orakelbrett verkauft. Zwei Tage später kam er mit einem Anhange von 10 bis 12 alten Herren wieder, legte das Geld auf den Tisch und verlangte das Brett zurück. Hiermit war ich natürlich nicht ohne weiteres einverstanden und erklärte zunächst, der Handel sei doch abgeschlossen! Fürs erste gingen die Leute, mit dem Bescheide zufrieden. Am anderen Tage kehrten sie aber wieder zurück, und nun wurde mir eröffnet, daß das Brett von einem Verwandten gestohlen, also auch meinerseits ohne Rechtsgültigkeit erworben sei. Damals war ich noch nicht genügend gewitzigt.

Ich kroch glatt auf den Leim, hielt noch eine schöne moralische Rede und gab das Stück zurück. Einige Tage später kam heraus, daß die ganze Angelegenheit Schwindel gewesen war, daß der junge Mann das Brett gar nicht gestohlen, sondern von seinem Vater ererbt hatte, und daß die Leute mir die Sache nur so dargestellt hatten, um mich zur Rückgabe des Brettes zu bewegen. Gleichzeitig hörte ich, daß der junge Mann, um das Stück für seine Familie zu retten, eine Unterstützung von 20 Schillingen erhalten hatte, dagegen aber hatte versprechen müssen, das Stück nicht zu verschachern. — Einige Zeit nachher sah ich die Alten wieder. Ich hielt ihnen die Sache vor, sie grinsten vergnügt und gaben sie ohne weiteres zu. — Das humoristische Ende dieses, wie manches anderen ähnlichen Liedes war, daß wieder vier Tage später das Brett abermals bei mir einzog und nun, da gerade der Baissezustand glücklich herbeigeführt war, für 9 Schillinge definitiv in unseren Besitz überging.

Wenn ich also auch damit, daß ich die abgewimmelten Gesellschaftsmitglieder aufsuchte, die ersten Sammlungsgegenstände erzielte, so hatte ich doch immer mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Crême der Gesellschaft das Familiengut und die Ausgeschiedenen wieder an sich zog, um den alten Besitz zu retten. Wie gesagt, gab mir diese Erscheinung sehr viel zu denken. Das ist fraglos ein Symptom alter Kultur und ein Beleg einer den üblichen afrikanischen Maßstab weit übersteigenden Kulturhöhe. Man wird es ja allerdings an vielen Orten finden, daß z. B. Masken, wenn sie auch auf den ersten Blick Privatbesitz zu sein scheinen, des inneren Sinnes und des offiziell damit verbundenen Rechtes wegen als Eigentum der „alten Leute", also der Inhaber aller Rechtsprechung, zu erklären sind; so etwas war aber hier in Ibadan nicht der Fall; hier im Jorubalande waren alle diese Schätze absolutes Familieneigentum. Und daß der einzelne seine familiären Privatheiligtümer nicht veräußern darf, das ist lediglich jorubisch und im übrigen unafrikanisch. Sicher kann überall ein Mann verspottet werden, wenn er das, was anderen heilig, aber seine Privatsache ist, veräußert; aber daß die Familie sich pekuniär engagiert, um die Absplitterung eines an sich ihr heute ziemlich gleichgültigen und nur, weil alt, wünschenswerten Gegenstandes zu hindern, das muß unbedingt als ein Symptom ungemein fester, alt fundierter Gliederung und Verkettung der religiösen und sozialen Organismen bezeichnet werden.

Doch ich will in meinem Berichte fortfahren und ihn weiter ausspinnen; muß es doch für alle Sammler und Beurteiler dieses eigentümlichen Volkes wertvoll sein, der Schilderung des Verfahrens,

des Erfolges und der einzelnen Vorgänge zu folgen, zumal sie Zustände klarlegt, die den Afrikanern meist gänzlich fremd sind.

Hatte ich auf oben beschriebene Weise ein sanftes Wässerlein erweckt, das mir wohl einige Kraft zuführte, so erwies sich doch diese Kraft zur Bewältigung meines großen Betriebes als allzu schwach. Alte Erfahrung hatte mich gelehrt, daß bei solchen Sammeleien an Orten, an denen sie bis dahin veranstaltet wurden, der Gang der Ereignisse sich immer wiederholt. Ich habe früher schon „Im Schatten des Kongostaates“, S. 355/56, dies geschildert. Anfangs begriffen die Eingeborenen nicht, was es bedeuten will, daß der fremde, kulturreiche Mann, in dessen Besitz doch alles so viel schöner und vollkommener enthalten war, den ihnen (den Eingeborenen) verhältnismäßig schäbig erscheinenden Krimskrams zusammenkaufen wollte. Die meisten scheuten sich vor den anderen, mit dem Handel den Anfang zu machen. Da muß man geschickt lavieren, bis viele, auch angesehene Leute, den ausgesetzten Preis für erstrebenswert erachten; dann kommen die ersten, sind zufrieden, werden beneidet, und nun schwillt plötzlich der Kreis der Verkaufslustigen so eminent an, daß man sich eine Zeitlang vor dem Angebote nicht retten zu können glaubt; dann kann man die Freude haben, auf ½, ja auf ¼ des erst gebotenen Preises herabzugehen, und erst, wenn eine fanatische Verkaufswut sich ausgetobt hat, wird eben so schnell, wie die Flut kam, die Ebbe wieder eintreten. Entweder man hat alles Verkaufenswerte erhalten, oder man hat durch einen Mißgriff Mißvergnügen hervorgerufen, oder aber das Volk ist durch das Gesamtausgegebene in seinem konsumierenden Bedürfnis gesättigt.

Die Schwierigkeit beruht also zuerst immer darin, die erste Angebotsschwellung herbeizuführen, und hierfür genügte, wie gesagt, das sanfte Wässerlein aus dem Bereich der gesellschaftlich Ausgemerzten um so weniger, als es nur in den dunklen Abendstunden im Geheimen floß, und als gerade das Triebwerk in Ibadan, in einer Stadt von nahezu 200 000 Einwohnern, einer weit bedeutenderen Kraft bedurfte, als etwa in einem kleinen Landstädtchen. Ich versuchte also, sobald ich diesen Tatbestand erkannte, mit dem Einkaufe von Industrieerzeugnissen und Handwerkszeug das Volksinteresse zu erwecken, und die Verkaufslust zum Anschwellen zu bringen. Vergebens! Entweder die Rufe verklangen ungehört in der Riesenstadt, oder aber die Leute verlangten für Werkzeuge Preise, die uns im musealen Sinne einfach unmöglich waren. So kam ein Schmied und forderte für einen Blasebalg 3 Pfd. Sterl., d. h. über 60 Mark!, und für einen Hammer 1 Pfd. Sterl. Sie versuchten es

in naiver Ungezwungenheit und Selbstverständlichkeit; das tun die Herren Westafrikas auch anderweitig, pflegen sonst aber, wenn sie sehen, daß der Weiße nicht so dumm ist, auf vernünftige Preise herabzugehen. — Die Jorubaleute blieben aber bei ihren hohen Preisen, und somit kam ich also auch auf diesem Wege nicht weiter.

Da ging ich denn eines Abends mit meinen Herren und Bida in der Stadt spazieren. Wir kamen an einem Verkaufsstande vorbei, an dem ein Weib hockte; das hatte neben seinem Kram eine kleine, alte Holzfigur stehen, die war bekleidet und trug die Spuren einer jüngst erfolgten Kolaopferung am Munde. Wir blieben stehen und besprachen das Holzgeschöpfchen. Es war ein sogenannter Ibedji, eine Figur zur Erinnerung an ein verstorbenes Zwillingsgeschwisterpaar. Als ich am Ende der Besprechung ziemlich hoffnungslos die Frage der Ankaufsmöglichkeit aufwarf, sagte die Frau zu meinem Erstaunen ganz frisch: „Jawohl, sie wolle mir das Ibedji in den nächsten Tagen bringen, sie wolle nur erst ein anderes kaufen, und dem die nötigen Opfer bereiten; das alte könne ich dann haben." Wir ermahnten sie noch eifrig, so zu tun und gingen dann weiter, ohne daran zu denken, daß das Versprochene gehalten werden würde. Frauenhilfe.

Ich hatte die Sache so gut wie vergessen, da kommt sie wirklich zwei Tage später und bringt den Ibedji und verkauft ihn mir zu einem nicht einmal hohen Preise. Wer beschreibt meine Freude. Da hatte ich ja eine Zugkraft! Sofort zogen alle Freunde und Freundinnen Bidas zu ihren Familien aus und auf die Märkte und verkündeten: „Der Weiße kauft auch Ibedjis!"

Richtig kamen am anderen Tage weitere Frauen mit Ibedjis, brachten auch wohl schon den einen oder den anderen Ose-Schango, also Amulette des Donnergottes, einen heiligen Opferlöffel, verkauften mir das, sahen mich und das Geld, kamen wieder und — dieser Bach schwoll und brachte meine Maschinerie in Bewegung. Was die Männer nicht getan hatten, das führten die Frauen aus, die hier, wie auch sonst wohl in der Welt, mehr Verständnis für kleine Nebeneinnahmen zeigten, als das sogenannte stärkere Geschlecht. Zunächst wurde mir nun allerdings ein Bestand von teilweise entsetzlichen Sachen angebracht, die auch den begierigsten Sammler in Erschrecken versetzen mußten. Alles, was an altem Krempel, zerbrochenem Gerät auf dem Hausboden unter den hohen Dächern lag, wurde herbeigeschleppt. Tausende von Gegenständen mußte ich ablehnen, aber einige hundert Prachtstücke blieben mir doch. Ein Strom von Menschen ergoß sich in unser Lager, und ununterbrochen lösten sich große

Gruppen von Verkäufern bei uns ab. Es wimmelte wie in einem Ameisenhaufen. So liefen ausgezeichnete Stücke der alten Kulturformen ein. Ich schürte das Feuer noch kräftig, und der Erfolg blieb nicht aus, wenn die Expeditionskasse auch arg bluten mußte.

□ □

Eintritt in den Ogboniibund.

Im Vorderhause brüllte das Scholarenvolk tagein tagaus: „Penny, penny, penny, penny, penny . . .“ — ein Stück aus einem unbeschreiblich unmusikalischen Liede, das eigentlich „pay me“ heißen sollte. Es war, als ob sich dieser Stumpfsinn über meine schwindenden Expeditionsgelder, meine vorerst so aussichtslosen Versuche, eine gute Erklärung, eine Ikonographie des Kultus- und Götterwesens dieses Landes zu erreichen, und über unser demnach zuerst recht stumpfsinniges, wissenschaftliches Dasein in diesem Erdenwinkel lustig machen wollte. Denn heiliges Gerät erhielt ich nun in Menge, aber gute Erklärungen desselben blieben gänzlich aus. Ich muß zunächst noch mehr von diesem Sammelbetriebe erzählen, weil damit die Betätigung auf dem zweiten Arbeitsfelde, also in dem Streben nach Erklärungen des erworbenen Tempelgerätes, aufs innigste zusammenhing.

Wenn bei einem Volke die religiösen Vorstellungen einen ausgebildeten Kultus und in Verbindung damit reiches Kultusgerät gezeitigt haben, so wird man beim Religionsstudium am besten so verfahren, daß man an der Hand der Kultusobjekte sich in das „Wie“, „Wieso“, „Warum“, „Woher“ usw., also in das Wesen der Religion hineinfragt. Man kann annehmen, daß man diesen Weg um so leichter einzuschlagen vermag, wenn man schon ein umfangreiches Sammlungsmaterial vereinigt hat. Also: erst sammeln, dann abfragen!

Wer nun aber glaubt, daß die edlen Toren mir zu den Belegen ihres Kultus auch sogleich die Erklärung gegeben hätten, der irrt sich ganz gewaltig! Ich weiß nicht, ob es mehr der bei diesem Volke ungemein ausgebildete Drang zum Lügen, oder die Scheu, zu verraten, oder das Bedürfnis, wenigstens nur den körperlichen Teil des Verkauften ohne erklärende Belege wegzugeben, oder ob es in vielen Fällen wirkliche Unwissenheit war, jedenfalls brachten die guten Leutchen mitsamt ihren Sammlungsgegenständen und als Zugabe dazu eine solche Fülle von Widersprüchen und Verschiedenartigkeiten mit, daß die gewonnenen Ergebnisse an Erläuterungen ein sinnloses Gebräu und Gewirr darstellten. Ich erhielt Hunderte

von Namen und Hunderte von Erklärungen. Eins widersprach immer dem anderen. Und das Schlimme war, daß es nicht möglich war, einen Menschen aufzutreiben, der geneigt gewesen wäre, mich aus diesem Labyrinth von Sinnlosigkeiten herauszuführen. Nach vierzehntägigem Studium war ich nicht etwa nur keinen Schritt weitergekommen, sondern hatte die früher schon gewonnenen wenigen Grundlagen gänzlich wieder verloren.

Was haben wir nicht alles unternommen, um die ethnologisch-trostlose Oede unserer Lage zu beleben, zu klären und zu ändern! Ich habe — allerdings von vornherein ohne starke Hoffnung auf Erfolg — für gute Berichte reiche Prämien versprochen. Ich habe den Ehrgeiz der einzelnen zu wecken versucht und habe auch alle Register der Freundschaft und Herzlichkeit gezogen. Es war absolut umsonst! Eines Tages unternahmen wir dann noch einen feierlichen Besuch bei dem Stadtgewaltigen, dem Bale; das ist der „Bürgermeister" Ibadans. Wir traten sehr pompös auf und wurden mit großen Ehren empfangen. Die Hornisten und Trommler der Stadtkapelle bliesen und klapperten zu unserer Begrüßung, und noch stärker und schöner zu unserem Abmarsch.

Der Leser muß etwas vom Regierungsmodus dieses Landes wissen, um alles Nachfolgende zu verstehen.

Diese eminenten Jorubagemeinden werden von einem Bunde, der Gemeinschaft der Ogboni, von der wir nachher noch sehr viel hören werden, geleitet. Diese Ogboni sind die „Alten", die Aeltesten der angesehensten Familien, die durch unaufhebbare Opfer untereinander zum Zusammenwirken verbunden sind. Nur solche Leute werden aufgenommen, die durchgreifenden Korpsgeist und unbedingten Gehorsam an den Tag legen, und die sich als zweifellos zuverlässig erweisen. Man kann den Bund eine „Kopfabschneidergesellschaft" nennen, eine Vereinigung von skrupellosen Leuten, die mit größter innerer Ruhe alle unbequemen Elemente femeartig mit Gift und Messer aus dem Wege räumen, die angesehene Parvenüs ausrotten und ihre Besitztümer annektieren, eifersüchtig untereinander die Ebenmäßigkeit des Einflusses abwägend, und vor allem den Städte- und Staatengewaltigen, den Bale, an ihrem Bändel tanzen lassen wie einen Hampelmann. Dieser Bale wird von ihnen gewählt, wird von ihnen instruiert, geleitet, höchst scharf beobachtet und glatt aus dem Wege geräumt, wenn es ihm einfallen sollte, selbständig ohne genaue Berücksichtigung des Interesses und der Würde des Ogbonibundes irgend etwas zu unternehmen. Wohl wollen die Ogboni, daß jeder diesem ihrem Instrumente mit allem Respekt und

mit vieler Zeremonie huldige. Sie gehen darin mit Kotau und Bodenkuß stets voran; aber wehe, wenn das Instrument dieser Ogboni sein Grenzgefühl verliert, wenn es eine eigene Macht, einen eigenen Willen entwickeln will! Sofort wird ihm ein ominöses Zeichen zugesandt, und wenn er sich daraufhin nicht selbst entleibt, so erfolgt seine, des armen Bale, Vergiftung sehr schnell. Noch nicht allzuviel Zeit ist verstrichen, daß nach uraltem Ritus jeder Bale am Ende einer zweijährigen Regierung dem Ritualmorde verfiel.

Diesem Bale machten wir also zuerst eine offizielle Visite, und ich hielt eine der schönsten Reden, die Vida dann mit großem Aplomb übersetzte, und die ostentativ zum Fenster hinausgehalten war; denn sie war wohl an den Bale gerichtet, ihrem Sinne nach aber für die Ogboni bestimmt, von deren Mitgliedern eine große Anzahl den Herrscher umgab. Meine Wünsche ließ ich in zwei Punkten gipfeln: einmal, um einiges bestimmtes Schnitzwerk zu erhalten, und dann, um mit Aufklärung über allerhand mythologische Unverständlichkeiten versehen zu werden. Es wäre ganz gegen alle Negerart gewesen, wenn mir nicht alles ohne weiteres versprochen worden wäre, und demnach wurde mir auch sehr viel versprochen; ich wäre aber auch ein sehr ungelehriger Forscher gewesen, wenn ich diesen Versprechungen auch nur den geringsten Wert beigemessen hätte, zumal alles sehr schnell und weitgehend versprochen wurde. Das war ein sehr schlechtes Zeichen!

Beim Abmarsch wurden wir, wie gesagt, ungemein festlich entlassen. Wir erhielten einen sehr schönen Truthahn. Zwei Tage später ließ der Bale bei mir die reich bemessenen Gegengeschenke abholen; in Zukunft paukte und blies die Kapelle des ehrlichen Herrn aus Leibeskräften, wenn einer vom Stabe der D. J. A. F. E. vor dem „Palaste" vorbeikam; genau wie vorherzusehen war, war dies der ganze Erfolg.

Aber damit war der Weg zum Ogbonibunde geebnet. Dieser Bund hat seit Generationen Leiter, die immer aus derselben Familie genommen werden. Die Würde geht immer vom ältesten Bruder auf den jüngsten über, angenommen, daß der betreffende Mann alt und grau genug ist, sonst aber auf ein anderes Mitglied aus demselben Clan, dessen Vater vorher einmal Ogboni-Oberherr war. Das alte Gehöft dieser Ogbonifamilie war bald aufgefunden, und eines Tages bummelte ich mit einigen zuverlässigen Leuten wie zufällig hinein. Ich wurde sehr herzlich und formell aufgenommen, nahm deswegen auch gar nicht erst eine formelle Positur an, ließ vielmehr der guten Laune freien Lauf. Das kleine, verhutzelte

Männchen, das derzeitiger Oberherr des Ogboni war, empfing mich sehr vergnügt; es wies mir seinen jüngeren Bruder als seinen Sprecher vor und gab dann selbst seine Würde als Bundesältester kund. Ich würdigte das mit einigen Worten, ging aber heute sonst weiter nicht darauf ein. Der „jüngere Bruder", der sich durch stieren Blick, ständiges Grinsen, Wohlwollenheit im Aeußeren und eigentlich ständige Besoffenheit auszeichnete, brachte mir dann auch etwas zu trinken; ich wies das aber zurück und erklärte, erst Freundschaft mit ihnen schließen und mit ihnen Geschenke auswechseln zu wollen; ich sagte frei heraus, daß vorher die Geschenke des Ogbonibundes gefährlich seien. Dadurch, daß dem absolut nicht widersprochen, von den biederen Alten entsprechende Blicke gewechselt und Bemerkungen getauscht, und meine Behauptung endlich herzlich belacht wurde, ward sie stillschweigend als richtig anerkannt.

Am gleichen Tage unternahm ich in dieser Angelegenheit nichts mehr, wohl aber suchte ich die Freundschaft von Leuten zu gewinnen, die von großem Einflusse im Bunde sein sollten. Bei dieser Gelegenheit, die dann immer noch zur Verbesserung der Sammlung ausgenutzt wurde, lernte ich so recht die klassische Schönheit des Jorubacharakters kennen.

Der erste, der reiche Geschenke erhielt, damit alle Welt in Joruba nach solchen Dingen gierig würde, war der alte Schangopriester. Er erhielt ein Paar in arabischer Form gegossener, prachtvoller Steigbügel, einen reich verzierten, silbernen Dolch und anderes mehr. Der alte Herr wollte sich mir gegenüber erkenntlich zeigen und sagte meinen Leuten, er werde mir auch etwas Schönes senden. Kommt also am anderen Morgen der Sohn des Schangopriesters zu mir, bringt eine der herrlichen großen Ledertaschen, von denen stets im Tempel dieses Gottes einige hängen. Ich freue mich schon über das schöne Gegengeschenk, da erklärt der liebe Jüngling, sein Vater wolle mir die Tasche für 2 £, also 40 M., verkaufen. — Ich kann die Versicherung geben, daß der junge Herr mitsamt seiner Tasche die Räume der Expedition auffallend schnell verließ. — Am gleichen Nachmittag pilgerte ich dann zu unserem alten Freunde im Schangotempel, machte ihn auf das Ungehörige seines Benehmens aufmerksam und bat um Aufklärung. Denn es ist gegen jedes afrikanische Gast- und Gewohnheitsrecht, daß, wenn A dem B reiche Geschenke macht, B dem A statt eines Gegengeschenkes ein unverhältnismäßig hohes, unverschämtes Verkaufsangebot macht. Der alte Herr war ganz starr und sagte mir endlich, er hätte mir die Tasche doch zum Geschenk gesandt und sei

Charakterschönheiten.

schon unangenehm berührt gewesen, daß ich sie heute morgen nicht angenommen hätte. Also hatte der Herr Filius als ehrlicher Makler das Geld für das Geschenk in seine eigene Tasche gleiten lassen wollen.

Bei meinem Bestreben, mit den alten Ogbonileuten der Stadt in ein gutes Verhältnis zu kommen, lernte ich diese Unwürdigen eigentlich in jedem Gehöfte kennen. Einmal kamen wir zu einem alten Herrn, einer prächtigen Erscheinung, der eines der schönsten Anwesen Alt-Ibadans besaß. Der Mann war wie alle Joruben an sich geldgierig, ohne aber für etwaige Zahlungen etwas herausrücken zu wollen. Darin waren sie eben alle gleich. Bei ihm entdeckte ich einen Schatz kleiner, alter, wertvoller Gelbgüsse jener Art, wie man sie heute seit der „Entdeckung" der Beniner Funde als „Bronzegüsse" zu bezeichnen gewohnt ist. Wir verhandelten über die Ankaufsmöglichkeit lange in einem Pferdestalle, damit niemand etwas merkte! Dann einigten wir uns auf den Preis von zehn Guineen, das sind etwa 210 M. Abends wollten wir das Geld schicken, zunächst aber sollten wir einige wenige Stücke einstecken und mitnehmen. Als Biba am Abend das Geld brachte, ward ihm ein Paket ausgehändigt, das den Rest enthielt; es fehlten aber zahlenmäßig sieben Stück, von denen mir dann später einige nochmals von einer dem edlen Besitzer verwandten Frau zum Kaufe angeboten wurden. Da es sich bei einem der Stücke z. B. um eine abgebrochene Figur handelte, die an der Bruchstelle genau an ein schon ausgeliefertes Stück paßte, so konnte gar kein Irrtum vorliegen; der alte Herr hatte einiges unterschlagen, um es später noch besser zu verkaufen und noch mehr Gewinn herauszuschlagen.

Ein anderes Mal fand ich bei dem Nachkommen eines längst verstorbenen Bale, der mich selbst zum Besuche seines Haustempels eingeladen hatte, einen alten, mit Perlen schön gestickten Stuhl, der innerlich ganz zerfressen, also nicht mehr transportfähig war, und eine wertvolle Schangofigur. Wir verabredeten, daß der Stuhl nur gezeichnet, die Schangofigur aber meinerseits für 24 Schillinge erworben werden sollte. Den Stuhl nahm ich mit, das Geld ließ ich da. Die Figur sollte gebracht werden. Arriens machte am anderen Tage die farbige Skizze von dem Stuhl, dann sandte ich ihn zurück und ließ die Figur ausbitten. Der Balesproß gab zur Antwort: „Es ist gut!" Von der Figur keine Rede. Ich schickte nochmals und ließ um die Schangofigur bitten. Da sandte der unverschämte Patron eine ganz schauderhafte Nachbildung. Da ich in jenen Tagen gerade den Mister Lesley, den würdigen Polizei-Superintendenten des

Landes kennen gelernt hatte, und dieser mir einen ausgezeichneten Bericht über den messertüchtigen, betrügerischen und ränkesüchtigen Charakter der Joruben gemacht hatte, so teilte ich dem Balesprossen durch Boten mit: „Wenn die Figur nicht in einer Viertelstunde käme, würde ich mich an die Polizei wenden.“ Nun kam die richtige Schangofigur mit der berühmten Erklärung, es sei ein Versehen gewesen. Himmel, was habe ich an „Versehen“ in Afrika erlebt.

Durch solche und allerhand andere Besuche und Geschäftsbeziehungen hatte ich im Laufe von 14 Tagen den größten Teil der einflußreichen Leute kennen gelernt und sie meinen Geldbeutel lieben gelehrt. Nun konnte ich zu einem Hauptschlage vorgehen: Ich erklärte, selbst als Mitglied des Ogbonibundes aufgenommen werden zu wollen. Diese Mitteilung machte ich dem Leiter des Bundes, und dieser, gierig nach der lockenden Einnahme, ließ sich auch wirklich in Verhandlungen ein. Die endgültige Vereinbarung ward dann in dem Sinne getroffen, daß nicht wir, die Europäer selbst, sondern ein Schwarzer an unserer Stelle das blutige „Opferbrot“ vom Heiligtume aufnehmen, und daß diese Zeremonie ganz geheim hinter verschlossenen Toren in meinem Hause vonstatten gehen sollte. Gesagt, getan! Am gleichen Abende wurde im Schein unserer Windlichter in meiner Halle das nicht gerade sehr ästhetische Zeremoniell vorgenommen. Es war eine unheimliche und in ihrer Art düstere Handlung. Sie wurde selbstverständlich nicht in vollem Werte durchgeführt, da in letzter Zeit die dabei üblichen Menschenopfer durch Entenküken ersetzt wurden. Im übrigen stimmte sie aber vollkommen mit den Beschreibungen überein, die ich vor Jahren schon eingesammelt hatte, und die ich hier des Verständnisses halber einfüge.

Das bevorzugte Material des Ogboni als einer wohlhabenden Vereinigung reicher Leute war von altersher der Stoff des Gelbgusses, also früher eine im Lande selbst gewonnene Bronze, später das importierte Messing. Jeder Ogbonimann hat eine kleine Edafigur als Amulett. Im Hause des obersten Priesters, des Oluwo, hing die Abbebedemaske aus gleichem Material, und zum heiligen Umtrunk ward seit altersher aus einem großen Bronzegefäß der vereinigende Bluttrank herumgereicht. Aus Gelbguß bestehen außerdem ein paar Edafiguren, die, an den Köpfen durch eine Kette miteinander verbunden, nach unten hin in Eisenpfriemen auslaufen, und über die jederzeit die Opfer von einzelnen Ogbonileuten wie vom Oberpriester dargebracht werden. Dieses Paar bestand aus einer männlichen und einer weiblichen Figur und ward als solche „Eda-Male“ genannt.

Wenn bei der Aufnahme eines neuen Gliedes das heilige Gerät ausgepackt ward, so entkleideten alle Anwesenden den Oberkörper. Dann traten sie im Scheine eines mächtigen Feuers vor die Bronzefigur und riefen gleichzeitig als Gruß: „Hecqua!" Danach ward das erste Opfer gebracht. Einem Menschen wurde über den beiden Eda-Malen der Kopf abgeschlagen, so daß das Blut über die Figuren hinströmte. Zuweilen, zumal wenn es sich noch um besonders bedeutsame Zeremonien handelte, folgten noch mehrere Menschenopfer, und wenn ein neues Mitglied in den Bund aufzunehmen war, wurde eine weiße und eine rote Kolanuß neben die Figur, eine weitere rote aber auf die Eda-Male selbst in das Menschenblut gelegt. Diese letzte Nuß stellte das Opferblut dar, das der Kandidat mit seinem Munde aus dem Blute aufzunehmen hatte. Zu diesem Zweck wurden dem Kandidaten mit einem Tuche die Augen verbunden. Nachdem er sich vor dem mit dem heiligen Blut besprengten Gerät soweit auf den Knien liegend vorgebeugt hatte, daß seine Stirn den Boden berührte, mußte er mit derart verdeckten Augen auf die am Boden liegenden Bildnisse zurutschen. Er ward geleitet, er lag platt vor ihnen auf dem Boden und mit dem Oberkörper selbst im Blute. Er mußte den Kopf weit vornüber beugen, so daß er mit den Lippen die Kola ergreifen konnte, die auf dem blutüberströmten Eda-Male lag. War dies geschehen, so aß er die Kola. Er richtete sich dann wieder auf. Der Massabogu, d. i. der Zelebrierende, ergriff alsdann die beiden Eda-Male und zwar mit jeder Hand eine der Bronzefiguren, so daß die Kette dazwischen herunterhing und die Eisenenden nach vorn standen. Mit den parallel gehaltenen Eisenspitzen berührte er erst die beiden Mundwinkel des Kandidaten, dann führte er die beiden Stabenden in die Nasenlöcher und endlich an die Stirn des Neuaufzunehmenden. Es hat fast den Anschein, als wolle der Massabogu mit dieser Zeremonie sagen, daß das „Heilige", was der Neueingetretene durch den Mund in sich aufnahm, indem er von der an heiliger Stelle mit Menschenblut getränkten Speise aß, aus der ersten Aufnahmestelle, dem Munde, auch auf die anderen Teile des Körpers übertragen werden solle. Nach dieser Zeremonie riefen dann alle wieder „Hecqua!" Dann wurde eine Kolanuß aufgebrochen, und ein Abschnitt von ihr auf die Brust der weiblichen Bronzefigur gelegt, von dem Massabogu wieder aufgenommen, zerbrochen und unter die Leute zur gemeinsamen Verspeisung verteilt. War der Kandidat wohlhabend, d. h. hatte er viele Sklaven, so wurden früher bis zu 10 Menschen an diesem Tage geschlachtet, und der Novize zahlte an Kaurimuscheln den Wert von etwa 60 Mark, also eine schwere Anzahl

von Muscheln, da früher auf eine Mark Silbergeld ca. 2000 Kauri kamen (heute ist der Kurs bedeutend gesunken).

Dieser Zeremonie wohnte ich also, wie gesagt, in meiner Arbeitshütte bei, und nachdem unsere Namen über dem Opferblut der die Menschen vertretenden Küken ausgesprochen waren, und der heilige Gruß unseren Namen entboten war, durften wir uns als Mitglieder, also als Mitwisser der Geheimnisse des Bundes betrachten. Und auf dieser Basis baute ich meine anderen Pläne auf und drückte meine Wünsche nach endgültiger Aufklärung über das religiöse Wesen der Joruben durch.

Allerdings ging das nicht so schnell. Der gute Oberpriester des heiligen Ogboni hatte die Zeremonie unserer Einweihung nur im engsten Familienkreise erörtert und vorgenommen, und die anderen Ogbonileute, vor allem der Bale und seine Berater, wußten zunächst hiervon nichts. Da ich mir das an den fünf Fingern abzählen konnte und auch kein unnötiges Aufhebens davon machen wollte, mußte ich mit meinem Druck sehr vorsichtig zu Werke gehen. Tage vergingen, ehe ich meine Wünsche deutlicher durchsetzen konnte. Ein glücklicher Zufall kam mir zu Hilfe; wenn er auch an sich ein grauenvolles Ereignis war.

Am 13. November wurden nämlich auf der Hauptstraße in Ibadan, nahe dem Hauptmarkte, die Brustteile, ein Arm und ein Bein eines ermordeten schwarzen Knaben gefunden. Diese Teile wurden sehr bald von einer Frau als Glieder ihres Sohnes festgestellt, der acht Tage vorher zum Markte gesandt worden, dann aber nicht wiedergekommen und seitdem verschwunden war. Es konnte nach allen Anzeichen der Auffindung kein Zweifel darüber herrschen, daß dieser Knabe einem Ritualmorde zum Opfer gefallen war. Sobald ich hiervon Kenntnis erhielt, stellte ich fest, daß verschiedene Polizisten über den allgemeinen Tatbestand unterrichtet waren. Die Frau war zu einem der schwarzen Polizeikommissare gelaufen und hatte ihm alle Einzelheiten mitgeteilt, hatte ausgesagt und vorgeweint, was sie konnte. Der edle Hosenträger aus Lagos hatte seinerseits aber den Kopf geschüttelt und erklärt, er könne die Sache nur dann verfolgen, wenn die Frau selbst den Mörder ausfindig mache und seinen Namen nenne! — sic! — Im übrigen behielten die dunklen Hosenherren die Sache für sich.

Der Ritualmord.

Aber auch andere Herren kümmerten sich ostentativ nicht darum. In diesen Tagen war Mister Partridge, von dem ich in diesen Blättern ja noch so viel zu erzählen haben werde, als stellvertretender Resident in Ibadan angelangt. Am 16. November nachmittags machte ich

mit meinen Kameraden meine offizielle Aufwartung. Obgleich es für mich absolut nicht im Interesse meiner ethnologisch-diplomatischen Pläne lag, sprach ich beim Tee vor Mister Partridge, ferner vor dem Distriktskommissar und in Gegenwart des Regierungsarztes Dr. Curry, also in Anwesenheit und vor den Ohren der gesamten hohen Zivilverwaltung der Residentur Ibadans, über den Ritualmord. Ich sprach das aus, was alle Schwarzen in Ibadan wußten, und was ich von meinen eigenen Kameraden gehört hatte. Ich tat dies, weil es mir eine Pflicht des europäischen Zusammengehörigkeitsgefühles war, und überließ es selbstverständlich den Herren, sich weiter um diese Angelegenheit zu kümmern. Ich hatte also meine Pflicht als Europäer und der englischen Regierung gegenüber getan, und damit war für mich die Angelegenheit vor diesem Forum erledigt. Es war aber mein persönlicher großer ethnologischer Vorteil, daß weder der Resident, noch der Distriktskommissar, noch der Arzt sich darum kümmerten. Ich habe den Eindruck gewonnen, als ob die Herren sich davor hüteten, in dieses Wespennest zu greifen. Denn jedes Jahr wurden in Ibadan noch Menschenopfer dargebracht! Obgleich hier eine Residentur bestand. Daß Herr Partridge sich absolut nicht weiter um die Sache gekümmert hat, dafür erhielt ich einen schlagenden Beweis. Am 23. Dezember desselben Jahres vormittags war der Polizei-Superintendent Lesley bei uns. Ich teilte nun auch ihm den Mordbefund vom 13. November genau so wie dem Mister Partridge mit. Mister Lesley war nicht wenig darüber erstaunt. Er wußte von gar nichts. Mister Partridge hatte es offenbar für besser gehalten, die Sache nicht weiter zu verfolgen. Immer nach dem Grundsatze: nur die lieben Eingeborenen nicht stören und beunruhigen! Ja, lieber Gott, es genügt ja auch zuletzt, wenn die Leute in die Kirche gehen! Und die ethischen Forderungen gehen nicht so weit, daß ein kleines Ritualmördchen gerächt werden müßte. Wir werden sehen, daß Mister Partridge bei anderer Gelegenheit einen ganz anderen ethischen Maßstab an die Mitwelt legte.

So tragisch nun auch die Sache an sich war, so führte doch dieser Ritualmord mich mitten in das Religionsleben der Joruben hinein. Meiner Pflicht hatte ich genügt und die Regierung des Landes auf die Spur gewiesen. Daß sie sie nicht verfolgte, war ihre Sache. Ich ging ihr jedenfalls so lange nach, bis ich ganz dicht an die Quelle kam. In jenen Tagen hatte ich dann und wann das Gefühl, meine Rolle als Ethnologe mit der eines Detektivchefs vertauscht zu haben; nicht immer sehr angenehm war diese

Tätigkeit, und oftmals mußte ich mir mein Ziel genau vor Augen halten, um der stillen Nachforschung und des Fischens in diesen trüben Wassern nicht überdrüssig zu werden. Ich ging bis an die Quelle des Ritualmordes. Nun konnte ich auf meine Anrechte als Mitglied des Ogbonibundes hinweisen, und die verblüfften und überlisteten Leute sahen ein, daß ich nicht nur rechtmäßiges Mitglied, sondern auch zu weiterem Aufschlusse berechtigt war. Ich gab mein Versprechen ab, über alles, was ich erführe, im Jorubalande nicht weiter zu sprechen, und dann wurden mir von den Ogboni drei alte Leute übergeben, die jeden Morgen und jeden Abend bei mir antraten, von ihrem Oberherrn beauftragt, alle meine Fragen über sozial-mythologische Verhältnisse zu beantworten. Die drei alten Herren mit der Licentia, über sekrete Dinge zu reden, waren vielleicht nicht gerade die klügsten ihrer Art. Dieses war aber insofern wieder günstig, als sie sich, wenn sie einmal eine Sache verheimlichen wollten, diese mit einiger Kunst herauslocken ließen. Kurz und gut, die ethnologische Beschreibungsarbeit begann nun: ohne große Schwierigkeiten wurde ich in allem unterrichtet, was ich verlangte.

□ □

Endlich der Erfolg.

Der Bann war gebrochen. Zunächst ward nun ein Korb mit Sammlungsgegenständen nach dem anderen herbeigetragen, der Inhalt eines jeden ausgepackt und Stück für Stück besprochen. Alles Zusammengehörige ward zusammengelegt, jede falsche Angabe durchstrichen und durch eine neue ersetzt. Nun gewann alles Ordnung. Ich konnte auch hier und da schon bestimmte Wesenszüge der Kultur erkennen, und dann vor allen Dingen auch erfahren, was mir an Belegmaterial ab und zu in der Sammlung noch fehlte. Die drei Alten und ihre Freunde halfen mir um so lieber bei der Beschaffung der Ergänzung, als sie hierzu ja die Genehmigung vom Ogboni erhalten hatten, und als sie einen eigenen Gewinn von Fall zu Fall einstreichen konnten. Wenn irgendeine Gruppe ihre Ordnung, Gliederung und Vervollständigung erhalten hatte, wanderte sie in die Behausung des Zeichners, und Arriens hat dann, obgleich er nicht wenig unter den Beschwerden der Akklimatisierung litt, mit ungeheurem Fleiße gleich alles im Skizzenbuche niedergelegt. Solche Ordnung der Sammlung war aber nur der Anfang. Hernach begannen die Alten eine eingehende Schilderung des Lebenslaufes der Joruben von der Geburt bis zum

Tode, und manche mir vielleicht sonst unklare Szene ward dadurch belebt, daß ich hier und da in Gehöfte und Familien eingeführt wurde, in denen gerade die eine oder die andere Zeremonie vonstatten ging.

Gleichzeitig sprachen wir über den Kultusdienst und die Mythologie, und hier zeigte sich in den Angaben meines braven Dreigestirns mancherlei Widersprechendes, so daß ich andere Hilfskräfte requirieren mußte und auch erhielt. Jetzt traten „Spezial-Fachmänner" auf allen Gebieten heran, erhielten von der Oberbehörde die Lizenz zu reden und führten mich nun in die verschiedenen Wissensgebiete und Kulturformen ein. So wuchs und schwoll mein Bächlein der Erkenntnis mehr und mehr, und mit größter Befriedigung konnte ich allnächtlich mein Lager aufsuchen, wissend, daß ich wieder ein gutes Stück weiter gekommen war. Martius aber schlüpfte inzwischen von Gehöft zu Gehöft, von Bergstadt zu Bergstadt, studierte ein Gewerbe nach dem anderen und legte so den Grund für ein größeres Verständnis des praktischen Lebens dieser merkwürdigen Leute.

Was ich nun sah, durchlebte und kennen lernte, machte mir wohl den klarsten und stärksten Eindruck, den das großartige soziale Religionssystem der tiefdenkenden Völker Schwarzafrikas ausüben konnte. Sicherlich traten manche Züge kleinlichen, modernen Zerfalls, moderner Abblätterung und moderner Verkümmerung zutage. Denn die europäische Welle drängte auch hier mächtig heran und äußerte ihr Bestreben, alles Fremdartige fortzuspülen, alles Selbständige auszugleichen und jedes Widerstrebende zu zermalmen. Dann tauchten auch wieder von Norden her Strömungen islamischen Einflusses auf. Vor allem drängte sich mir aber oftmals die Frage auf, ob dieser uralte, sozial-religiöse Bau nicht schon so alt wäre, daß er auch ohne äußere Beeinflussung, als senil, dem Zusammenbruche zuneige.

Aber diesen letzten Gedanken mußte ich immer wieder ausschließen. Ich brauchte mir nur die feste innere, wohlerhaltene, klare Struktur dieser sozialen mythologischen Lebensart anzusehen, brauchte mir nur meine eigenen Erlebnisse vor Augen zu führen, um ihre Wohlerhaltenheit und die vorläufige Widerstandsfähigkeit solcher Lebensart außer Frage zu setzen. Ich brauchte mir ja nur die Schwierigkeiten klarzumachen, die dieses Volk mir mit der für Neger sonst undenkbar konsequentesten Weise entgegengesetzt hatte, um die vitale Kraft und Haltbarkeit anzuerkennen.

Hatte ich doch alle Listen und Schleichwege und die ganze Ueberlegenheit des Nordländers anwenden müssen, um eine bis ins Mark gehende Offenbarung zu erreichen. Und wenn sicherlich auch viele mythologische Einzelheiten in meinen Tagebüchern noch unvollkommen und mißverstanden geschildert und deshalb vereinzelt sind, so ist deswegen doch das, was ich auffand, klarer als alles, was mir afrikanisches Volksleben sonst bislang bot. Was hier aus grauer Vorzeit in die „Moderne" herüberragt, war monumentale Großartigkeit. In diesen Strohpalästen, zwischen diesen Impluvien, hinter diesen Tempeltoren leben die alten Götter. Was ich einst vorhergeahnt und prophezeit, das hatte sich als richtig erwiesen, und daß ich zu dieser Erkenntnis nur nach Ueberwindung schwersten Widerstandes gelangen konnte, das mußte mir die Sache noch wertvoller erscheinen lassen. Weil dieser Widerstand ethnologische Bedeutung hat, weil sich hierin der ganze Selbsterhaltungswille eines Geistes ausspricht, der sich aus dem Altertum zu uns herübergerettet hat, deswegen habe ich meine Forscherarbeit aus den ersten Zeiten des Jorubastudiums so eingehend geschildert.

Und doch war das alles in seiner Art nur eine Einführung. Die großartige Krönung der ganzen Erscheinung sollte in Bälde zutage treten, leider dann auch eine neue Art von Schwierigkeit, die ich weniger leicht vorherahnen konnte, als die erhoffte und erwartete Erbschaft aus dem Altertume.

Die Arbeit ging mit Hilfe der so gewonnenen Hilfskräfte und unter Anspannung entsprechender Energie sehr schnell vonstatten, so daß ich Ende November meine ersten Diarien und auch schon einige Hefte Reinschrift abschließen konnte. Nun wandte ich mich von dem überlebenden Geiste seinem versteinerten Urbilde zu. Ich suchte und fand es.

Das kam aber so:



Uebergang über den Oschunfluß.
(Zeichnung von Carl Arriens.)

Viertes Kapitel.

Zur heiligen Stadt.

Der Weg nach Ife. — Mr. Partridges Hilfe. — Ortschaften am Wege. — Brückenbau. — Der Oni. — Capt. Bowers Taten in Ife. — Die ersten Monumente.

Der Beschluß, Ife aufzusuchen.

Als ich im Jahre 1894, unbefriedigt von seiner schriftlichen Erklärung, es wäre kein Geld für eine Reise in die Jorubaländer aufzutreiben, Bastian nochmals auf die lockende Bedeutung der alten und von Mythologien reich umrankten Stadt Ife aufmerksam machte, antwortete er mit dem Lächeln des Weisen: „Junger Freund, auf solche Traditionen ist nicht so viel Gewicht zu legen, denn rattenschwanzartig umgarnen und umklammern die wuchernden Völkergedanken einzelne Punkte, deren Teile auch die Elementargedanken, da, wo sie einmal anhalten, jede Oertlichkeit, die noch den Menschen, unter denen wir alle, die wir in einem neuen Gesichtskreise denken, und die entgegengesetzt zu den usw. usw.!!" Der Satz ist weder vollendet, noch ganz richtig, denn man kann nicht alle Sätze unseres alten Bastian auswendig wissen, verstehen und merken. Nur soviel war mir damals klar, daß er meiner Ansicht von der Bedeutung Ifes und Benins keinen Wert beimaß, der Mythologie mißtraute und demnach für die Sache kein Geld aufbringen wollte.

Als ich im Jahre 1908 in den großen Städten des Niger am Südrande der Sahara, in Timbuktu und in Wagadugu, weitgereiste Leute traf, mit denen ich über das Alter der Städte im fernen Südosten plauderte, da nannten sie mir fünf große Orte und als einen der ersten Ilife, welches ich erst im südlichen Togo, in Atakpame, mit Ife zu identifizieren vermochte. Und was die Leute damals im Norden erzählten, war sehr eigenartig, so eigenartig, daß der Beschluß, den Ort auf jeden Fall selbst aufzusuchen, nur noch bekräftigt wurde. Es sei betont, daß für die vielen gewanderten und wandernden Leute jener Gebiete alle südlichen Länder historische Tiefe, historische Dokumente und größere Vergangenheit aufweisen, daß man von ganz wunderbarem Relikt hört, und zwar dies mit Beschreibungen, die von Vernunft, Sehenkönnen und Tatsachenreinheit sprechen. Und daß ich aus solchem Milieu und solcher Auffassungsweise immer wieder solche Reden über die Bedeutung dieser Stadt hörte, hat doppelten Sinn.

Jedenfalls stand bei meiner Landung in Lagos mein Plan fest, und als ich in dem Gouverneurpalaste gefragt wurde, wohin ich in Südnigerien zu reisen gedenke, antwortete ich: „Nach Ibadan und dann nach Ife und Ojo." (Ojo gab ich später aus verschiedenen Gründen auf.) Der Gouverneur von Südnigerien versprach, meine Wünsche ohne Bedenken nach jeder Richtung hin fördern und sogleich entsprechende Weisungen an die Verwaltungsbehörden in Oschogbo (für Ife) und Ojo geben zu wollen. So schien denn alles aufs beste geregelt.

Mitte November tauchten aber in Ibadan schon allerhand Gerüchte auf, die mich stutzig machten, und über die ich dann auch sogleich nach Berlin, Hamburg und Leipzig berichtete. Man erzählte sich, daß gewisse Herren der englischen Regierung durch meine schnellen und unerwarteten Erfolge verstimmt seien, und daß gewisse Maßnahmen vorgeschlagen wären, um auch für England gleiche Sammlungen zu sichern. Es waren zunächst nur schwarze Clerks der Residentur und der Kaufmannschaft, die das untereinander kolportierten und bis zu unseren Ohren brachten. Sicherlich nicht die zuverlässigste Quelle, aber es mußte etwas Richtiges daran sein, sonst wäre kein Schwarzer auf diesen, für ihn so fern liegenden Gedanken gekommen. Es ist sicher, daß einige der angesehenen Herren über diese Dinge in diesem Sinne geplaudert, und zuhörende Burschen das verstanden und weiter verbreitet haben. Ich selbst beobachtete die Herren die dann und wann bei uns vorsprachen,

schärfer, und kam allerdings auch zu der Ueberzeugung, daß gewisse umfassende Blicke nicht gerade allzu liebevoll über meine Schätze in der Halle der Baleschule hinstrichen.

□ □

In jener Zeit war der Resident von Ibadan auf Urlaub nach Europa abgereist. Es fand eine stets wechselnde Vertretung statt, und unser Unglücksstern wollte es, daß damals gerade ein Mister Partridge auf dem Regierungshügel einzog. Dieser Herr war früher als Staatsbeamter am Croß-River tätig gewesen, hatte dort allerhand Sitten der Eingeborenen kennen gelernt und darüber ein Buch geschrieben, das mancherlei gute Daten enthält. Die ersten Worte, die ich aus dem Munde dieses Herrn hörte, waren: „I am fellow of the anthropological society.“ Und so gab er sich mir auch gern als Fachmann und Sachkenner. Dieser Mann war es, welcher direkt über das Schicksal meiner Ife-Expedition zu entscheiden hatte. Das war aber eine unliebenswürdige Fügung des Schicksals. Der „fellow der englischen anthropologischen Gesellschaft“ witterte wohl, daß wir in Ife einen größeren Erfolg haben könnten. Das wollte er den Deutschen nicht zukommen lassen, wie er dies ganz klar den Eingeborenen gegenüber ausgesprochen hat, er wollte es den Engländern sichern und hat demnach auch alles getan, um uns die Reise unmöglich zu machen; nachher, nachdem sie doch ins Werk gesetzt und durchgeführt war, versuchte er, uns die Erfolge zu entreißen. Der Leser wird im folgenden eines der denkwürdigsten Beispiele „internationalen Zusammenarbeitens auf wissenschaftlichem Gebiete“, worüber Mister Partridge so herrliche Worte sprechen konnte, kennen lernen. Ich beginne damit, daß ich die Beweise erbringe dafür, daß Mister Partridge uns von vornherein schon und auf jede Weise von dem Wege nach Ife zurückhalten wollte, was als Einleitung und wichtig zum Verständnis seines späteren Vorgehens zu vermerken ist.

Wie Mr. Partridge unsere Reise von vornherein unterstützte.

Sobald meine Pläne klar waren, und meine Informationen, in Ibadan bei durchziehenden Ifeleuten eingezogen, ausreichten, um mir die Bestätigung einer früher gesammelten Auskunft zu liefern, sobald meine sonstigen Dispositionen es erlaubten, sandte ich an Mister Partridge ein offizielles Schreiben, in dem ich ihn ersuchte, mir den Weg nach Ife in entsprechender Weise zu ebnen; dem Briefe und der Verfügung des Gouvernements zufolge hatte Mister

Partridge für Stellung von Trägern zu sorgen, mir zwei Polizisten zur Verfügung zu stellen, mich dem eingeborenen Fürsten (der Titel des Fürsten von Ife ist Oni) zu empfehlen. Auf diesen Brief hin suchte Mister Partridge uns in der Weise zu hindern, daß er es als wünschenswert erklärte, erst die Rückkehr des ständigen Residenten und dessen Genehmigung abzuwarten, da er selber, Mister Partridge, nur Stellvertreter sei. Nun war der eigentliche Resident vor Frühling 1911 überhaupt nicht zurückzuerwarten, und Mister Partridge wußte aus der Unterhaltung und sonstigen Rücksprache sehr wohl, daß wir um diese Zeit schon längst in Nordnigerien sein wollten — es war das also schon zum mindesten ein deutliches Abwinken. Auch in persönlicher Unterhaltung suchte er dann auf eine Verzögerung einzuwirken, was ich mir aber natürlich nicht gefallen ließ, da es sich hier offenbar nur um persönliches Uebelwollen handelte; ich hatte ja die Gouvernementsgenehmigung schon erhalten.

In dieser Weise gründlich orientiert und meinerseits informiert, mußte sich Mister Partridge dann endlich entschließen, dem Gouvernementsbefehl entsprechend Polizisten, Träger, Bekanntgabe an den Oni und den D. C. (als D. C. bezeichnet man landesüblicherweise die Distrikts-Kommissare) von Oschogbo, Vorbereitung eines Lagers an Ort und Stelle usw. zuzusagen. Ich erhielt diese Zusage in einer sehr freundlichen und klar ausgesprochenen Form. Aber Mister Partridge dachte gar nicht daran, sein Versprechen zu erfüllen. Vier Tage vor unserem Abmarsch ritten wir in der Residentur vor und erhielten mündliche Bestätigung der schriftlichen Zusicherung. Ich wunderte mich aber doch gleich, daß der Resident auf meine Frage, ob die Träger (30 Mann) auch pünktlich da sein würden, mir antwortete: „I hope!" — Ich verstand nicht so recht, wie der Resident einer gegen 200000 Menschen zählenden Stadt, der wöchentlich für den Eisenbahnbau Hunderte und Hunderte von Arbeitern und Trägern aushob, in einem solchen Falle in vier Tagen nicht mit Bestimmtheit 30 Mann aufbringen, sondern nur mit einem: „I hope!" antworten konnte. Meine etwas düsteren Erwartungen wurden dann auch glänzend gerechtfertigt. Am 26. November wollten wir abrücken. Der Superintendent sandte prompt die Polizisten. Von den Trägern des Mister Partridge keine Spur! Dagegen hörte ich, daß Mister Partridge bei einem Polizeikommissar gesagt habe, er hoffe, „wenn es ginge", 30 Mann aufzubringen. Dieses „Wenn es ginge" hatte der Polizeikommissar natürlich verstanden. Eine Rücksprache mit dem schwarzen Herrn ergab das aufs klarste. Der sagte nämlich ganz einfach: Wenn der Resident wirklich Träger haben wollte, dann hätte

er einfach gesagt: „Bis dann und dann sollen so und so viele Träger da sein!" Dann sagte er nicht: „Wenn es ginge." Da er aber nun dieses „Wenn es ginge" gesagt habe, hätte er die Sache auch gar nicht so sehr wichtig gemacht. Der weitere Verlauf war eigentlich selbstverständlich. Mister Partridge, der damals nicht die geringste Veranlassung gehabt haben konnte, gegen uns verstimmt zu sein, wollte offenbar absichtlich keine Träger geben und unsere Reise hindern. Es ist typisch, daß der Clerk der Residentur mir das am gleichen Abend auch ganz unumwunden sagte, so daß ich gar nicht mehr im Zweifel sein konnte.

Hierauf wandte ich mich direkt an die kleine Haussakolonie und hatte ohne Schwierigkeit am Sonnabend abend schon die ersten 16 Träger. Am 27. früh erfolgte förmlichkeitshalber eine Anfrage beim Polizeikommissar, ob die Träger da seien. Antwort: „Nein, sie seien nicht beschafft, aber er hoffe, sie würden im Laufe des Tages vielleicht aufzubringen sein." Ich entschloß mich kurz, belud meine 16 Träger, sandte sie mit einem Polizisten ab und befahl Bida, daß er mit dem anderen Polizisten zurückbleiben und zum Residenten gehen sollte, wenn es auch heute gerade Sonntag sei; sie sollten Mister Partridge die Sache vorstellen und, wenn sie von dort oben keine Träger bekommen könnten, selbst den Rest sammeln. Ich tat dies, damit Mister Partridge mir später nicht etwa nachsagen könnte, ich hätte nicht alles getan, um von ihm Träger zu erlangen. Nachdem ich mit meinen Herren nun abgeritten war, stieg Bida den Regierungshügel hinauf, ward wiederum an den Polizeikommissar gewiesen und empfing von diesem dann endlich die endgültige Antwort: daß er nicht imstande sei, die Träger aufzubringen. Darauf brachte er meinem Befehle gemäß im Laufe des Sonntags ohne Schwierigkeit selbst so viele Ilorinleute zusammen, daß er unsere Bagage ohne Mühe fortschaffte und mir einen Tag später nachfolgen konnte. Da er auch nachts marschierte, kam er mit uns gemeinsam an.

Also wollte der englische Bezirksleiter in dieser beinahe 200 000 Menschen bergenden Stadt unfähiger zur Trägerbesorgung sein, als mein schwarzer Zugführer. Es versteht sich von selbst, daß dies nicht der Fall war. Ich habe später in Ife Mister Partridges Befehle gehört. Da mußten innerhalb ganz kurzer Zeit 30 Träger zur Stelle sein, da mußten in wenigen Tagen noch Hunderte von Leuten den Weg ausbessern, da ging alles wie am Schnürchen, weil es Mister Partridge wollte. Ich kann nicht genügend betonen: dieser Anfang der Ifetour erbringt schon den Beweis dafür, daß

Mister Partridge, genau wie es die Eingeborenen auch von ihm uns gegenüber behauptet haben, und wie wir es später erlebten, uns zu hindern suchte, wie er nur konnte, und zwar dies im Gegensatze zu den aus London und von seinem Gouvernement erhaltenen Anordnungen.

Doch sollte ich wenige Tage später noch weitere Beweise hierfür erhalten.

Als wir nämlich nach dreitägigem Marsch in Ife ankamen, fanden wir abermals unsere Meinung vom zweifelhaften Werte der Partridgeschen Versprechungen glatt bestätigt. Mister Partridge hatte schriftlich und mündlich versprochen, dem Oni Befehl zu erteilen, ein Haus für uns in Ife bereitzustellen, und den D. C. von Oschogbo zu informieren. Nicht ein Strich war in der Angelegenheit getan. Niemand wußte etwas, und wenn Mister Partridge sich etwa damit herausreden will, daß seine Boten mit dem Briefe erst nach uns ankamen, weil wir so schnell gereist seien, so muß ich ihn darauf aufmerksam machen, daß wir von Ibadan bis Ife drei Tage marschiert sind, und daß er später, als es ihm darauf ankam, jede für uns ungünstige Nachricht zwischen Ibadan und Ife stets an einem Tage zu befördern vermochte!

Also stand denn schon unser Abmarsch unter dem Zeichen unbedingten, nicht mißzuverstehenden Uebelwollens. Alles Bittere, was wir nachher erlebten, reihte sich dann folgerichtig diesem ersten Vorgange an. Wir haben unsere Arbeit trotzdem begonnen und durchgeführt, und wenn wir auch mancherlei wieder einbüßten, so konnten wir den Hauptgewinn doch retten, weil Mister Partridge uns nur an niedrigem Willen und grober Gewalt überlegen war.

□ □

Marsch, Ortschaften, Weg- und Brückenbau.

Am Sonntag, den 27. November, brach meine kleine Kolonne, nachdem wir uns noch einige Zeit vergeblich nach unseren Trägern umgesehen hatten, auf. Biba sandte uns noch eine Trompetenfanfare nach, und dann trotteten unsere nicht gerade glänzenden Gäule auf der breiten Straße dahin. Nahe dem Residenturhügel verließen wir die Stadt und den breiten Weg und kamen nun sogleich in eine wundervolle üppige Landschaft, die in heiterem Wechsel ein bezauberndes Bild nach dem anderen vor uns entrollte. In langen Ketten zogen sich zartgeschwungene Hügellinien hin, hier Bestände an Oelpalmen überragend, dort vergraben in hochwandige Urwaldgruppen. Es war ein taufrischer Morgen; freundliches Landvolk bot seinen

Gruß, und wir jubelten in dem schönen Gefühle, endlich dem auf die Dauer widerlichen Stadt- und Häuserleben, der wenig verlockenden Ibadangesellschaft, der Jorubenaristokratie und dem schier endlosen Kampfe gegen bösen Willen, dem passiven Widerstande und den unzähligen Zwistigkeiten für einige Zeit entronnen zu sein. Weder die wohlige Stimmung, noch die Reize der Landschaft verließen uns. Immer tiefer tauchten wir hinein in das Waldland und in das Abflußgebiet des Oschunflusses, in dessen Fluten eine der angesehensten Gottheiten dieses Landes Wohnung genommen hat. Der Fluß selbst, der jetzt am Anfange der Trockenzeit etwa 50 m Wasserspiegelbreite hatte und über Felsblöcke hinfloß, war so schön und prächtig in einem Waldgürtel eingebettet, wie nur sonst je ein afrikanischer Wasserlauf. Wir überschritten ihn auf Einbooten, während die Pferde mit Zähnen und Füßen sich an flachen Stellen zwischen den Felsmassen mühsam einen Anhaltepunkt für die Hufe suchten. Nachdem wir hierzu 1½ Stunden gebraucht und dabei vergeblich auf die zurückgebliebenen Träger gewartet hatten, zogen wir auf schattigen Urwaldwegen wieder weiter und langten etwa um ½3 Uhr in unserem Lager Ikerri an. Spät abends trafen unsere Leute ein, Bidas Mannschaft erreichte uns jedoch erst am anderen Tage.

Die kleinen Ortschaften, die wir an diesem Tage durchwanderten, wichen außerordentlich von den Städten ab. Wohl waren die Anlage der Gehöfte, die Ausführung der Häuser, der Rassentyp und die Sprache die gleiche geblieben, aber die Unmittelbarkeit des Landlebens hatte diesen Ortschaften im gleichen Sinne einen Stempel aufgedrückt, hatte einen Unterschied hervorgerufen, wie er zwischen Stadt- und Landbevölkerung in allen Teilen der Erde und auch in Europa immer wieder zutage treten wird. Rekelten sich in den großen Städten wohlhabende Großherren weltgewandt und faul auf ihren Veranden herum, angenehm durchleuchtet von Alkohol und dem schönen Gefühle, daß andere draußen im Lande auf der Farm und auf den Märkten für sie arbeiteten und Geld verdienten, so daß diesen Magnaten nur die angenehmere Sorge blieb, den Gewinn auch sicher einzuheimsen, und ihn zum eigenen Behagen, zur Frönung der Eitelkeit und zur Vermehrung des Ansehens bei irgendeiner auffallenden Gelegenheit und Zeremonie geschickt wieder zu verpulvern, gewährt auch gerade der Jorubamagnat der Städte das Bild just der weniger sympathischen Ausdrucksform des Kapitals, so treten uns in dem Landedelmann dieses Volkes Züge entgegen, die auch an unseren Agrariern stets wieder angenehm auffallen werden. Ueberall weitgehende Gastfreundschaft und weite Verhält-

nisse. Schon der ganze Hof zeigt Weiträumigkeit und atmet das Bedürfnis landwirtschaftlicher Breitspurigkeit. Allenthalben blickt uns Ackergerät, Feldfrucht und Regsamkeit entgegen. Der unangenehme Schnapsgeruch fehlt, und wenn Freund Arriens beim Geschmack des Ikerribieres, das genau wie frisch gebackenes Brot duftet, eine Begeisterungshymne anstimmte, die seitdem bei uns sprichwörtlich geworden ist, so war uns das ein Symbol einer Oekonomie, die aus einem Produkt nahrhaftere und wertvollere Genußmittel schafft und lieber bietet, als der schwunghafte Stadthandel jemals aufzubringen vermag.

Anstatt auf der Bärenhaut herumzuliegen, ergreift der rüstige Alte jeden Morgen sein Gerät und geht den Kindern und dem Gesinde mit bestem Beispiele voran; selbst alte Leute finden bis in ihre letzten Tage hinein immer noch eine nutzbare Verwertung der letzten Kräfte. Wenn mir dann und wann gesagt worden ist, daß die Jorubaleute faule Menschen seien, so paßt das sicherlich auf die Nabobs der Stadt; von jedem, der draußen auf dem Lande, in den Farmen und Landstädtchen ihrem Treiben zugesehen hat, muß aber die Richtigkeit des Ausspruches in der Verallgemeinerung bestritten werden.

Nun war auch der Zeitpunkt gekommen, von dem an wir nicht mehr unter dem Wellblechdach, sondern auf luftiger Veranda und unter mächtigen Blätterdächern schlafen konnten. Das war eine angenehme Abwechslung, und da diese Route durchaus nicht schwierig war, so war die ganze Reise wie eine Erholungstour.

Der zweite Tagesmarsch führte uns auch weiterhin meist durch dichten Wald; wenn sich dieser auch auf den Höhen hier und da lichtete, so stiegen aus der Steppe doch auch hier die Wipfel der Fächerpalmen empor. An diesem Tage verschlechterte sich der Weg schon recht bedenklich, und ich war recht froh, als wir gegen Mittag unsere Pferdchen wohlbehalten nach Gbaga einbringen konnten. Am Dienstag, dem 29. November, überschritten wir ¾ Stunde nach dem Verlassen des Lagers den Sassafluß, einen Zufluß des Oschun, und dann war es auch mit der Herrlichkeit der sogenannten Kunststraße gänzlich zu Ende. Waren mir bis dahin des öfteren schon Bedenken aufgestiegen über die Nützlichkeit der üblichen Wegebesserungen, so nahmen meine Ansichten im ablehnenden Sinne immer greifbarere Form an.

Es soll ohne weiteres zugegeben werden, daß der Wegebau in Afrika, zumal in seinen westlichen Gegenden, schwierig zu lösende Probleme bietet. Wenn zur Trockenzeit in die lehmigen Böschungen

der Bachbetten vielfach einige Baumstämme als Träger einer kümmerlichen Blätter- und Erddecke gelagert werden, genügt meist der erste Anprall einer leisen Flut, um alles Geschaffene hinabgleiten und in die Tiefe rutschen zu lassen. Die Erde beginnt zu versacken, sie ist unterspült, die Baumstämme drücken von oben, die gelbe Flut steigt in den kümmerlichen Betten meist bis zu der Brückenbahn, und das Unglück ist geschehen. Man kann nach meinen Erfahrungen darauf rechnen, daß nach jeder Regenzeit im Durchschnitte etwa die Hälfte aller Brücken zerstört, und der Untergang der anderen Hälfte für die nächste Regenperiode vorbereitet ist. Wird die Brücke auch nicht gleich ganz weggeräumt, fortgeführt oder in die Tiefe gerissen, so gleitet doch meist die Erd- und Blätterschicht der Brückendecke fort, und nun sucht der Fuß der Uebergehenden, die doch zum größten Teile mit recht schweren Lasten bepackte Eingeborenenhändler sind, mühsam auf der gewölbten und glatten Oberfläche der Baumstämme einen Halt. Kein Wunder, daß die Eingeborenen, so lange der Wasserstand es nicht verlangt, nie die Brücken benutzen, sondern lieber durch das Bachbett pilgern, um ihre kostbare Last nicht der Gefahr der Passage einer solchen sogenannten Brücke aussetzen zu müssen.

Wenn die Straße wirklich in Ordnung gehalten werden soll, sind die Brückenarbeiter meist darauf angewiesen, in jedem Jahre etwa die Hälfte dieser primitiven Bauwerke zu erneuern, und das will, wenn die kolonisierende Regierung dies selbst tun will, schon ein Erkleckliches an Arbeitsleistung bedeuten, denn in mittelmäßig abfließenden Gebieten des Beckens kommen auf jede zweite deutsche Meile drei Brücken, ganz abgesehen von den kleineren Stegen! In verkehrsschwachen und überhaupt schwach bevölkerten Gebieten ist, wenn strategische Rücksichten derartige Ansprüche stellen, unbedingt der Rat zu geben, den Brückenbau möglichst einzuschränken. Da aber, wo er angeordnet wird, da muß man von jeder Regierung soviel Kraft und Ordnungssinn verlangen, daß die Straßenanlagen systematisch-technisch überlegt angelegt, und die Bevölkerung, wenn sie nur leiblich dicht ist, angehalten wird, von Ortschaft zu Ortschaft die Brücken ständig in Ordnung zu halten.

Zu solchen Erwägungen wurde ich ganz besonders auf dem Wege nach Ife oder, wie es ursprünglich wohl hieß, Ilife, gedrängt. Wir befanden uns hier auf einer der lebhaftesten Straßen des dicht bevölkerten Jorubalandes, und zwischen Ibadan und Ilife sind uns nicht Hunderte von Wanderern, sondern Hunderte von Karawanen begegnet, und alle mußten wie wir bei der Annäherung der heiligen

Stadt unter den Mängeln des Brückenbaus leiden. In solchem Falle kann ich, wie gesagt, nur aussprechen: lieber keine Brücken, als solche Brücken! Denn wo diese Brücken fehlen, da haben die Eingeborenen stets gute Furtstellen gesucht und gefunden, und an den Böschungen Zugänge ausgetreten, so daß der Fußgänger wie der Reiter ohne jede Beschwerlichkeit hinübergelangen kann. Dagegen werden diese Furten durch den Brückenbau zerstört und ihre Benutzung erschwert. Denn indem die Brücke einstürzt, bohren sich in buntem Durcheinander die Balken und die Stangen in das Flußbett ein, der glitschige Schlamm füllt die Zwischenräume aus, und nun sucht Menschen- wie Pferdefuß vergeblich nach einem festen Halt. Ich habe auf dem Wege zwischen Ibadan und Ife auch Leute angetroffen, die an solcher Stelle die Beine gebrochen haben, und es ist ein ganz besonderes Glück, wenn wir und unsere Pferde ohne einen solchen Unfall davonkamen.

Oh, wie oft haben wir den Rücken unserer armen Pferdchen verlassen müssen, sind mit bangenden Blicken der Führung um diese elenden Machwerke herum gefolgt, wie manchesmal stampften die armen Roßbeine da unten mühsam zwischen Baumstämmen und Geäst herum, und wie herzlich habe ich den verantwortlichen Herren der Regierung auch eine solche Wanderung gewünscht. Und je näher wir der heiligen Stadt kamen, desto schlimmer ward es, bis wir auf den Damm gelangten, der die Ilife umgebenden Sümpfe überschreitet.

□ □

Ankunft in Ife beim Oni.

Der kümmerliche Rest einer alten Stadtmauer war hier zur Anbringung einer knarrenden Holztür durchbrochen. Das war das weitere Weichbild der Stadt. Dann ritten wir zwischen Sümpfen, aus denen üppige Palmenpracht gen Himmel stieg, dahin. Ein Mann mit einer gefüllten Kalebasse kam über den Weg, das Gefäß barg herrlichen, erfrischenden Palmwein. Das Bier der Steppenbewohner ward also durch den Saft des Urwaldes abgelöst. Der Boden stieg ein wenig an, und nun ragten aus einer Wildnis, zu der sich teils Kultur-, teils wilde Pflanzen vereinigt hatten, gelbe Mauertrümmer empor. Wir befanden uns in den Ruinen der vor noch nicht einem Dezennium zerstörten Vorstadt Ilifes, auf dem Boden des zerstörten Modeke. Eine Viertelstunde lang ritten wir zwischen verwilderten Melonenbäumen, Mauertrümmern, unter alten Marktbäumen und jungem Buschdickicht dahin, dann waren wir bei den ersten Häusern Ifes angelangt.

Wir warteten eine Spanne Zeit, um den Troß aufrücken zu lassen, und die fröhliche Stimmung, hervorgerufen durch den Gedanken, daß der vor 18 Jahren geborene Wunsch heute in Erfüllung gehen sollte, wurde gedämpft durch den Aerger darüber, daß gerade heute die Leute sich sehr verbummelt hatten. Hierauf zogen wir geschlossen die von Menschen wimmelnde Hauptstraße von Ife dahin. Biba blies seine schönsten Marschfanfaren, und das Volk grüßte sehr ehrerbietig. Ach, wie anders sollte der Abmarsch im Dezember ausschauen! — Einige Minuten nach 12 Uhr streckten die Mauern des monumentalen, trümmerhaften Oni-„Palastes" ihre Glieder uns entgegen. Und dann befanden wir uns vor dem Portal des Schlosses auf dem weithin sich ausdehnenden Platze. Ich sandte Biba hinein, um uns anzumelden, und nachdem wir einige Zeit gewartet hatten, ließ ich mein Pferd die hohen Stufen hinaufsteigen, durchritt das mit schön geschnitzter Tür gezierte Portal und trabte, begleitet von meinen Kameraden, über den Hof und durch die halbeingefallenen Galerien. Es war wie ein verwunschenes Schloß. Alles so groß und bedeutend angelegt, so stolz und klar und doch so trümmerhaft, halb verfallen und schäbig im Außengewande. Kein Mensch begegnete uns. Endlich aber kamen wir an eine belebte Stelle, und hier trat uns, eingehüllt in ein Gewand aus grüner prunkvoller Seide, geschmückt mit einer prächtigen Tiara, beschattet von einem mächtigen Seidenschirm, der Oni, der geistliche Fürst der heiligen Stadt Ilife, mit einer großen Menge Volkes entgegen.

Es folgten freundliche Grüße, Hin- und Herreden, und dann stellte es sich heraus, daß Mister Partridge sein offiziell und schriftlich erteiltes Versprechen, unseren Aufenthalt vorzubereiten, uns anzumelden und uns ein Gehöft bereitstellen zu lassen, nicht erfüllt hatte. Der Oni wußte weder von unserem Dasein, noch von unseren Beziehungen zur englischen Regierung etwas. Jetzt war die Sache aber schnell besprochen. Der Fürst bat uns, einige Minuten Geduld zu haben. Wir nahmen herzlichen Abschied, begaben uns auf den großen Platz zu unseren Leuten und brauchten auch nicht allzulange zu warten. Einige Illai, so hießen die Boten des Oni, führten uns in ein großes Gehöft, das in leidlichem Zustande war und auch genug Raum aufwies. Zwar blieb die angesessene Familie darin und störte so unsere Behaglichkeit, aber immerhin waren wir doch leidlich untergebracht. Kaum waren wir aber installiert, so erschien einer jener holden Jünglinge auf der Bildfläche, die später mit der weltbekannten Geschicklichkeit des Lagosgeborenen Hosennegers ein feines Netzwerk aus schlauersonnenen Intrigen und kleinen und großen

Lügen und Verdrehungen flochten und dieses dann unserem Freunde Partridge überreichten, damit er uns womöglich einen Halsstrick daraus drehe. Diese Herren muß ich zunächst schildern.

Der Oni hatte als echter Regent unter der englischen Herrschaft Südnigeriens zur Bearbeitung seiner Berichte und Korrespondenzen zwei Clerks zur Verfügung. Der ältere, den wir als Kulturpflanze I bezeichnen wollen (denn ich sehe, daß ich nirgends seinen werten Namen aufgeschrieben habe), war der raffiniertere und wirklich bösartige. Ich habe ihn leider gleich an jenem ersten Tage vor den Kopf gestoßen und so seinen Haß auf mein armes Haupt geladen. Es war ein ekelhafter und intriganter Geselle. Die Kulturpflanze II war gutmütigeren Charakters, aber nicht gerade eine Personifikation der Geistestiefe, und uns im allgemeinen auch nicht übel gesinnt. Er ließ sich nur von der Kulturpflanze I fortreißen und konnte als schwacher Mensch dem ganzen Intrigenspiel auch nicht fernbleiben, weil er doch nun einmal im Solde des kirchlichen Landesherrn stand und in doppelter Weise dadurch an ihn gefesselt war, daß dieser ihm seine Schwester zur Frau gegeben hatte. Jedenfalls waren alle beide zusammen schlau genug, um die an sich durchaus unbegabte und stumpfsinnige Korona der Kirchenväter Ilifes zu dirigieren und deren Stimmung stets in einer Weise zu beeinflussen, die ihnen gerade nützlich war.

Abends also trat die Kulturpflanze I an und überreichte mir ein Papier, auf dem verzeichnet stand, daß der Clerk des Oni dem D. C. von Oschogbo mitteilen lasse, eine französische (!) Gesellschaft sei angekommen, behaupte die Genehmigung zur Reise vom Residenten in Ibadan erhalten zu haben, und frage er, der Clerk, demnach hiermit an, ob diese Gesellschaft wirklich berechtigt sei, nach Ilife zu kommen. Da mir der Ton des Schreibens nicht recht zusagte, ich aber den Mann zunächst als eine hier von der Regierung eingeschobene Persönlichkeit ansah, fragte ich ihn kurz, was ich mit dem Schreiben solle. Der Jüngling sagte, er wolle es nach Oschogbo senden, und ich solle ihm nur sagen, ob es richtig sei. Ich sagte, daß wir nicht Franzosen seien, sondern Deutsche, daß er im übrigen aber selbst wissen müsse, was zu berichten seine Pflicht sei. Dem Manne ein Geschenk zu machen, sah ich keine Veranlassung, und ließ daher die recht lange und recht ausdrucksvoll flach hingehaltene Hand unbeachtet, wahrscheinlich eine Unvorsichtigkeit meinerseits, die sich sicher später bitter gerächt hat. Der Kerl begann gleich mit einer Bettelei. Ich aber habe die Bettelei dieses Individuums verschmäht, und seitdem haßte er mich.

Die Erbschaft Capt. Bowers. Der Ursprung der ersten Schwierigkeiten.

Es versteht sich von selbst — und ich hatte es nicht anders erwartet — daß die Bewohner der heiligen Stadt uns ihre Schätze nicht ohne weiteres enthüllen und vorlegen würden. Genau wie in Ibadan mußte Schritt für Schritt um die Erkenntnis gekämpft, jede Einzelheit unabhängig entdeckt und mühsamst für die Wissenschaft erobert werden. Aber es kamen hier noch andere, erschwerende Momente dazu, die ich nicht habe vorherahnen können. Gleich in der ersten Audienz enthüllte mir Seine Heiligkeit, der kirchliche Vater, daß früher in der Stadt sehr vieles an Altem gewesen sei, das bewundernswert war und von den Göttern herstamme, daß aber erstens im Kriege mit den Modeke- und Ojoleuten vieles weggenommen, und daß zweitens ein englischer Captain, ein Mister Bower, die schönste Statue des Mondgottes und manches andere mit fortgenommen habe, ohne dafür etwas zu erlegen.

Was an dieser letzteren Behauptung richtig sei, konnte ich nicht wissen. Jedenfalls hörte ich jetzt und auch später wieder, daß schon einmal ein englischer Gouverneur einige Bildwerke hier gefunden und mitgenommen habe, daß er dafür aber bestraft und seines Amtes enthoben sei. Die Leute selbst erzählten mir dann, daß sie früher gar nicht so großes Gewicht auf diese Sachen gelegt hätten, daß sie sie eventuell gerne weggegeben hätten, daß ihnen aber seitdem der Wert dieser Dinge klar geworden, und sie sie seitdem in ängstlichen Schutz genommen hätten. Früher hätte ich leicht solche von den Ifeleuten erhalten können, seitdem aber die Sache mit Captain Bower und dem englischen Gouverneur sich ereignet hätte, seitdem wollten sie nichts mehr herausrücken. Diese ganze Darstellung trug durchaus den Charakter der Wahrscheinlichkeit. Es ist absolut Negerart, und es würden sich dafür viele Parallelen finden lassen, daß in der neueren Zeit auch häufig Gegenstände gar nicht ungern weggegeben werden, bis der Fremde selbst durch Interesse an der Sache, oder, indem er sich an dem Besitzrecht vergeht, eine vorher gar nicht vorhanden gewesene Wertschätzung zur Blüte treibt. Ich kam also von vornherein, und ohne es recht zu wissen, in eine verwickelte Lage, so daß der Widerstand, der mir geboten ward, auch wenn ich von der Erwerbung solcher Dinge ganz absehen wollte, viel energischer und zurückhaltender war, als ich ahnte. *Wir haben in diesem Zwiespalt zwischen unseren Wünschen und denen der Ifeleute also nur die Erbschaft früherer Mißgriffe angetreten.*

Zunächst — und das ist so recht bezeichnend für Negerart und Negersitte — sah alles außerordentlich wohlwollend und freundlich aus,

und dieses Gesicht behielt die Situation auch während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes, bis uns bei dem Versuche, Ilife zu verlassen, am Wege das Glasauge des Mister Partridge entgegenstarrte und zur Rückkehr bewog. Zunächst führte uns die Kulturpflanze II, also der harmlosere Kommis des Oni, zu dem hohen Oranjamonumente. Dieses und alle anderen Funde werden in einem besonderen Kapitel geschildert werden. Daß von dem alten Oniheiligtume heute nichts mehr vorhanden sei, war öfter behauptet, aber sicherlich nicht wahr. Leider kannte ich damals die Anlage und Bergungsform dieser Heiligtümer noch nicht, sonst wären wir gleich in den dahinter gelegenen Busch gekrochen und hätten an dem Tage sicherlich im Tempelchen das Götterbild selbst noch gefunden. Als wir einige Zeit, nachdem das Uebelwollen gegen uns energisch aufgeschürt worden war, den Buschweg betraten, fanden wir das Heiligtum schon leer. — Der Vogel war ausgeflogen, das Götterbild war versteckt.

Dann besuchten wir den Oni, und dieser führte uns selbst auf unseren Wunsch in seinen „Monumentenpark", wo nebeneinander der berühmte Schmiedehammer (d. i. ein tropfenförmiger, mächtiger Eisenblock), ein einer Trommel gleichender Quarzblock, ein großes Fisch- oder Alligatorbruchstück mit leidlich guter Kopfdarstellung und einiges weniger Wichtige zu sehen war. Der oberflächliche Eindruck, zu dem wir demnach schnell gelangten, belehrte mich, daß hier Reste aus einer Zeit und einer Kulturperiode vorhanden waren, in der man es verstand, einerseits Quarze und Granit geschickt zu bearbeiten, und in der zum anderen das Eisen schon eine merkwürdige Rolle spielte, denn ein Granitpfeiler war mit Eisenornamenten geschmückt, und der Hammer des „uralten" Schmiedes zeugte von einer Geschicklichkeit, wie sie heute nicht mehr vorhanden ist. Solche Sachen können heute nicht mehr gearbeitet werden, ganz abgesehen davon, daß ich fast den Eindruck gewonnen habe, hier ein tüchtiges Gußblech vor mir zu haben.

Alle anderen Monumente von Wert haben wir dann auf dem diplomatischen Wege, der allein in Afrika zum Erfolge führt, entdeckt. Der Oni und seine Alten saßen freundlich ablehnend daheim und schüttelten behaglich das Haupt: Mehr gibt es nicht. Immer wieder hörte ich: Früher, da sei viel dagewesen, aber das hätten einerseits die Leute aus Ojo und Modeke, andererseits der Captain Bower mitgenommen. Dabei blieb man, und mehr war auf diesem Wege nicht zu erreichen. Diese Eindrücke genügten mir aber auch fürs erste. Ich drang nicht weiter in den heiligen Mann, überlegte mir aber, auf welchem Wege ich wohl das Weitere zu sehen

bekommen könne, von dem ich in meinen Aufzeichnungen genaue Kunde hatte. Ich nahm mir fest vor, nichts zu übereilen, sondern zunächst einmal dem Sammeln meiner ethnologischen Gegenstände nachzugehen und die Antiquitäten bis auf weiteres sich selbst zu überlassen. Ich rechnete dabei darauf, daß, während ich das eine betrieb, das andere sich mir von selbst und nebenbei erschließen werde.

□ □

Gegen das Sammeln ethnologischer Gegenstände hatte der Oni nichts einzuwenden. Er ließ seinem lieben Volke mitteilen, daß er gegen den Verkauf privater Heiligtümer nichts einzuwenden habe. So konnten wir dann unter der Veranda das Geschäft eröffnen, und meine Leute verteilten sich in die Stadt, um Schlepperdienste zu verrichten. Wir selbst machten eine Promenade, um einflußreiche Eingeborene aufzusuchen und mit ihnen Freundschaft zu schließen. Bida erwies sich wieder als glänzender Sammler allerhand männlichen und weiblichen Anhanges, der dann am Werke teilnahm. Innerhalb dreier Tage hatte der tüchtige Mann schon vier Flammen und wußte alle diese schönen Damen sofort für unsere Interessen zu begeistern. Die Sammlungshoffnungen, die ich mit nach Ilife gebracht hatte, erwiesen sich als durchaus berechtigt; ja, sie wurden sogar in vielen Punkten noch weit übertroffen. Aus den vielen, schön geschnitzten Leisten alter Holzarchitektur, die wir von den Hängeböden und aus den Speichern hervorzogen und einheimsen konnten, ließ sich mit aller Sicherheit schließen, daß Ilife vor dem Kriege mit Modeke ein ganz eigenartiges Gepräge alten Stiles gehabt haben muß, daß ich also Ilife bei Ausführung meines ursprünglichen Planes nicht als das heutige zerfallene, sondern als das alte, gut konservierte, schmuckreiche angetroffen hätte. Damals (1894) muß ein sehr großer Teil der Tempel und Häuser noch mit einer hervorragend schönen Ornamentik geschmückt gewesen sein. Alte Leute bestätigten dies und erklärten, daß fast alles in diesem unglückseligen Kriege vernichtet wäre, und diese Angaben wurden wieder dadurch erhärtet, daß jedes zweite oder dritte in Ife erworbene Architekturglied Brandmale trägt.

Während so die neue Zeit und alles, was der Neuzeit noch dient, ohne Schwierigkeit bei uns paradierte und Einzug hielt, machte ich schon sehr bald eine Beobachtung, die den anfangs gehegten Glauben an die hinterwäldlerische Ehrlichkeit der Ilifer stark erschütterte. In Ibadan hatte ich mir angewöhnt, alle Er-

werbungen eines Tages einen Tag über vom Morgen bis zum Abend auszustellen; an dieser Ausstellung sollte einerseits das Volk einen Maßstab für meine Wünsche gewinnen, anderseits auch jedermann, der einen Gegenstand verkaufte, erkennen können, ob dies oder jenes etwa von einem anderen ihm gestohlen und mir zum Kaufe gebracht worden sei. War es doch bei den guten Ilifern gar nicht selten, daß sie untereinander sich bestahlen, um die Objekte des anderen zu verwerten.

In Ibadan, wo ich im abgeschlossenen Raume wohnte, machte das Verfahren keine Schwierigkeit. Hier in Ilife aber, wo vom Morgen bis zum Abend ein Haufe Volks über unsere Veranda aus- und einging, lernte ich die Gefahr „öffentlicher Ausstellungen" im Jorubalande kennen und fürchten. Jeden Abend vermißte ich einige Gegenstände, so daß ich die Aufmerksamkeit meiner Leute anspannen mußte. Die Eingeborenen stahlen offenbar wie die Raben. Wenn ich trotzdem bei dem System des Ausstellens verblieb, so geschah es, weil ich den Wert der dadurch mir zuströmenden Dinge, den Umfang der mir ermöglichten Auswahl und die Anregung der Verkaufslust für wichtiger hielt, als den Wert einiger entwendeter Dinge. Aber die Diebesgeschicklichkeit einiger Joruben Ilifes war so groß, daß meine Sachen auch nicht geschützt waren, wenn ich sie in Säcke verschloß und in den Seitenkammern verbarg. Die Eingeborenen wußten mit einer ungeheuren Geschicklichkeit immer wieder den einen oder den anderen Gegenstand mir zu entführen. Ich führte täglich Buch über die Erwerbungen, und als ich bei der Abreise eine nochmalige Zählung vornahm, da stellten wir fest, daß von 620 erworbenen Gegenständen nicht weniger als 140 fehlten, und dabei war es auffallend, daß diese Diebereien sich lediglich auf einheimische Jorubaerzeugnisse erstreckten. Von unserer Ausrüstung, die doch genau ebenso zugänglich war, ist mir in Ilife kein Messer, kein Löffel, keine Gabel, nichts, auch nicht das geringste entwendet worden. Es war fast so, als sähen die guten Leute es als ihr gutes Recht an, mir das wieder wegzunehmen, was sie mir selbst zum Kaufe angeboten hatten.

Dabei erstreckte sich in Ilife der Kampf nicht einfach, wie in Ibadan, auf private Heiligtümer. Die Fürsorge der gesamten Bevölkerung bezog sich vielmehr lediglich auf die wirklichen Altertümer, auf alles, was aus der sogenannten Kulturzeit stammte, und auf das sich ihr Interesse durch Anregung des guten Captain Bower mit aller Energie vereinigt hatte. In der Erhaltungsliebe für diese alten Sachen zeigten sich alle ganz gleich. Möglich auch, daß wirklich

etwas Wahres daran ist, daß nämlich von Ibadan aus die Leute schon bald nach unserer Ankunft aufgefordert wurden, nichts Altes an uns zu verkaufen. Sehr gut möglich. Aber diese Leute lügen so viel, daß man auf solche Munkeleien nicht zu viel Wert legen darf. Jedenfalls zeigte sich die Gemeinde nach einigen Tagen, ohne daß irgend etwas vorgekommen wäre, und ehe ich noch einen weiteren Versuch unternommen hatte, in die Geheimnisse des Landes weiter einzudringen, viel widersetzlicher, etwas zu zeigen, und erklärte direkt, die englische Regierung habe es verboten. Trotzdem lebten wir zunächst in großem Frieden, bis die Verhältnisse eines Tages infolge des Eingreifens von Ibadan aus sich änderten.

Soweit die allgemeine Lage, nun will ich erzählen, wie ich trotz Captain Bower und der Ibadaner Munkeleien doch noch andere Dinge entdeckte.



Opfer in einem heiligen Haine Ifes.
(Zeichnung von Carl Arriens.)

Fünftes Kapitel.

In die Tiefe.

Die heiligen Haine und ihre Denkmäler. — Ausgrabungen in Mobeke. — Entdeckung der Terrakotten. — Ebolokun. — Entdeckung der Glasgießerei. — Der Olokun. — Verhandlungen wegen des Olokun.

Soviel war mir schon in Hamburg aus allen Berichten klargeworden: die guten Ifiser hatten verschiedene Antiquitäten und alte Funde zu Bildern ihrer heute noch verehrten Gottheiten erhoben und erwiesen ihnen viel Ehre und reiche Opfer. Diese Bildnisse waren den Engländern zum Teil schon bekannt, und Mister Partridge nannte sie uns gegenüber in der Zusammenkunft vom 23. November nachmittags „rawdy made". In der Tat waren diese Stücke wirklich ziemlich grob, oder wenigstens einfacherer Form, und die wirkliche Kunst Ifes war damit noch nicht entdeckt. Daß sie aber vorhanden war, dafür hatte ich einen Anhaltepunkt. Daß ihre Erzeugnisse in der Erde lagen, und daß gerade ihre wertvollsten Stücke den heutigen Eingeborenen ziemlich gleichgültig sind, habe ich dann im Laufe der Zeit festgestellt.

Wanderungen durch die heiligen Haine zu alten Denkmälern und Entdeckung der Terrakotten.

Nach den Angaben des Mister Partridge durfte ich nicht allzuviel Gutes erhoffen. Dagegen hatten mir einige jorubische Sklaven in

Timbuttu gesagt, jeder der alten Väter, die in die Erde hinabstiegen und zu Stein geworden seien, hätte einen eigenen Kopf, jeder trage seinen eigenen Charakter und wiche in diesem immer von den andern ab. So wenig wie die Menschen einander ähnlich sähen, so wenig auch die Steinbilder der Väter. Und die in der Wüstenstadt eingesammelten Nachrichten erwiesen sich dann als richtig. Es wurde aber auch der Satz bestätigt, daß in der Ferne immer leichter und besser Nachrichten zu gewinnen sind, als an Ort und Stelle.

In Ife war es nun von allergrößter Wichtigkeit, zunächst einmal festzustellen, wo und unter welchen Umständen diese Altertümer aufgefunden und wie sie heute, nur etwa in Nachahmung der alten Formen, aufbewahrt würden. Irgendwie hoffte ich doch endlich durch das Studium der modernen Verehrungsformen zu den Trümmerlagern des Altertumes zu kommen, und hierbei mußte mir die Auskunft behilflich sein, die ich in Wagadugu, Timbuktu und Hamburg, als in der fernen Peripherie des altatlantischen Kulturkreises hatte einsammeln können. Zunächst bemühte ich mich, noch einige Ortschaften aufzufinden, in denen alte Bildnisse aufgestellt waren, denn was uns der Oni gezeigt hatte, konnte nicht genügen. Zu meinen ersten Erfolgen kam ich nun auf folgende Weise: In Ibadan waren eines Tages außer anderen Ilifeleuten auch einige Waldarbeiter, die in irgendeiner Beziehung zur Regierung standen, bei uns eingetreten. Sie hatten mir gegen ein Entgelt allerlei erzählt und waren dann nach ihren Arbeitsplätzen in Ilife zurückgekehrt. Hier hatte sie einer meiner Leute am ersten Abend wiedergesehen. Jetzt aber an Ort und Stelle gefragt, und aufgefordert, sich über das, was sie in Ibadan erzählt hatten, des näheren zu äußern, und mir das vorzustellen, was sie in Ibadan versprochen hatten, da wollten sie sich drücken und nichts zeigen. So billig ließ ich mich natürlich nicht abspeisen, und zwar dies um so weniger, als sie von mir auf solche früheren Versprechen hin schon in Ibadan einen entsprechenden Betrag an barem Gelde entliehen hatten. Ich sprach also ernsthaft mit ihnen und machte sie auf das Häßliche eines Wortbruches aufmerksam. Sie erklärten aber standhaft, sie hätten mir in Ibadan etwas vorgelogen. Darauf forderte ich den dort vorgestreckten Betrag zurück, aber siehe da, da wurden sie verlegen, erklärten, die Sache noch einmal bedenken zu wollen, und kamen dann endlich zurück, bereit, das alte Versprechen einzulösen. So pilgerten wir dann am anderen Morgen die Straße nach Nordosten und kamen auch wirklich in eine Region herrlicher Palmenhaine, alter Opferplätze und kleiner Tempel. Diese Plätze waren nun auch den Engländern vorher bekannt geworden, aber sie

waren, da alle wesentlichen Dinge mit Strohkappen verhüllt waren, an allem Wichtigen vorbeigegangen. Wir gingen der Sache natürlich mit deutscher Gründlichkeit kräftig zu Leibe, und nun zeigte sich denn, daß allerhand sehr merkwürdige Dinge, steinerne Gefäße, in Stein gehauene Stühle, steinerne Krokodile und endlich auch jenes Denkmal hier verborgen lag, welches den Namen „Idena" führt. Es ist jener Idena, von dem ich auf den nächsten Blättern noch viel werde zu erzählen haben. Arriens füllte aber an diesem Tage beinahe ein Skizzenbuch.

Von dieser erfolgreichen Wanderung zurückgekehrt, machten wir gleich einen Besuch beim Oni. Er saß, in eines seiner schönsten Prachtgewänder gehüllt, wieder auf den Stufen seiner Tempelempore, hinter ihm seine Pagen, zur Seite und zu seinen Füßen die alten, würdigen Priestergreise. Alles atmete zeremonielle Würde. Dem mußte entsprochen werden. Martius und ich nahmen also auf unseren Stühlen Platz, die Polizisten traten zur Seite, die Boys hinter uns, und dann folgten Reden, Reden, Reden. Ach, wie manchesmal habe ich später an dieser Stelle verhandelt! — Heute suchte ich dem Oni klarzumachen, daß er mir versprochen hätte, alles zu zeigen; er hätte mir erlaubt, alles zu sehen; er lasse mir aber nichts zeigen, und ich wäre somit darauf angewiesen, mich selbst nach meinen Studienobjekten umzusehen. Ich sagte ihm, daß es doch viel einfacher und angenehmer für beide Teile wäre, wenn er sein Versprechen hielte und mir die Altertümer aus der Zeit der großen Götter zeigen ließe; ich sagte ihm, daß es doch würdiger sei, und daß sie doch so stolz darauf sein könnten, etwas so Großes vorführen zu können, daß er mich doch dankbarer stimmen müßte, wenn er mir die Arbeit erleichtere, als wenn er mich alles suchen ließe. — Es ist selbstverständlich, daß der Oni alles zugab. Nach echt afrikanischer Weise versprach er mir wieder alles, alles, natürlich in der Absicht, es nicht zu erfüllen. Als ich aber im freundschaftlichen Zwiegespräch eingehender in ihn drang, versprach er zuletzt, mir zweierlei zu zeigen, beides sei in diesem seinem Palaste. — Er gab seine Befehle. Wir warteten gespannt auf das, was kommen würde, und dann kamen auch die Leute mit einem großen, verhüllten Gegenstand, stellten ihn mit großer Umständlichkeit vor dem Herrscher auf, warfen sich zu Boden, küßten die Erde und taten so, als ob nun das größte Weltwunder sich enthüllen müßte, und dann erklärte der hohe Herr, das seien die alten und ganz alten und ganz großen Sachen von Modeke. Wir schauen ganz gespannt hin. Was kommt zum Vorschein? Eine ganz neue, undenkbar plump geschnitzte Holzpuppe! Da haben wir natür-

lich den Oni solange ausgelacht, bis er und sein ganzer, heiliger Hofstaat mitlachte.

Dann sollte uns das Zweite vorgeführt werden. Wir wurden aufgefordert, dem vorausgegangenen Illari zu folgen. Man führte uns in den hinter dem heutigen Wohnhause des Fürsten nach Südwesten gelegenen Hof im Palastkomplexe und zeigte uns ein Loch. Dazu erklärten die Leute merkwürdige Dinge. Hier unten wäre ein langer Weg, der bis zu einem weit entlegenen Orte führe. Wir traten heran. Vor uns lag der Schacht eines in die Laterittmasse eingehauenen Brunnens aus alter Zeit. Diese Tatsache war als solche ja recht interessant, zumal wir daneben noch andere verschüttete Brunnen entdeckten. Immerhin konnte die Tatsache nicht für das „uns alles zu zeigen" gelten. Das war wieder die alte übliche Drückerei! Mit dieser Erklärung, die ich natürlich in höfliche afrikanische Phrasen kleidete, begann ich denn auch, als wir auf unsere Plätze vor dem Oni zurückgekehrt waren und die Plauderei weiterführten. Da wir nun gar keine Miene machten, uns zu entfernen, sondern offen zeigten, daß wir Geduld zum Warten hätten, bis er uns einen Mann mitgäbe, der uns weiteres zeigen sollte, so steckten die alten Heiligen ihre Köpfe zusammen, berieten längere Zeit und gaben endlich dem Oni ihre Meinung kund. Nun erhielten wir einen Führer, der uns „etwas ganz Großes" zeigen sollte.

Wir wurden hinauskomplimentiert, und unser Führer wies den Weg über den großen Platz, von da aus nach Nordnordwest. Wir gelangten genau wie auf dem Wege zum Idena nach einiger Zeit in Busch- und Waldgebiet, verließen nach Südwesten einbiegend die Hauptstraße, und wurden unter einem wundervollen Palmendach teils trockenen Weges, teils in einem fließenden alten Nebenfluß hingeführt. Bald kam uns auch ein würdiger Alter entgegen, der Inhaber der Heiligtümer, im vorliegenden Fall niemand anders als der Schamane des Ortes, mit dem ich später herzliche Freundschaft schloß. Er war der einzige, der uns später nicht im Stich ließ, und der nicht an den gegen uns gerichteten Intrigen teilnahm. Das ist bezeichnend. Diese Schamanen stehen in gewissem Sinne außerhalb und über dem Volkskreise. Sie sind allgemein gefürchtet und unabhängig, und ihre Freundschaft begehrt, da sie die eigentlichen Träger der allvermittelnden magischen Kraft Ossenj's sind, von der auch jede Betätigungskraft der Götter und die Macht eines jeden Gottes abhängt. Ohne die Kraft und magische Zentralgewalt des Ossenj kann kein Gott sich manifestieren, kein Verstorbener sich äußern, kann kein Erkrankter gesunden.

Dieser alte Herr trat auf und zeigte uns alles; er erklärte die Palmenallee, und er erzählte von der Wanderschaft des großen Schango, die er einst durch einen alten Baum angetreten hätte (der Riesenstamm war von einem Blitze ausgebrannt), er zeigte uns eine der neuen, wertlosen Speckſteinfiguren und endlich auch seinen wesentlichsten Schatz, einen ganz unscheinbaren Steinblock, in dem die Ossenjgewalt sich von Zeit zu Zeit manifestiere. — Da wir gerade Palmwein gekauft hatten, den einer der Leute trug, so gab ich ein wenig davon als Libation, dazu auch eine Geldgabe, und das gab Veranlassung zu einer Ansprache an die Götterkraft durch den Priester und zu einem allgemeinen Gebete. Hiernach strich der Schamane jedem, dem nach solcher Segnung gelüstete, einen Strich mit dem über den Stein geflossenen, erdevermischten Palmwein auf die Stirn, das sicherte Gesundheit und Lebensdauer.

Inzwischen entdeckten Martius und ich wiederum noch etwas viel wesentlicheres: Neben dem Kopfe waren einige rotbraune Terrakottenscherben in den Boden gedrückt. Es waren die letzten Trümmer eines Menschengesichts. Als ich diese Scherben sah, verstand ich das, was mir die Leute in Timbuktu erzählt hatten: hier gab es die Reste einer uralten und vornehmen Kunst, die unendlich erhaben war über den verhältnismäßig groben und noch nicht einmal gut erhaltenen Steinbildnissen. Denn aus diesen kümmerlichen Bruchstückchen sprach ein Ebenmaß, eine Lebensfrische, der Ausdruck einer direkt an Altgriechisches erinnernden Formfeinheit, der Beweis einer hier von alters angesessenen, unnegerhaften Edelrasse, so daß überhaupt kein Zweifel mehr an dem Wert des Gefundenen bestehen konnte. Hier äußerte sich unbedingt Fremdes und uralte Kultur. Von dem Augenblicke dieser Entdeckung an wußte ich, daß meine Aufgabe sich in Ilife verschoben hatte, in jener Richtung, die ich kaum erhofft hatte, hier gehen zu können. Der Pfad führte zur wahren Kunst. Den ganzen Nachmittag saß ich dann mit Bida zusammen und grübelte mit ihm darüber nach, wie und wo ich weiteren derartigen Bildnissen, womöglich gut erhaltenen Stücken solcher Art auf die Spur kommen könnte. Und nun hatte ich das widrige Schicksal überwunden. Zwei Tage später kam ein ganzer Tonkopf an — er ward gekauft.

Dieser zweite uns zu Gesicht gekommene Terrakottakopf war allerdings weit weniger schön als die Trümmer des Schamanenbesitzers. Aber ich freute mich auch darüber und hielt seine Entdeckung für so wichtig, daß ich ihn auf eine Stange steckte und in der Mitte des Hofes ausstellte; Bida und die anderen Hauptleute

machten dann jeden Verkäufer ethnologischen Krames darauf aufmerksam, daß der Weiße für solche Dinge viel Geld geben würde. Hunderte und Tausende von Leuten kamen herbei und sahen diesen Kopf. Sie alle betrachteten ihn. Sie sagten selbst, es gäbe viel schönere. Keiner erklärte aber jemals, daß dies eine „große Sache" und etwas Gefährliches sei. Auch die Illari des Oni sahen ihn und lächelte spöttisch über ihn. Keiner sagte mir, daß ich hier einen gefährlichen Zündstoff erworben hatte, nämlich den in Ilife nachher so berühmt gewordenen Edja!

□ □

Ausgrabungen in Ife und Modeke. Auffindung Ebolokuns.

Nunmehr drängten sich die Tatsachen und Entdeckungen in schneller Folge. Die Arbeit zielte zunächst darauf hinaus, Berichte darüber zu empfangen, wo etwa diese Trümmer einer alten Kulturperiode gefunden würden, und eine Aufklärung in dieser Hinsicht erschien mir zunächst das wichtigste. Soviel war sicher, daß die Eingeborenen nur sehr wenigen jener Funde eine besondere religiöse Bedeutung beimaßen, daß sie dagegen viele andere, die ihnen unverständlich waren, ohne Obacht beiseite warfen. Anderseits aber ergab sich mit großer Klarheit, daß die Eingeborenen ganz genau wußten, wo solche Köpfe in der Erde lagen. Es spielte hier eben jene fundamentale Gedächtniskraft, von der ich am Ende des ersten Kapitels gesprochen habe, eine große Rolle. Die Leute haben die Sachen, die in der Tiefe liegen, selbst nie gesehen; aber die Tradition, daß an dieser oder jener Stelle in uralter Zeit ein Gott in die Tiefe gestiegen sei, die hatte sich von Geschlecht zu Geschlecht bis auf die Jetztzeit vererbt.

In mancherlei Rücksprache stellte ich fest, daß die meisten Trümmer dieser Art im Norden unter alten Bäumen gefunden werden; und somit forderte ich denn die Leute auf, an jenen Orten, an denen die Tradition vom Herabsteigen eines Ahnengottes in die Tiefe sprach, selbst nachzugraben; sie sollten mir alles bringen, was sie fänden, da ich auch solche Dinge kaufen würde, die als zerbrochene Scherben irgendeiner Art ihnen bedeutungslos waren; jede solche, die ich zu erwerben wünsche, würde gut bezahlt werden. Diese Aufforderung hatte Erfolg. Erst mußten es die Leute natürlich überlegen, und hierzu brauchten sie Zeit. Allzuschnell geht solche Sache in einem Negerhirn, auch wenn es durch atlantische Erbschaft verfeinert ist, nicht.

Inzwischen trat eines schönen Morgens ein Jüngling in unser Gehöft, übergab dem wachthabenden Dolmetscher, einem gewissen François, ein schweres, eingewickeltes Stück und erklärte, daß er es mir verkaufen wolle. Die Hülle ward herabgezogen, und was zeigte sich unseren erstaunten Blicken? Der Kopf aus Granit: Idena! Man kann sich meine Freude darüber denken — also war den Leuten zu guter Letzt auch das verkäuflich! Es ward natürlich bezahlt. — Wir sind aber noch in erster, freudevoller Betrachtung des Stückes begriffen, da naht Biba mit einigen Illari des Oni und trägt vor: heute früh habe ein Junge, der Sohn eines Priesters, den Kopf des Idena gefunden, und es sei wahrscheinlich, daß er ihn zu mir gebracht hätte; in diesem Falle möchte ich ihn zurückgeben.

Das war traurig, es war aber natürlich nichts zu machen. Ich erklärte mich auch gleich zur Rückgabe bereit. Dann beschlossen wir, den Versuch zu machen, die Anwesenheit des Idena in unserem Gehöfte zu benutzen, um von ihm eine Kopie in Ton herzustellen; ich ließ in diesem Sinne bei dem Oni anfragen, ob er das wohl erlauben wolle, und ließ ihn bitten, in diesem Falle uns eine gute Menge Töpferlehm zu senden. Der Oni hatte hiergegen gar nichts einzuwenden; er sandte den Lehm, und alsbald versuchte sich Arriens zur allgemeinen Freude der herumstehenden Leute im Bildhauerhandwerk. Das Werk schien ihm auch wirklich ganz gut zu gelingen, und nachdem wir uns über die genügende Uebereinstimmung und Porträtähnlichkeit geeinigt hatten, gaben wir den echten Idena zurück. Ich sandte auch noch unsere Leute mit, um so die richtige Rückerstattung, als auch unsererseits erwünscht, zu dokumentieren. Dann haben wir mit dieser Granitfigur nichts weiter zu tun bekommen, bis — sie eines Tages auf dem Tische des Mister Partridge erschien! Es ist mir aber aufgefallen, daß der erwähnte gute François mich im Laufe der nächsten Zeit mehrfach fragte, ob ich wohl viel dafür bezahlen würde, wenn ich etwa in Ibadan ein ähnliches Stück von ihm erhalten könnte, und daß er um die Anwesenheit eines solchen Stückes in der großen Stadt Bescheid wüßte.

Die Kopie, die Arriens hergestellt hatte, wies aber traurige Wandlungen auf. Zwei Tage nach der Fertigstellung war der weiche Lehmkopf durch unvorsichtige Hände schief gedrückt, und als wir dann versuchten, ihn an einem heißen Orte zu trocknen, bekam er sehr viele Sprünge und ward nun über die Mauer hinüber in die Abfallgrube geworfen. Zu welchen tragikomischen Konflikten das führte, wird der Leser später erfahren.

Zunächst hatten die guten Ilifer unsere Anerkennung ihrer heiligen Götter mit Freuden zur Kenntnis genommen; und bei unserem Besuche gab der Oni mir zwei Illari, die uns einige alte Verehrungsstätten der Modekeleute zeigen sollten. Wir wanderten also auf dem Wege nach den Ruinen der Stadt durch Trümmer und Wildnis und Sumpf und viele Scherben zu einem lauschigen Platze nahe alten Bäumen. Es standen dann da auch richtig wieder einige Monolithe und einige umgestürzte Figuren, die offenbar angefangen und dann unvollendet geblieben waren. Eine war im Dickicht umgefallen und wurde nun aufgerichtet, damit Arriens sie leichter zeichnen konnte. Hierbei stieß Martius auf steinigen Grund und wir beschlossen, sogleich nachzugraben. Von dem Acker wurden einige Arbeiter mit Feldwerkzeugen geholt. Die Polizisten und Illari des Oni griffen selbst zu und machten Gräben und Schächte. Und siehe, aus dem dicken Wurzelwerk und lehmigen Erdreiche kam, in Quarz skulpiert, ein schönes Krokodil von ⅓ m Länge zum Vorschein. Mit welchem Jubel ward dieser erste Ausgrabungsfund begrüßt und heimgebracht!

Ich stellte fest, daß niemand etwas dagegen hatte, daß wir zwischen Modeketrümmern gruben, daß Leute des Oni zugegen waren und uns halfen, und auch nicht der leiseste Widerspruch oder auch nur das geringste Mißbehagen zu verspüren war. Darauf zogen wir in Modeke weiter herum, forschten und suchten und fanden noch mehrere Stücke, Trümmer feiner, eigenartiger kurzstümpfiger Sitzsäulen. Niemand äußerte sich gegen unsere derartigen Züge. Es war selbstverständlich, daß der Oni das alles hören mußte, es war selbstverständlich, daß ich mit dem Oni darüber sprach und ihm unsere Funde schilderte. Der Oni ließ sie von den Leuten besichtigen und äußerte auch nicht den geringsten Wunsch, sie zurückzuerhalten oder sie an Ort und Stelle zu lassen. Bei jedem Funde machten wir Geschenke und jedes Geschenk wurde in Dankbarkeit angenommen.

Es tauchte also nicht die geringste Mißstimmung auf. Im Gegenteil, unsere Freude und auch das Vertrauen der Eingeborenen zu unserer Tätigkeit wuchs von Tag zu Tag und von Fall zu Fall, so daß wir auch eines Tages wieder einen größeren Versuch machen konnten. Zuerst in den Städten im Nigerbogen 1908, dann in Ibadan 1910, hatte ich von einer eigenartigen Oertlichkeit gehört, an der der eigentliche Reichtum der Ilifer geborgen sei, die die Fundstätte großer Schätze wäre, und die ziemlich weit entfernt von der heiligen Stadt liegen mußte. Die Legende hatte natürlich ihr feinstes Rankenwerk darum geschlungen und den wahren Kern der Sache so dicht

umsponnen, daß zumal aus größerer Ferne eine ernsthafte Kritik ausgeschlossen blieb.

Eines aber war sicher: Es gab diese Oertlichkeit, und an ihr wurden jene merkwürdigen Glasperlen gehoben, die ich zunächst in Timbuktu, dann in Atakpame (in Deutsch-Togo), in Ibadan und endlich neuerdings häufig als wertvolles Geschmeide am Halse der Ilifer gesehen hatte. Als nun in dieser Zeit unsere Freundschaft immer höher stieg und wärmer wurde, forderte ich endlich vom Oni, dem ich nun schon viele wertvolle Geschenke gemacht hatte, den Nachweis jener einst Ebolokun genannten Oertlichkeit. Und der Oni versprach, voller Erstaunen darüber, daß ich den Namen, die Einzelheiten, die Richtungslage und den Inhalt Ebolokuns kannte, Führer. Gleich am nächsten Morgen ward dann der Führer von ihm gesandt, und wir zogen auf dem Wege nach Ellisije und dann am Eingang zum Heiligtume des Schamanen vorbei, aus dem durch ein Gittertor markierten Weichbild der Stadt hinaus nach Norden. Erst ging es durch Kornfelder, dann durch Bananenhaine; und dann hatte der Illari des Oni auch bald die Orientierung verloren. Es zeigte sich schon hier, daß keiner der Leute dem Platze heute mehr große Bedeutung beimaß, weil eben in den letzten Jahren keine Perlen mehr gefunden und alle Ausgrabungsversuche der Eingeborenen resultatlos verlaufen seien. Ich sandte also den Illari in die Farmen, um einen Bauern aufzusuchen, und nachdem ein solcher aufgetrieben war, trottete der Illari des Oni heim und wir weiter in das Bananenland hinein, bis uns nach wenigen hundert Metern in fallendem Gelände ein monumental schöner Urwald aufnahm. Wir hatten die Wanderung zu Pferde angetreten. Hier konnten diese aber nicht weiter und mußten zurückbleiben, denn auf dem verschlungenen, schmalen Pfade lag bald hier, bald da ein Baumriese im Wege, der beim Sturze Buschwerk und Wurzeln und große Ballen Erde aufgerissen hatte, und die Lianen hatten ihr dichtes Gitterwerk so nahe über die Erde ausgesponnen, daß man nur mühsam unter ihnen weggehen konnte.

Nachdem wir längere Zeit durch den Wald dahingezogen waren, kamen wir an die erste Palmengruppe, die auch hier einen Ort der Verehrung verriet, weiterhin an eine zweite, dann an eine dritte; und hier wartete unser die große Ueberraschung. Wir saßen nieder und ließen uns einiges erklären, das an sich belanglos war, wir schauten unter den Scherben, die um uns in Menge unordentlich umherlagen, umher; Martius nahm einige davon auf, wischte den Staub fort — ein Glasguß! Wir untersuchten einen zweiten: Glasguß!, einer nach

dem anderen zeigte zementartige Porzellanmasse als Kernbestandteil, als Ueberzug aber eine Glasmasse verschiedener Farbe. Später fanden wir ganze Töpfe und die dazu gehörigen Deckel; sie waren mit Glas aus- und übergossen; an der einen Seite aber hatte die eisenhaltige Erdfeuchtigkeit die Glasdecke zersetzt.

Also schon jene guten Sagen enthielten Wahrheit; — was kein Bastian mir glauben wollte, war doch wahr! Ich hatte mit meinem Glauben an die Wahrheit und die Ehrlichkeit der Traditionen und der Gedächtniskraft der Eingeborenen recht behalten.

Nun pilgerten wir durch Wald, d. h. „pilgerten" ist recht harmlos ausgedrückt. Wir krochen unter Zäunen dahin, stolperten mit Fuß und Knie bald hier, bald da, wurden durch irgendeinen vorwitzigen Ast bald am Gürtel, bald an der Gamasche, bald am Rocke, bald am Rockkragen festgehalten, hier und da schüttelte ein Baum Heere von Ameisen über uns, dann wieder glitt der Fuß nach unten hin aus, wir merkten bald, wir waren nicht in einer Stadt der Verehrung des Alters, sondern auf einem Trümmerfeld und auf einem Ausgrabungsgelände, in dem schon teilweise bis 5 m tiefe Gruben davon Zeugnis ablegten, daß hier die Schatzgräber lange Jahrhunderte hindurch an der Arbeit gewesen waren.

Später werde ich dann erklären können, daß wir uns in dem heiligen Hause des Poseidon befanden.

□ □

Ausgrabungen in Ebolokun und Entdeckung des Olokun.

In einer Rücksprache mit dem Oni empfing ich die Genehmigung, im Olokunwalde Ausgrabungen anzustellen. Diese Arbeiten leitete Martius und erreichte mit einer bewundernswerten Energie, trotz der Mangelhaftigkeit unserer Werkzeuge, die keine anderen waren als primitives Ackergerät der Eingeborenen, und trotz der Kümmerlichkeit unseres Arbeiterpersonals ganz bestimmte Erfolge von großer Tiefe. Jeden Morgen zog er mit seinem Trüpplein von vier bis sechs Männern zum Poseidonhaine, ließ graben und kratzen und scharren, räumte die Erde fort und bohrte sich immer tiefer in den Boden hinein.

Es versteht sich ganz von selbst, daß wir mit unseren knappen Mitteln an Werkzeugen, Zeit und Mannschaft bei diesem Vorgehen nur ein kurzgestecktes Ziel erreichen konnten und große Hoffnungen von vornherein unterdrücken mußten. Mein Wunsch gipfelte darin, ein Bild des Geländes und des Zustandes zu gewinnen, in dem die Schatzgräber ihre Erfolge erzielt hatten. Und zu diesem Zwecke ließ

ich zwischen den Wurzeln eines alten Baumriesen einen Schacht in die Erde treiben, an einer Stelle, an der sicher noch nicht vorher gegraben worden war. Dazu wurde ein zweiter, schon vorhandener Schacht noch weiter ausgehoben, bis beide etwa 4½ m Tiefe hatten, dann auch ein Verbindungsstollen hergestellt und endlich von den beiden Schachtsohlen aus zwei weitere Stollen in der Richtung auf den Baum getrieben, unter dem sie sich bei einer Tiefe von etwa 6 m trafen. Dann ging Martius noch weiter in die Tiefe.

Wir hatten auch hier mit unseren Arbeiten Glück. In einer Tiefe von etwa 3 m trafen wir in durchaus homogenisiertem Boden unter verwitterten Steinblöcken auf die ersten Glasgußscherben; an ihnen war das Glas braunrot. In einer Tiefe von etwa 5 m waren wir in der Region der Asche und Perlen angelangt. Und damit waren alle Angaben der Leute, die sich noch der letzten Schuttgrabungsversuche erinnerten, bestätigt.

Das schwierigste in dieser Zeit und für diese Arbeit war die Beschaffung der wenigen erforderlichen Werkleute. Als ständigem Arbeiter hatte ich nur den Haussa, der unsere Pferdejungen beaufsichtigte, und einen Träger, der bei uns geblieben war, als die anderen nach Ibadan zurückkehrten. Jener erwies sich als der einzig brauchbare, dieser als das Vorbild der Faulheit. Dazu wurden nun jeden Tag zwei oder drei Eingeborene überredet, mit Martius hinauszugehen. Es wurde ein sehr hoher Lohn gezahlt, aber in dieser Stadt, die doch weit über 125000 Einwohner haben mußte, fanden sich nicht drei oder vier Leute, die die Arbeit täglich auszuführen bereit gewesen wären. Einmal hatte ich für einige Tage zwei Haussa angenommen. Da erkrankte der eine an Dysenterie, und dem anderen starb schleunigst ein in Ibadan wohnender Verwandter, so daß er auch ausrücken mußte. — Nein, die Arbeit sagte den guten Ilifern gar nicht zu!

War es nach dieser Richtung hin außerordentlich schwierig, Mitarbeiter zu gewinnen, so waren die Eingeborenen in anderer Weise doppelt dazu bereit, und gaben sich auch viele Mühe, bei uns Geld zu verdienen. Ich hatte ihnen sagen lassen, daß ich für jede alte Hand, jeden alten Fuß, jeden Rumpf, jeden Kopf, jedes Ornamentstück aus Terrakotta, das aus alter Zeit herstammte, gern gute Zahlung leisten wolle. Sie sollten nur nachgraben, sie würden schon etwas finden. Und das taten sie. Daß sie immer gerade 5 m tief in den Boden gegangen wären, ist ja nicht anzunehmen. Das war ja auch nicht mein Wunsch. Aber wo die Leute eine alte Mauer wußten — und die Ilifer können nach meiner Ansicht altes und

neues Bauwerk sehr wohl unterscheiden — wo eine Tradition am Boden haftete, da schürften sie und brachten bald einen wunderlichen Figurentopf, einen Torso oder einen Tierkopf, und manches unerklärliche Stück ans Tageslicht, so daß ich zunächst, wenn auch noch keinen vollen Ueberblick über das Wesen der alten, hier unten liegenden Kultur, so doch außerordentlich wertvolle Anhaltepunkte zur Erklärung der Ausgangsquellen und des Werdeganges gewann. Ohne Schwierigkeit ließen sich mehrere Schichten erkennen, von denen die älteste unbedingt die edelste und die ausgebildetste gewesen sein muß.

Da waren schöne Terrakottaköpfe, porträtlebendig, rein, klar im Stil und doch bezeichnend durch alte Tätowierungen und Haarschnitte. Sie müssen zunächst als das Wertvollste gelten, was wir überhaupt fanden, denn sie zeigen uns eine Rasse, die nichts mit denen zu tun hat, die wir im allgemeinen als „Neger" zu bezeichnen pflegen, bis auf ein Stück, das abweichenden und klar ausgebildeten Negertyp zeigte. Sehr merkwürdig! Und gerade diesen Negerkopf gab uns die Erde von Ebolokun.

Dann aber brachte der Forschereifer von Martius aus dem gewaltigen, klobigen Mauerfundamente des Onipalastes jenen Ziegel mit schönen Tierornamenten zutage, der sich seiner Fundstelle und seiner Form nach als Kachel erwies.

Langsam und sicher hob aus dem dämmerigen Negerleben des modernen Ilife die erhabene Größe der alten Kulturstadt ihr Haupt empor.

Ja, sogar der heilige Herr des Olokunhaines, der Poseidon des atlantischen Afrika, stieg selbst aus seiner Weltverlassenheit empor und zeigte sich uns, allerdings wohl etwas ergrimmt über die kühnen Fremdlinge, die ihn aus seiner verniggerten Lebensdämmerung heraufbeschworen und an das Tageslicht gezogen hatten, weshalb er denn auch unter gewaltigem Rumoren bald wieder grollend in seinen Sumpf zurückgewandert ist.

Dies große Wunder ereignete sich aber folgendermaßen:

Daß eine alte „Statue" des Olokun vorhanden gewesen, hatte ich schon vorher gehört. Das Volk sagte es uns, und hat es immer aufrecht erhalten, sie sei aus Stein; sie wäre aber „ganz besonders" verfertigt, betonten die Berichterstatter in Wagadugu. Etwas Genaueres konnte ich beim besten Willen nicht erfahren. Als der Oni aber den gestohlenen Ibenakopf zurückerhalten hatte, fühlte er sich doch verpflichtet, sich dankbar zu erweisen, und versprach, dafür zu sorgen, daß ich den Olokun selbst zu sehen bekäme. So bat ich

mir denn eines Tages einen Illari aus, der mich hinführen könne. Er ward gesandt. Martius war draußen bei der Ausgrabungsarbeit. Infolgedessen konnte ich die Sache nur mit Arriens beginnen.

Der Illari führte uns außen um den Oke (Hügel) Ogbo(n)-mire-gung herum in ein nach Norden vorgeschobenes Gehöftsviertel und erklärte uns dann: dies sei die Wohnung des alten Priesters des Olokun. Er veranlaßte uns, auf einer Veranda Platz zu nehmen, und erklärte, er wolle erst den Priester sprechen. Da mich dies in Erstaunen setzte, forderte ich Biba auf, zu horchen, was die Leute da drinnen miteinander redeten. Außerdem spannte ich selbst meine Aufmerksamkeit an, denn ich hörte ein sehr merkwürdiges Geräusch, wie Hacken und Kratzen am Boden, hastiges Hin- und Herlaufen, emsiges Gerede usw. hinter mir. Kurz und gut, ich stellte bald fest, daß die Kulturpflanze II, die uns begleitete, gemeinsam mit dem Illari den alten Priester und seine Leute nicht etwa aufforderten, uns den Olokun zu zeigen, sondern ihnen zuredete, das Bild zu verstecken, damit wir es nicht zu Gesicht bekämen; denn der große englische Resident in Ibadan hätte gesagt, man solle uns nichts zeigen!

Ich nahm also an, daß die da drinnen den Olokun vergraben würden. Dies war aber ein Irrtum. Vielmehr wird der Olokun immer wieder an derselben Stelle in der Erde geborgen, an der er einst entdeckt ward, und diesen Aufenthalt hat die Götterfigur erst dann mit ihrer Versenkung in den Sumpf gewechselt, nachdem der Streit in Ilife ausgetobt hatte. Ich glaubte also zunächst, man wolle den Olokun vergraben, und ahnte nicht, daß die Illari des Königs und die Kulturpflanze II selbst nicht Bescheid wußten über den Aufenthalt des Gottes. Ich wußte gar nicht, daß bis dahin die Leute selbst gar kein großes Gewicht auf die Sache gelegt und die meisten sie nie gesehen hatten. Kaum glaubte ich aber, über das Graben im klaren zu sein, so sprang ich auf und ging in das Gehöft hinein. In einer dunklen Ecke stand der Alte und hackte. Einige junge Leute halfen ihm die Erde ausgraben. Alle Welt war versammelt. Ich holte nun den Alten, der augenscheinlich durchaus greisenhaft und ein Spielzeug in den Händen der anderen war, aus seinem Winkel hervor und sprach freundlich mit ihm. Der Alte war ganz konfus. Ein gewisser junger Mann schien mir aber einen großen Einfluß auf ihn an den Tag zu legen. Ich fragte, wer er sei. Sein Sohn. Der Sohn schien vernünftig, ich setzte ihm die Einfachheit der Situation auseinander. Er verstand sie sehr schnell. Der Illari seinerseits, der das Aufkommen einer Verständigung am Horizonte

witterte, suchte dieses in der Weise noch abzuhalten, daß er auf die Grube, die der Alte mit seinem Sohne gehackt hatte, hinwies und sagte, darin wäre Olokun. Sie sollten ihn mir nur zeigen, sagte ich. Sie holten einen glasierten Tonscherben heraus, ich sah ein recht schlechtes Stück der Art, von der wir schon eine Menge in Ibadan gefunden hatten. Auch die Kulturpflanze II bestätigte emsig, daß dies Olokun sei. Nun erkannte ich, daß weder der Illari, noch die Kulturpflanze etwas von Olokun wußten. Ich lachte sie endlich aus und spottete über die Plumpheit des versuchten Betruges, bis sie alle wieder selbst mitlachen mußten.

Dann ging ich mit dem verlegenen jungen Manne beiseite, und nachdem ich ein angemessenes Geschenk versprochen hatte, machte ich ihm klar, daß der Olokun ohne Schwierigkeit aufgefunden und uns gezeigt werden könne, wenn der Oni es nur nicht direkt verboten hätte; es müsse der alte Priester mit herauskommen, da bei dieser ersten Einholung des Olokun „nach dem Ende des großen Festes“ der Alte das selbst machen müsse. Der Alte und Biba sprachen also wieder mit dem Alten. Wir klopften ihm aufmunternd auf die Schulter. Der schüttelte den Kopf, und kroch dann wieder mit seinem Sohne in einen Winkel. Andere Familienmitglieder mischten sich in die Unterhaltung, und dann brachen wir alle miteinander plötzlich auf. Der Bursche ging mit einem anderen Manne einen eigenen Nebenweg, wir aber marschierten mit dem Alten in einem seinen Jahren angemessenen Schritte auf der Hauptstraße dem Ebolokunhain zu.

Als wir dann unter den Palmen anlangten, sahen wir, daß der junge Mann auf seinem eigenen Wege schneller vorangekommen war. Er hatte einen verhältnismäßig schweren Sack auf dem Rücken; der barg das Götterbild. Mit Spannung erwarteten wir, daß, nachdem Martius von seinem nicht fernen Arbeitsplatze herbeigeholt worden war, die Enthüllung vor sich gehen sollte. Der Alte stellte zwei Steine aufeinander, entblößte genau so wie sein Sohn den Oberkörper, was stets bei Kultushandlungen geschieht, und haspelte dann ein Etwas aus dem Sack, das stellte er auf die Steine, und dann — — ja, dann mußte ich mir einmal über die Augen streichen und mich ins Bein kneifen, ersteres, um zu sehen, ob ich nicht träume, letzteres, um meiner Jubelstimmung eine unmerkliche Ablenkung zu geben.

Vor uns stand ein wundervoll gegossener alter Bronzekopf von ausnehmender Schönheit und Lebenswahrheit, überzogen von einer

dunkelgrünen, schönen Patina. — Dies also war Olokun, der Poseidon des atlantischen Afrika! — —

Meinen Gefährten erging es wie mir. Unwillkürlich waren wir wie auf Verabredung still. Dann sah ich mich im Kreise um, meine Blicke streiften die Neger, die herumstehenden Söhne des „ehrwürdigen Priesters", Verwandte seiner Heiligkeit, des Oni, und seine intelligenten Beamten. Und es befiel mich wie eine stille Traurigkeit bei dem Gedanken, daß diese Versammlung stumpfsinniger Proleten heute die Wahrer und Erben dieser klassischen Schönheit sein sollten. Denn daß der Olokunkopf fast von derselben Schönheit, jedenfalls von derselben Edelform und Vergangenheit wie die Terrakottaköpfe war, darüber konnte kein Zweifel sein, das war bewiesen.

Staunend und tief ergriffen standen wir eine gute Weile vor diesem Bruchstücke des alten Herrschers des atlantischen Reiches.

□ □

Verhandlungen wegen des Olokun-Kopfes.

Die Wut des Illari und der Verdruß der Kulturpflanze II waren mir nicht entgangen. Meine Erfahrung belehrte mich, daß ich hier feindliche Elemente vor Augen habe, die ich auf jeden Fall wieder zu Freunden gewinnen müßte. Während Arriens nun zunächst einige Skizzen des Kopfes entwarf, nahmen wir die anderen mit zu der Ausgrabungsstelle und zeigten ihnen das Werk Martius'. Dann nahm ich den Illari beiseite und ging mit ihm und Bida einige Male in dem Busch auf und ab. Ich fragte ihn, wem das Bildnis dieses Gottes gehöre, wo es herstamme usw. Der Mann erklärte, daß, soviel er wisse, der Olokunkopf vor etwa einer Generation in Ebolokun aus der Erde gehoben worden sei und dem alten Priester gehöre. Er sagte mir, daß dieser Kopf im allgemeinen in der Erde ruhe, an der Stelle, wo er entdeckt worden sei, daß er nur zu bestimmten Festen herausgenommen und beopfert werde, daß er dies aber alles selbst erst gehört habe, und daß niemand in der Stadt dem Olokun eine besondere Verehrung mehr erwiese. Danach ging ich direkt auf mein Ziel los: Ich sagte ihm, ich wolle ihm gern ein großes Geschenk machen. Da blitzten seine Augen habgierig auf. Ich fragte, ob der alte Priester mir den Kopf verkaufen könne. Er sagte: „Ja." Ich erklärte ihm, daß er mir bei der Erwerbung behilflich sein müsse, wenn er nachher ein großes Geldgeschenk erhalten wolle, nachdem die Erwerbung gelungen sei. Da war der Illari, dessen Name Jeuke war, für die Sache voll-

ständig gewonnen. — In gleicher Weise ward mit der Kulturpflanze II gesprochen und vereinbart, daß Bida mit Jeuke heute Abend zu dem Sohne des alten Priesters gehen und mit ihm und dem Alten reden sollte.

Gesagt, getan. Als ich mich abends bei Dunkelwerden in mein großes, jüngst erst neu erbautes Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, ging Bida zur Priesterfamilie und traf dort mit Jeuke, dem Boten des Oni, zusammen und verhandelte. Ich ließ zunächst ein kleines Gebot von 60 M. machen, wohl vertraut mit der Eigenart der Schwarzen, daß ihre Erwerbslust, je mehr man für etwas bietet, desto höher gesteigert wird, so daß der Neger zu guter Letzt auf einen derzeitigen Verkauf eingeht, überzeugt, bei irgendeiner anderen Gelegenheit noch viel mehr zu erzielen.

Bida kam zurück und meldete, der Alte hätte auf Zureden im Prinzip diesem Verkauf beigestimmt; der Mann hätte gesagt, er könne sich bei einem Gelbschmiede ein neues Exemplar machen lassen; soviel Geld bekämen sie so bald nicht wieder in die Hände! Man müsse aber 120 Schillinge dafür geben; außerdem wollten sie noch eine Flasche Schnaps und ein Glas haben. Ich erklärte mich einverstanden und gab Bida sogleich die 120 Schillinge, dazu eine Flasche Whisky und noch einige Bagatellen. Noch in der gleichen Nacht kam er zurück und berichtete über den glatten Verlauf der Verhandlung. Das Kaufgeld war angenommen worden, der Kopf also nach der guten Sitte des Jorubalandes unser Eigentum; nur wollten sie dem Kopfe am anderen Tage noch ein Opfer bereiten — ihn also gewissermaßen entheiligen und dann uns schicken. Dagegen war nichts zu sagen.

Wir aber saßen noch lange erfreut über unseren großen Erfolg, denn wenn ich den Terrakottaköpfen an sich auch aus mehreren Gründen hohen Wert beimaß, so mußte ich mir doch anderseits sagen, daß für die Beurteilung des Bronzefundes von Benin und aller benachbarten Lande es von größter Bedeutung sein mußte, Form und Material aus älterer Periode zum Vergleichen zu gewinnen, um auf dieser Grundlage die verwandtschaftliche Zugehörigkeit feststellen zu können. Wenn nun auch der gute Olokun uns wieder entschwunden ist, so bleibt uns doch die Tatsache der Entdeckung übrig, daß diese alte Zeit auch die Bronze kannte, daß die Bronze denselben Ausdruck hat wie die Terrakotten, und daß demnach mit dem Terrakottamaterial auch andere Bronzefunde verglichen werden können. Vor allen Dingen könnte die Bronze untersucht werden,

und diese Möglichkeit ist denn auch gerettet worden, wenn der Kopf selbst auch wieder verschwunden ist. — Seelenvergnügt begaben wir uns zur Ruhe.

Am anderen Tage hatten wir dann ein artiges, kleines Abenteuer, das uns so recht zeigte, wie diese charakterschwachen Menschen immer zu Versprechungen bereit sind, und dann, vor die Aufgabe der Erfüllung gestellt, sich dem durch plumpen Betrug zu entziehen suchen. Der Oni hatte mir erklären lassen, daß der Inhaber des wahren Oranjabildnisses bereit sei, mir dieses zu zeigen. Ich hatte hierum nicht einmal gebeten, sondern es war ein freiwilliges Anerbieten. — Richtig kam denn auch um 10 Uhr ein Illari und führte uns zu einem Gehöft am Nordwestrande des Palastviertels. Wir mußten sehr lange warten, denn der „Besitzer" war „schon" gerufen. Als endlich einige alte Leute kamen, wurden wir auf das halbzerfallene Impluvium geführt, in dem es unangenehm nach alten und neuen Opfern roch. Unter Aufwand von zeremoniellen Handlungen, Verbeugungen und Erdküssen ward eine Tür im Hintergrunde geöffnet, aus der benachbarten Kammer unter alten Töpfen eine Figur nach der anderen herausgehoben und vor mir aufgestellt.

Der Eindruck war entgegengesetzt dem des vorhergehenden Tages. Die Figuren waren ganz rohe, aus Seifenstein geschnitzte Erzeugnisse einer neuen Zeit, beschmiert mit allerhand Farben. Sie waren alle weiblich, was z. B. bei der Hauptfigur unverkennbar war. Da nun aber Oranja ein männlicher Gott ist, so lag ein offenbarer Betrug vor, den ich dem guten Burschen und den „Besitzern" auch sogleich auseinandersetzte. Darauf gestanden sie, daß dies nicht Oranja, sondern die Göttin Amirini sei. Sie verstanden aber nicht, weshalb ich diesen Betrug nicht gelten lassen wollte, und meinten, es sei doch ganz gleich, ob ich Oranja oder die Göttin Amirini sähe. Außerdem wäre Amirini sehr viel schöner wie Oranja. Oranja wäre ganz alt. — Bei dieser Gelegenheit kam heraus, daß die Eingeborenen die neugeschnitzten Speckteinfiguren viel höher einschätzten als die alten Terrakotten, denen sie gar keinen Wert beilegen. Es paßte auch absolut zu dieser verniggerten Gesellschaft, daß sie die Produkte ihrer modernen, elenden Mache höher bewerteten, als die eines künstlerisch veranlagten Altertumes. Nach diesen Erklärungen und Auseinandersetzungen über den modernen Kunstverstand führten die Leute uns zu einem anderen Hause, wo nun der wahre Inhaber des Oranja wohnen sollte. Das Haus war wie ausgestorben. Der Mann war in den Busch geflohen. Aber

man muß als ethnographischer Forschungsreisender immer darauf gefaßt sein, an der Nase herumgeführt zu werden.

Inzwischen schien es fast so, als ob das nicht die einzige Nasführung dieses Tages sein sollte. Mehrere Male war Biba schon bei dem alten Olokunpriester gewesen, um den Kopf zu erhalten. Nachmittags begleitete ich ihn dorthin. Das Haus war leer. Gegen Abend ging Biba mit einem Begleiter abermals hin, wieder war kein Mitglied der eigentlichen Olokunfamilie da. Das wurde mir zu dumm, so daß ich mich, als unser Abendessen „überwunden" war — ein Ausdruck, mit dem die Leistungsfähigkeit unseres damaligen Unterkoches charakterisiert werden soll, — mit dem alten Abekule, einem Freunde Bibas aus der königlichen Familie, und einem Polizisten zu dem Olokungehöfte begab. Alles Nachfolgende ging sehr schnell vonstatten. Ich ging in das Haus des Alten, Biba in das seines Sohnes. Der eine war so erstaunt wie der andere. Ich hakte meinen Arm lächelnd unter den des Alten und führte ihn hinaus. Hier traf sich die ganze Priesterfamilie. Ich hielt ihnen einen Vortrag über das Nichtswürdige ihres Benehmens, d. h. die schäbige Drückerei, und fragte nochmals, ob sie mir den Olokunkopf verkaufen wollten oder nicht. Ich sagte ihnen ausdrücklich, daß sie in keiner Weise hierzu gezwungen werden sollten, daß sie mir aber natürlich, wenn sie ihn mir nicht verkaufen wollten, auch das Geld zurückgeben müßten, und daß die Weißen verlangten, daß jedermann sein Wort halte. Ich fragte sie, ob ich nicht meinerseits den Kaufvertrag eingehalten und ihnen das Geld gesandt hätte. Sie sagten: „Ja." Ich fragte, ob sie mir den Kopf verkaufen wollten. Sie sagten: „Ja." Sie fürchteten nur, das Uebelwollen des großen Residenten in Ibadan zu erwecken. Ich sagte, darüber sollten sie sich trösten, das würde ich schon auf mich nehmen, denn der große Resident in Ibadan sei mein Freund. (Dies war die einzige Lüge, die ich bei der Sache ausgesprochen habe, und das Irrige dieser Behauptung war mir damals noch nicht im vollen Umfange bekannt!) Die Leute waren also einverstanden, nur sagten sie, ich müsse mir den Olokun selbst aus dem Walde holen, sie dürften ihn nicht selbst bringen, weil sie sonst Streit bekämen mit dem großen Residenten in Ibadan.

Wenn weiter nichts war! Es war eine herrliche, mondscheinhelle Nacht. Wir riefen die drei Söhne des alten Priesters und marschierten auf einem Nebenwege ab. Martius und Abekule blieben beim Alten, der sich auf einen Baumstamm gesetzt hatte, zurück. Mutter Natur hatte mir für diese seltsame Nachtwanderung alle ihre Reize ausgebreitet. Oben der Mond, ein wundervoll klarer Mond, wie ihn

nur die Tropen kennen, darunter die Stämme hoher Bäume und die phantastischen Formen der Bananenblattbestände; Glühkäfer und fliegende Hunde, Düfte von Blüten, und unter all das gebettet eine Decke samtartiger Nebelschicht am Boden, aus der die Götter ihre ewigen Arme in phantastischen Blätterformen zum Nachthimmel emporstreckten. Es wäre paradiesische Schönheit gewesen, wenn die Wanderung nicht auch ihre kleinen Schwierigkeiten gehabt hätte. Wir gingen den größten Teil in einem Bachbette, zuweilen nur bis an die Knöchel, zuweilen aber tiefer in dem leichten Element dahinplanschend. Dazu die Mücken!

Endlich kamen wir dann in den wahren Sumpf; wir waren in Ebolukun. Nun noch einige hundert Meter in fast völligem Dunkel unter den Baumkronen hin, und dann wurde mir eröffnet, daß wir an Ort und Stelle seien. Einer der Männer begann mit einer mitgebrachten Hacke den Boden unter einer Banane zu öffnen, und dann klang das Metall mir entgegen; es wurde ein ungeschickter Hieb geführt, ein Teil des Olokun ist abgesprungen; das abgesprengte Stück ist der wertvolle Teil des Götterbildes, den ich nachher aus Ibadan mit fortnehmen konnte. Ich hob den leicht beschädigten Kopf aus dem Sande hervor, und trug ihn freudevoll zurück. Es war mir eine süße Bürde.

Auf dem Rückwege nun begannen meine Priestersöhne, die bis dahin ganz freundlich und zustimmend gewesen waren, sich die Köpfe zu krauen, und einer nach dem anderen meinte, das sei jetzt eine unangenehme Sache, denn sie hätten gar nicht das Recht, den Kopf zu verkaufen; der Kopf gehöre dem Oni. Ich sagte ihnen, das glaube ich nicht. Denn der Oni habe mir selbst gesagt, der Kopf gehöre dem alten Priester und er (der Oni) habe ihn selbst überhaupt noch nie gesehen. Die Leute baten mich aber trotzdem, des Oni und des großen Residenten in Ibadan wegen ein Papier auszufüllen, und zu bezeugen, daß ich den Kopf gekauft habe; außerdem sollte ich mit ihnen zum Oni gehen, um die Sache zu dessen Kenntnis zu bringen. Ich sagte ihnen, für diesen Abend sei es zu spät, doch morgen würde ich in aller Frühe seiner Heiligkeit meinen Besuch machen. Aber um ihrem Wunsche zu willfahren, sandte ich Biba mit in den Palast. Der Oni ließ mir antworten, er freue sich darauf, daß ich ihm einen guten Morgen wünschen wolle.

Am anderen Morgen begaben wir uns in aller Frühe zu dem Kirchenfürsten, der sein feistes Antlitz aus der Hülle seines internsten Wohnhauses steckte und uns einen guten Morgen wünschte.

Nun hob eine lange Unterredung an, in deren Verlauf ich hörte, daß der Kopf des Idena wiedergefunden, ferner ein Bildnis namens Edja abhanden gekommen sei, worüber der große Resident in Ibadan böse sein würde, da er gesagt habe, die alten Sachen sollten im Lande bleiben. Ich konnte nicht anders als dem Oni erklären, daß ich von Idena und Edja nichts wisse, mir sei aber sehr viel mehr gestohlen. Ich zählte dem Oni mehreres auf, und er gab es selbst zu, daß seine Leute arge Diebe und Lügner seien. Der Abschluß war der, daß ich mich bereit erklärte, seinen Abgesandten alle meine Antiquitäten zu zeigen, damit sie sehen könnten, ob der Edja darunter sei, daß ich den Idenakopf zurücksenden wollte, sowie er mir in die Hände kommen sollte oder zum Kaufe angeboten würde, und daß der Oni selbst einverstanden sei, wenn ich den Kopf des Olokun behielte, sie aber dafür eine genaue Kopie erhalten sollten, die ich ihnen durch den D. C. von Oschogbo zustellen lassen wollte. Ich erklärte dem Oni, daß man eine solche Kopie täuschend ähnlich nachmachen könnte, und hatte dabei ein galvanoplastisches Vervielfältigungsverfahren im Auge. Ich betonte ausdrücklich, daß ganz genau vereinbart werde, und zwar in unser aller Gegenwart, daß wir das Original behalten, der Oni aber eine Kopie erhalten sollte. Bida hat mir später zugegeben, daß er die Sache, um die Verhandlungen zu erleichtern, nach echter Negerart und bequemlichkeitshalber umgekehrt übersetzt habe. Daraus entstand aber viel Schwierigkeit.

Am anderen Tage kamen die Kommissare des Oni und besichtigten meine prähistorischen und antiken Funde. Der Kopf, der später als Edja angesprochen wurde, lag mitten darunter. Keiner der Leute des Oni hat ihn aber damals rekognosziert, dagegen wurde mir dieser Kopf am gleichen Abende gestohlen.

Ich selbst aber konnte noch gar nicht auf den Gedanken kommen, daß hier eine Intrige der allergrößten Gemeinheit angesponnen wurde.

Es folgten Verhandlungen auf Verhandlungen, alle im gleichen Sinne. Ich konnte weder den Idena, noch den Edja beschaffen. Im Verlaufe dieser Zeit verstaute ich meine ethnologischen Schätze, die Säulentrümmer und Krokodile, auf welche guten Sachen der Oni und seine Leute damals gar kein Gewicht gelegt hatten, weil sie ausgegraben waren und, nach ihrem Gefühl, ihnen auch gar nicht gehören konnten. Die Olokunsache war erledigt, zumal, nachdem wir noch eine sehr launige und frische Sitzung beim Oni gehabt hatten und er dann von mir eine schriftliche Feststellung der Kopie-

vereinbarung verlangt hatte. Erst Monate später habe ich in Erfahrung gebracht, weshalb die Leute durchaus alle diese Sachen schriftlich haben wollten. Damals ahnte ich es noch nicht. Nach Erledigung dieses letzten Verlangens war alles klar, oder vielmehr ich mußte annehmen, daß alles in Ordnung sei, da der Oni ja seine zwei lesekundigen Kulturpflanzen hatte, die die Briefe lesen und übersetzen konnten, zumal sie naturgemäß englisch abgefaßt waren. Vom Idena und Edja fehlte jede Spur, sie waren nach meiner und meiner Kameraden Ansicht eben gestohlen worden, um uns später bei irgendeiner passenden Gelegenheit wieder angeboten zu werden. Von der raffinierten Geschicklichkeit unserer Freunde im Intrigenspiel hatte ich keine Ahnung.

Wir packten also. Die Haussa zogen ab und schafften die Sammlung nach Ede, wo ich selbst einige Tage später ankommen wollte. Glücklicherweise behielt ich von den antiken Sachen die besten Terrakotten in meinem Arbeitskoffer, so daß sie wie durch Zufall vor dem bald niedergehenden Gewitter gerettet wurden. Außerdem lag in meinem Bücherkoffer der Olokun. — Ich war bereit, auch abzureisen und wartete nur auf die Träger; ich hatte meiner festen Ueberzeugung nach in der kurzen Zeit mit unseren schwachen Mitteln und im Kampfe mit einer mir damals gar nicht einmal bekannten widrigen Macht so viel erreicht, wie zu erreichen war.

Ich wußte nicht, daß der Poseidon des atlantischen Afrika mir grollte und in den nächsten Tagen mir als seinen Sendboten Mister Partridge zusenden würde.



Der Kopf aus Terrakotta, den mir wieder abzunehmen Mr. Partridge die Ifeleute zwingen wollte.

(Zeichnung von Carl Arriens, etwa 2/3 nat. Größe.)

Sechstes Kapitel.

Der Zusammenstoß.

Wie Mr. Partridge sein passives Behinderungsverfahren fallen läßt und uns feindlich entgegenkommt, wie er ein Verfahren gegen unsere Leute anstrengt, wie er die Verlogenheit der Eingeborenen anhört, unsere Leute foltert und mit alledem der Welt ein Exempel davon gibt, was man unter Umständen unter der Regelung einer Angelegenheit „in durchaus freundschaftlicher Weise" verstehen kann.

Die Schilderungen der vorhergehenden und des nachfolgenden Kapitels enthalten ein eigenartiges Studienmaterial. Die Ereignisse, die wir auf dem Wege von Lagos nach Jebba erlebten, haben sicherlich keine weltgeschichtliche Bedeutung; sie sind kleinlich und sehr simpel. Aber niemals hat sich mir das Denken und Fühlen jener dunkelhäutigen Rasse so leicht verständlich offenbart und kundgegeben, wie in dem Zeitraume vom Oktober 1910 bis zum Februar 1911, wie in diesem Ringen, in dem der nordische dem tropischen Geist die Geheimnisse einer eigentümlichen Lebensform und einer großen Vergangenheit abzugewinnen suchte. Es galt, dem klügsten und verschlagensten Volke Westafrikas die Dokumente des Werdeganges abzuringen, und dieses Volk war an sich wohl geneigt, gegen den gebotenen reichen Gewinn dem Nordländer das zu gewähren,

was er erstrebte; aber die Habgier, verbunden mit Intrigenlust und Verlogenheit war so mächtig, daß beim Handeln um möglichst hohen Gewinn ein negerhaftes Ränkespiel anhob, das mir persönlich neuartig war und die „Negerseele" in ihren unheimlichsten Tiefen enthüllte. Die Ereignisse dieser Zeitspanne zu schildern, würde an sich durchaus absurd sein, so kümmerlich und so wenig sympathisch sind sie. Die Verhandlungen haben aber so frappante Ereignisse gezeitigt, daß sie uns mit Erstaunen erfüllen können. Also ist das Wesentliche in diesem Ringen, das in Kapitel 2 bis 7 geschildert ist, nicht der kümmerliche Variantenreichtum der Ereignisse, sondern die Summe von Erfahrung, die wir in Beobachtung der Eingeborenenpsyche machen konnten. Und diese haben für alle Leute, die mit den dunklen Westafrikanern als Beamte, Missionare, Kaufleute oder heimische Gesetzgeber zu tun haben, direkt klassischen Wert. Lüge, Raub, Meineid, ja Meuchelmord im Hintergrunde haben hier gespielt wie nur je in einem Hintertreppenroman. Ein schaudererregender Mangel jeglicher ethischen Regung, eine frappierende Oede an ethischem Gefühl gähnt uns entgegen und muß uns erschüttern.

Diese Ergebnisse sind nun gewiß wichtig. Es ist von diesem Standpunkte aus erfreulich, daß ein fachmännisches Auge einmal imstande war, solche Beobachtungen zu machen. Ich kann dabei aber doch nicht gut übersehen, daß der Schwarze seine nackte innere „Schönheit" erst ganz enthüllte, nachdem ein Weißer ihn durch mehr oder weniger deutliche Fingerzeige dazu anregte und somit: Hier stehen wir drei, Leo Frobenius, Carl Arriens und Albrecht Martius, und klagen vor aller Welt den Residenten Partridge an, eines der häßlichsten Verbrechen begangen zu haben, das der Mensch auch als nationales Wesen dort unten begehen kann; wir klagen ihn an, uns, seine Rassegenossen, der Verlogenheit, Intrigenlust und dem Spotte der dunklen Neger ausgesetzt und uns, seine Rassegenossen, nach Möglichkeit jeder nur denkbaren Schmach preisgegeben zu haben. Weshalb tat er das? — Das zu erörtern, würde zu weit führen. Aber der Mann tat alles, was er nur konnte, um uns zu demütigen und die Weiterführung der Expedition unmöglich zu machen. Er erhielt von dem Kolonialsekretär „die ausdrückliche Weisung, die Angelegenheit in durchaus freundschaftlicher Weise zu regeln"; er aber trat, noch ehe er auf dem Schauplatze seiner Heldentaten anlangte, mit den dunklen Lagosleuten und den Fürsten in Beziehung und forderte sie direkt auf, uns am Zeuge zu flicken, wie sie nur konnten und wollten, und uns wegzunehmen, was sie wünschten. Er erlog ein nicht existierendes

Anklage und Warnung.

Gesetz, behauptete nämlich, daß ein Verbot der Antiquitätenausfuhr bestehe. Er raubte uns unsere Arbeitsfunde und duldete es, daß unsere Leute gefoltert wurden. Und derselbe Mann, der den Ritualmord der Schwarzen in Ibadan ignorierte, suchte mühsam nach einem Vergehen, das wir begangen haben sollten, um uns an den Pranger zu stellen.

Aber an sich ist unwesentlich, was wir auf dem Marktplatze zu Ife und in der Schulhalle zu Ibadan zu leiden gehabt haben. Der Mann hat uns nichts anhaben können, hat unser Werk nicht zu zerstören vermocht, sondern nur unsere Kraft zum Weiterführen gestählt. An sich kann diese ganze Sache gleichgültig sein. Wichtig ist nur die so gewonnene Summe an Erfahrung, die nach zwei Richtungen hin betont werden soll.

Einmal habe ich so die ganze Oede dieser dunkelhäutigen Psyche auf ethischem Gebiete kennen gelernt. Ich habe es nie geglaubt, daß es überhaupt Menschen gäbe, die mit solcher Selbstverständlichkeit lügen. Das kleine Kunststück aus Westafrika, daß einer ein Messer auf den Weg legt, sich im Busche versteckt und dann den vorübergehenden, das Messer aufhebenden Mann daheim als Dieb anzeigt, ist weltbekannt und in der Literatur mehrfach geschildert. Aber die Geschicklichkeit dieser Joruben, Intrigen zu spinnen und Fallstricke zu drehen und Meineide zu schwören, das ist in der afrikanischen Literatur noch nicht geschildert worden. Und die Kaltblütigkeit, mit der die Meuchelmörder mir meinen armen Kailani weggeknallt haben, die hätte ich wohl den zielbewußten Tuaregs oder den malaiischen Kopfjägern, nie aber den so oft als „Kind" geschilderten Afrikanern zugetraut.

Armer Kailani, dein Leben hat Mister Partridge auch auf dem Gewissen! Möge dein Name als Warnungstafel so hoch und sichtbar wie möglich den kolonisierenden Mächten Europas vor Augen gehängt werden. Dies ist der zweite Wert meiner Erfahrung. Wehe, wenn in dem afrikanischen Busche die Europäer sich nicht ihrer Kultur- und Rasseneinheit bewußt bleiben! Wehe! In allen Menschen schlummert ja noch ein Teil vom Tier! Wenn diese dunklen Menschen aber ihres Zwanges befreit werden, und wenn gewissenlose Europäer die dunklen auf die weißen Rassebrüder hetzen, dann werden sie zu Bestien, die zuletzt in heißer Wollust auch ihre eigenen Herren in ihren Schwächen erkennen, sie niederzuwerfen, sie zu zerfetzen und ihr Blut zu schlürfen lernen. Warnungstafeln sollen Kailanis und Akelles Namen tragen! Diese Menschen der ethischen Oede sind nur oberflächlich gemeistert. Löst eine Schleife, und die Brutalität

bricht los! Wenn ihr Meister sie lehrt, daß auch der Weiße nur ein Mensch ist, wenn er sich bemüht, den anderen Weißen herabzusetzen und zu schmähen, dann werden die siegestaumelnden Bestien die Kenntnis von der Menschlichkeit des eigenen Herrn auch gegen ihn anwenden. Nie hörte ich soviel Klagen und Klatschgeschichten über einen Weißen in Afrika wie gerade über Mister Partridge, und zwar aus dem Munde seiner eigenen Leute! Sicherlich war der weitaus größte Teil der ihm in diesen Anekdötchen zur Last gelegten Uebeltaten erlogen. Aber er selbst hatte die Leute so emsig angeregt, über andere zu lügen. Die Leute hatten seine Wünsche bald durchschaut, führten sie aus, und — logen über ihn selbst nun am meisten. O, ihr Europäer, die ihr auf der roten Erde des dunklen Afrika tätig seid, bleibet Freunde, wirket gemeinsam und vergeßt nie die Rasse!

Das sind die wertvollen Beobachtungsresultate, die von unseren sonst so unbedeutenden Erlebnissen wie von einem schmückenden Rankenwerk umsponnen werden.

□ □

Abschluß der Verhandlungen und erster Aufbruch von Ife.

Der Oni, seine Leute und ich blieben bis zum letzten Tage in Ilife gute Freunde. Und niemals haben wir oder unsere Angestellten auch nur die geringste Mißstimmung bemerkt. Wir hatten uns darüber ausgesprochen, daß uns vieles gestohlen, und daß auch in der Stadt einiges (Jbena und Edja) abhanden gekommen sei, daß wir also in einem Lande mit vielen und geschickten Dieben lebten, und daß der Schwindel hier eingeboren sei und überall gutes Gastrecht habe. In einer Sitzung, die als Schlußsitzung galt, und die ungemein humorvoll verlief, wurde dies festgestellt und auch vom Oni ohne weiteres anerkannt. Wir hatten uns darüber geeinigt, daß in diesem Lande ein Orischa (eine Gottheit) der Lüge und des Diebstahls aufgestellt werden könnte, dem alle Leute Opfer darbringen sollten, jedesmal, wenn einer mit Erfolg und Glück gelogen und gestohlen hätte; und der Oni wie der ganze versammelte Klerus hatten mir lachend zugestimmt, daß dieser Orischa dann so viel zu essen bekommen würde, daß er es trotz aller Götterkraft unmöglich vertilgen könnte. Nach allseitiger Einigung in dieser Richtung hatte der Oni noch ein weiteres Geschenk erhalten, das er auch annahm, und so war alles auf das harmonischste geordnet.

Bei uns und unsererseits!

Die Kulturpflanzen hatten aber inzwischen in Ibadan und Ilife ein Süppchen eingerührt, das in Lagos aufs Feuer gesetzt wurde, und das nach Hinzufügung einiger galligen Kräuter sobann von uns ausgelöffelt werden sollte. Natürlich habe ich nie vollkommen begriffen, wie dieses im speziellen Falle im Hintergrunde vor sich ging, und inwieweit die Behauptung, Mister Partridge lasse uns ständig beobachten und habe den Eingeborenen verboten, uns zu helfen, auf Wahrheit beruhte, und wo hier die Grenzen zwischen Phantasie und Wirklichkeit lagen. Wohl aber habe ich nach und nach die groben Fäden dieses Lagos-Ibadangewebes auseinandergewirrt und will versuchen, den Gang der Dinge so zu schildern, wie er nicht gut anders verlaufen sein kann, und gleichzeitig damit einen Beleg der eigenartigen Eingeborenenpolitik, wie sie damals in dieser Residenz Südnigeriens betrieben wurde, darzubringen.

Ich habe oben geschildert, wie am ersten Tage die aus Lagos stammende Kulturpflanze I ihre Hand hingestreckt hat, und wie selbige dann von mir unbeachtet geblieben ist. Schon der Ton des Berichtes über unsere Ankunft an den D. C. von Oschogbo hatte mir nicht recht zugesagt, und als der gleiche Jüngling mir dann am nächsten Tage in den Weg trat und mir sagte: zwei Leute, die ich als Führer engagiert hatte, die mich begleiten sollten und wollten, hätten nicht das Recht, mir etwas zu zeigen, da sagte ich ihm sehr deutlich, er solle sich um seine Sachen kümmern und nicht um meine. Der Mann nahm das übel. Als ich mich beim Oni über sein Benehmen beschwerte, gab der zu, daß er ein unverschämter Patron sei, der aber im Auftrage der Regierung handle, und daher von ihm selbst geduldet werden müsse.

Damals war eine Viehausstellung oder dergleichen in Lagos. Die Kulturpflanze wollte dorthin fahren, setzte sich aber noch vorher mit allen Lagosleuten, die in Ilife waren, in Verbindung. Diese Lagosleute waren mir nicht grün. Alle Westafrikaner sind Kaufleute und Zwischenhändler, die Joruben der Küste aber ganz besonders gerissene Agenten. Kaum hatten diese Küstenleute in Ilife erfahren, was ich wünsche, und wieviel ich für alte, gute Sammlungsstücke bezahlen wolle, da liefen sie auch schon bei den Eingeborenen herum, schleppten vielerlei Kram herbei und boten ihn mir zum Kaufe an. Es war nicht schwer zu erkennen, daß diese Leute nicht Ilifer waren, und ich lehnte ihre Vermittlung ab; ich verlangte, daß die Besitzer der Dinge selbst kämen; nur so konnten sich die scheuen Ilifer an mich gewöhnen, nur so kam ihnen aber auch die meinerseits erlegte Zahlung zu; nur so mußte also das Volk selbst

zur Mitarbeit herangezogen und konnte der Ankauf gestohlener Sachen möglichst eingeschränkt werden. Die Lagosleute sahen sich damit aber einen schönen Gewinn entrinnen und zürnten mir deshalb. Die Kulturpflanze I sagte ihnen, sie sollten aufpassen, daß ich nichts Altes erhielte, denn der große Adjelle (so wird der Resident von Ibadan tituliert) habe die Wegführung von Altertümern verboten. Daß entsprechende Vereinbarungen zwischen der Kulturpflanze I und den Eingeborenen getroffen waren, hörte ich meinerseits nachher indirekt von der Frau der Kulturpflanze II. Diese Frau war eine Schwester des Oni. Die Kulturpflanze II war aber nicht genügend verschwiegen, sondern erzählte die Sache der Frau. Die Frau selbst war in einen innigen Verkehr mit einem Führer meiner Expedition getreten, und so kam die freundliche Hetzerei sehr schnell mir zu Ohren. — Derart also brachte die Kulturpflanze I eine hübsche Clique gegen mich auf, die nun dem Oni ständig in den Ohren lag.

Dann fuhr die Pflanze nach Lagos.

Die genaue Reihenfolge der folgenden Tatsachen ist mir nicht bekannt. Jedenfalls wurde aber über Oschogbo nach Lagos über Schlechtigkeiten berichtet, die unsere Leute am Besitzer des Olokun ausgeübt hätten. In Ilife putschten die Lagosleute die Alten auf. Der Oni hatte uns mehrfach versichert, daß ihm persönlich am Olokun nichts liege. Die aufgescheuchte Meute aber wußte es trotzdem so einzurichten, daß ein Beschwerdebrief nach Lagos abging, demzufolge unsere Leute den Olokun mit Gewalt geraubt hätten. Für die Zukunft spielen nun drei Faktoren eine Rolle: Der erste war die eigentliche Regierung, vertreten durch den Kolonialsekretär L. C. Moorhouse. Dieser hatte in amtlicher Form dem deutschen Konsul mitgeteilt: „Er habe auf die Beschwerde von Ifeleuten hin Mister Partridge nach Ife gesandt mit der ausdrücklichen Weisung, die Angelegenheit in durchaus freundschaftlicher Weise zu regeln." — Der zweite Faktor scheint mir eine recht hochstehende Persönlichkeit gewesen zu sein, welche, wenn nicht alle Anzeichen trügen, stillschweigend veranlassen wollte, daß die wertvollen Resultate nicht nach Deutschland kämen. — Der dritte Faktor aber war Mister Partridge, der die Weisung, „die Angelegenheit in durchaus freundschaftlicher Weise zu regeln", in seiner Weise zur Ausführung brachte.

Nun die Tragödie selbst.

Zur Abreise waren keine Ilifeleute als Träger zu gewinnen. Den Ilifern wurde angeblich auf Veranlassung von Ibadan verboten, unsere Lasten nach Ede zu schaffen. Die Haussa, die den

ersten Transport schon nach Ede gebracht hatten, kamen nicht zurück; sie waren ihre Straße weiter gezogen. Wir wollten fürs erste aber abreisen, und da die Ilifer selbst nicht tragen wollten, so zogen wir eines Tages vor die Stadt und luden alle Leute, die aus Ede zu Markte kamen, ein, bei uns vorzusprechen, und dann redeten wir ihnen freundlich zu, bis zum anderen Tage zu bleiben und unsere Bagage gegen gute Beköstigung und guten Lohn weiter zu bringen. Sie wurden in unserem Impluvium aufgenommen und erhielten sehr gute Speise. Abends schon packten wir unsere sieben Sachen und waren gerade damit beschäftigt, als ein Offiziersbote von der Residentur in Ibadan auftauchte und uns einen höflichen Brief von Mister Partridge übergab. In diesem Briefe erklärte der Resident, daß die Eingeborenen sich beschwert hätten, wir hätten ihnen gegen ihren Wunsch Sachen genommen; und wir sollten sie, wenn dies der Fall sei, zurückgeben. In dem Briefe stand nichts davon, daß Mister Partridge etwa selbst kommen wolle, und doch war der vornehme Herr bereits auf dem Wege und hatte das bezeichnenderweise auch dem Oni mitteilen lassen. Er verbot aber entschieden, uns über sein Kommen zu unterrichten. Endlich stellte er sich mit dem ersten Schreiben in offizieller Weise an die Spitze seiner schwarzen Lagosleute und uns, den anderen Weißen, entgegen!

Das ist aber recht bezeichnend für diesen Herrn. Wir haben so eine fortgesetzte Kette erlebt: erstens, er rät uns ab nach Ife zu gehen, verlangt zu warten bis zum Frühjahr (in welcher Jahreszeit wir, wie er wußte, längst im weiten Inlande sein mußten); zweitens, er verspricht uns, alles zu arrangieren, bekommt aber im Verlaufe von vier Tagen in einer Stadt mit 150000—200000 Einwohnern keine 30 Träger zusammen; drittens, er verspricht, uns in Ilife alles vorzubereiten, und läßt uns dann abmarschieren, ohne offiziell auch nur das Geringste in Ilife bekanntzugeben; viertens, er fordert uns in einem höflichen Briefe zur selbständigen Regelung einer Schwierigkeit auf, verschweigt aber, daß er selbst schon dabei ist, entsprechende Maßnahmen gegen unsere sogenannten „Vergehungen" zu treffen, und tritt sogleich an der Spitze der Lagosleute gegen uns auf.

Sämtliche Engländer Nordnigeriens, die diese Verhältnisse von uns und unseren Landsleuten gehört haben, waren sich darüber einig, daß dies und alles andere absolut nicht gentlemanlike und „blutig taktlos" gewesen sei. Und doch kam es noch besser — ach,

noch viel besser! Alles aber, was geschehen ist, fasse ich als persönliche Handlung des Mister Partridge auf.

Der Bote der Residentur erhielt eine Antwort, in der ich erklärte, meines Wissens nichts gegen die Wünsche des Oni unternommen zu haben. Am gleichen Abend aber kamen die Kulturpflanzen I und II und verlangten von mir „im Auftrage“ des Oni, wir sollten die „gefangen gehaltenen Träger“ entlassen. Diese Unverschämtheit beantwortete ich damit, daß ich alle Träger zusammenrief und vor den Ohren der beiden Pflanzen fragte, ob sie gern und freiwillig hier wären und uns morgen unsere Lasten wegbringen wollten, oder ob sie sich hier unfreiwillig und gefangen befänden. Sie erklärten einstimmig und freudig das erstere, worauf ich dann die beiden Pflanzen bat, das Gehörte dem Oni mitzuteilen. Nichts verlautete, daß zu dieser Stunde der Oni schon von Partridges Kommen unterrichtet war, und daß nicht der Oni, sondern die Lagosclique uns durch die Entziehung der Träger festzuhalten versuchte.

Es war Punkt sechs Uhr, als wir am anderen Tage durch Ilife über die Ruinen von Modeke weggzogen, durch Wald und Busch über mangelhafte Brücken und schlechte Wege, die aber immer noch glänzend waren im Verhältnis zu denen der Straße nach Ibadan. Wir marschierten dann froh und fröhlich dahin, bis um 7 Uhr 51 vor uns plötzlich Mister Partridge mit Polizisten und Fahrrädern, Dolmetschern und einem ganzen Gerichtstrosse auftauchte. Wir stiegen von den Pferden und begrüßten ihn. Er war sogleich kalt und unfreundlich und begann seinen Auftrag, „alles in freundschaftlicher Weise zu regeln“, damit, daß er mir in übellauniger Weise vorwarf, wir hätten ihm seine Weihnachtsruhe gestört, und er fordere uns auf, sogleich wieder nach Ife zurückzumarschieren; er wolle „alles“ untersuchen. Mr. Partridge erscheint.

Also: Kehrt marsch!

Wir zogen wieder in unser altes Gehöft ein, das uns dadurch noch unangenehmer ward, daß in der Zwischenzeit unsere freundlichen Wirte Fußböden und Wände mit altem Pferdemist und Pferdejauche abgerieben hatten. Diese Gewohnheitsmaßregel scheint ja dem Mauerwerke sehr förderlich zu sein, aber dem Geruch- und Reinlichkeitssinne europäischer Bewohner ist sie peinlich. — Eine Stunde nach uns kam dann auch der Herr Acting Resident auf dem großen Platze in Ilife an. Die Verzögerung war dadurch zu erklären, daß er sich im Busche ganz umgezogen und in Galakleidung geworfen hatte. Er kam sehr feierlich auf einem Tragstuhle, den vier Beamte

auf den Köpfen trugen, daher. Vor und hinter sich in stolzem Zuge Polizisten und uniformierte Messengers. Dieser schöne Zug bewegte sich dann, damit alle Welt ihn genügend bewundern konnte, auf dem Platze vor unserem Hause und dem Onipalaste mehrmals in gemessener Weise hin und her und setzte dann die wertvolle Bürde unter einigen Bäumen vor unserem Gehöfte nieder.

Das Zelt kam und ward nahe bei uns aufgeschlagen. Durch sein Auftreten und seine Befehle hatte Mister Partridge uns gegenüber sofort eine feindliche Stellung eingenommen, so daß sich alsbald zwei feindliche Parteien bildeten. Solche Feindschaft stört aber den Neger zunächst nicht. Er kennt nicht die Würde, die den Verkehr mit einem Gegner vermeiden läßt. Vielmehr hatten wir bald Besuch von Polizisten und Residenzleuten, und vice versa trieben sich im Residenzlager unsere Leute umher. So kam es denn, daß ich noch am gleichen Tage erfuhr, Mister Partridge wäre hierher gekommen, um uns alle unsere Erwerbungen wegzunehmen. Deshalb gab ich Biba den Befehl, nach Ebe zu reiten, und die besten Steinskulpturen, die wir in der Ruinenstadt Modeke gefunden und in bestimmte Bündel eingeschnürt hatten, von den anderen Lasten abzusondern und zu verstecken. Alsdann brachte ich, was mir noch wichtiger war, meine wertvollen Terrakotten auch in Sicherheit, so daß Mister Partridge sie sicherlich nicht zu finden vermochte. Die schlimmsten Ahnungen, die mir an diesem Tage aufdämmerten, wurden aber noch weit übertroffen.

Am gleichen Tage noch forderte Mister Partridge den Olokunkopf zurück. Er erhielt ihn und erstattete die sechs Pfd. Sterl., die ich bezahlt hatte. Dies ist der einzige Betrag, den ich zurückerhielt. Am anderen Tage, an dem eigentlich eine Volkssitzung stattfinden sollte, hatte ich morgens schon derartiges Fieber, daß ich deren Verschiebung verlangte. Partridge, den ich aufsuchte, um ihm dies mitzuteilen, war so vornehm, meine Hand anzufassen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen!! Fiebrig, wie ich war, mußte ich mich sehr beherrschen, um meinen Zustand nicht „schlagend" zu beweisen. An dem Tage kam der D. C. aus Oschogbo, ein im Dienste ergrauter, alter Rechtsanwalt, Mister Pinder. Er hat den Verhandlungen als Zeuge beigewohnt und sich nie aktiv daran beteiligt. An diesem Abend nun wurde uns mitgeteilt, daß sich die Sache für uns verschlechtert habe, da die Leute, genügend intensiv von Mister Partridge in diesem Sinne befragt, natürlich angegeben hätten, wir hätten den Olokun mit Gewalt genommen. Nachdem Mister Partridge diese Mitteilung unter die Leute gebracht hatte, tat er so,

als ob er darüber sehr erstaunt sei, erklärte aber, alles glauben zu müssen und mir morgen seine Zeugen dafür vorführen zu wollen. Er äußerte diese Voreingenommenheit so unverblümt, daß seine Absicht weder von den Eingeborenen, noch von uns mißverstanden werden konnte. Demnach bereitete ich mich auf ungemütliche Zustände vor, und da ja anzunehmen war, daß wir in den nächsten Tagen sehr wenig zum Schlafen kommen würden, öffnete ich meine Bücherkiste. So haben wir uns denn in den nächsten Tagen, soweit Mister Partridge nicht unsere Gegenwart wünschte, untereinander die Novellen und Romane Goethes vorgelesen. Ach, du alter, göttlicher Goethe! Welche Erquickung hast du uns doch in diesen Tagen geboten!

Der erste Verhandlungstag. Verschiedene Methoden des Meineides bei den Joruben.

Die ersten Verhandlungen fanden am dritten Tage, von unserer Rückkehr nach Ilife gerechnet, statt. Sie begannen morgens kurz nach 9 Uhr und dauerten ohne Unterbrechung bis abends kurz vor 5 Uhr. In einem weiten Kreise nahmen auf der einen Seite Mister Partridge und Mister Pinder, ihnen gegenüber der Oni und sein Hofstaat, neben den Regierungsbeamten aber wir drei Platz.

Mein erster Vorschlag, mit dem Oni einen gütlichen Vergleich anzubahnen und auf dem Wege freundschaftlicher Erörterung die Sache zu erledigen, ward von Mister Partridge glatt abgelehnt. Ich sollte bald sehen, daß dieser Vorschlag meinerseits außerordentlich harmlos war. Denn es stellte sich nun heraus, daß Mister Partridge den vorhergehenden Tag dazu benutzt hatte, ein enormes Zeugenaufgebot zusammenzubringen und den Leuten, soweit sie nicht schon von seinen Lagosgeschöpfen unterrichtet waren, durch entsprechende Fragen klar zu machen, was er zu hören wünschte. Der Kolonialsekretär hatte erklärt, wenn unsererseits mit den Eingeborenen Uebereinkommen getroffen seien, sollte alles erledigt sein. Die Olokunsache war erledigt. Aber Mister Partridge begann nun mit einem Verhör, betreffend die ganze Olokungeschichte, einem Verhör, das vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag dauerte, und das er in einer Weise führte, als sei er Staatsanwalt und Gerichtspräsident in einer Person. Er stellte die Fragen mit so klar ausgesprochener Voreingenommenheit, daß meine Herren und ich uns immer verblüffter ansahen. Es war ganz augenscheinlich, daß Mister Partridge alles betonte und aufschrieb, was auch nur im geringsten widrig für meine Leute klang. Und dementsprechend wurde nun gelogen, daß sich die Balken biegen konnten. Das Merkwürdigste bei dem Schauspiel war, daß alle Welt schwören mußte! Die Heiden mußten das Taschenmesser Mister Partridges an Lippen, Stirn und Brust halten und

etwa schwören: „Wenn ich etwas Gutes (Wahres) sage, so möge der Gott X-X mir Gutes tun. — Wenn ich etwas Schlechtes (Unwahres) sage, so möge der Gott X-X mir Schlechtes tun." Die Mohammedaner mußten den Koran küssen, die Christen mit der ausgestreckten Zunge eine Seite des neuen Testamentes ablecken. Es war nun von höchstem Interesse für mich, die Leute bei einer derartigen Zeremonie zu beobachten, und ich erinnere mich nicht, je so viele Einblicke in die Negerseele und einen so gewaltigen Schreck über ihre schlechten Eigenschaften gewonnen zu haben, wie an diesem Tage. Jedesmal, wenn ein neu aufgerufener Zeuge herantrat, und Mister Partridge das Monokel aufsetzte, um ihn zu beschauen, grinsten die sämtlichen Polizisten, grinsten alle Kommissare und Dolmetscher hinter dem Rücken ihres Herrn und zwinkerten ullend zu mir herüber. Sobald ein Individuum schwor, pufften und knufften und schubsten sich die anderen vor Vergnügen, und das hatte seinen guten Grund.

Unter den Schwörenden waren große Verschiedenheiten wahrzunehmen. Nur ganz wenige schworen mit Würde. Die meisten umgingen mit echter Negerschlauheit die Möglichkeit eines etwaigen Meineides, und da ich glaubte, daß die Sache später zu einer ernsten Unterhaltung in Ibadan und Lagos kommen würde, so machte ich meine Beobachtungen recht eingehend und aufmerksam. Zunächst hatten sich die meisten, wie meine Leute mir sagten, zur Ableitung die Zunge mit Palmöl benetzt und sich mit Armringen und Amuletts geschmückt. Diese Maßnahme sollte verhindern, daß der betreffende Gott, der in dem verdrehten Schwur angerufen wird, dem Individuum überhaupt zuhört. Da ich nun aber genug Joruben unter meinen Leuten hatte, so hörte ich, daß es noch viel größere Feinheiten in diesem Blitzableitungsverfahren gäbe. Das einfachste und beliebteste ist jedenfalls für die gläubigen Joruben der Orischareligion, folgendermaßen zu beten: „Wenn ich Wahres sage, möge der Orischa mir Gutes tun; wenn ich Unwahres sage, möge mir der Orischa auch Gutes tun." So schwuren ziemlich alle Ilifer, u. a. auch meine Boys, nachdem sie mir das vorher verkündet hatten; und die Dolmetscher der Residentur, die das natürlich ebensogut hören mußten, wie die anderen, sagten kein Wort dazu, grinsten nur und kniffen sich vor Vergnügen, und hatten überhaupt einen ungemeinen Spaß an der ganzen Sache, wie auch an ihrem Herrn, der immer im gegebenen Moment sein Monokel aufsetzte. Der Satz wurde so schnell heruntergeschnarrt, daß wohl nur ein sehr guter Kenner der Sprache und jemand, der die Verdrehung erwartete, den feinen Unterschied merken konnte.

Aber es gab noch feinere Verfahren. Und zwar wurden diese natürlich von den Lagosleuten und gewissen Jünglingen, die einer höheren Kultur angehörten, angewendet. Die Mohammedaner gaben nämlich einfach bei der Anfrage, zu welcher Religion sie sich zählten, an, sie seien Christen. Dann leckten sie eine Seite des Neuen Testamentes ab und schworen. Die Christen dagegen erklärten sich als Islamiten und küßten dementsprechend den Koran. Ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, daß dieser Schwur dann weder für sie, noch für irgend jemand anders irgendeinen Wert besaß. Da der Neger ja im Lügen absolut gar nichts Verwerfliches sieht, da vielmehr seine ganze Ethik in der günstigen Ausnutzung des einzelnen Falles und des ganzen Lebens besteht, so ward hier gelogen, als ob ein Preis für höchste Kunstfertigkeit in Merkurs Nebenamt ausgesetzt sei.

Im allgemeinen hatten sich die Leute gut eingepaukt, wozu, wie Mister Partridge selbst richtig bemerkte, genügend Zeit gewesen war. Aber wenn Mister Partridge auch selbst diese Zeit durch geschickte Fragen und Vorbereiten der Zeugen ausgenutzt hatte, so stimmte doch nicht alles, wie ja überhaupt ein geschickter Richter sehr schnell durch das Komische der Situation hindurch die ganze Sachlage erkannt haben würde. So schilderten die Leute den Gang der Abholung des Olokuns ganz verschieden. Manche so verworren, daß selbst der in fettigem Schweiße gebadete, in der Mitte prangende Oni ungeduldig wurde; andere: indem sie behaupteten, alle drei Weißen hätten die armen Leute vergewaltigt; andere: nur zwei Weiße wären bei der Brutalität anwesend gewesen, andere: nur einer — und der eine war natürlich ich armes Kaninchen, — nämlich der ‚head-german‘, wie die Dolmetscher mich feixend nannten. Nach diesen großen Lügen ereignete sich denn auch ein sensationeller Zwischenfall: Einer, der wohl dem Palmöl auf seiner Zunge und der Verdrehung der Schwurformel noch nicht genügend traute und sich seinen Meineid zu sehr zu Herzen genommen hatte, wurde ohnmächtig. Das gab eine allgemeine, ganz große Verwirrung. Die Kommissare und Polizisten grinsten wieder. Das Volk des Oni war bestürzt, und der große Fürst selbst stürzte voller Entsetzen, alle seine Würde vergessend, unter seinem Sonnenschirme weg auf den Ohnmächtigen zu. Dieser Ohnmachtsanfall war den Leuten sehr unangenehm, denn er gilt nach einem Schwure stets als Zeichen, daß die betreffende Gottheit den Meineidigen jetzt brandmarken wolle. — Nur einer beachtete die Szene nicht: Mister Partridge.

Nachdem der Herr Gerichtspräsident alle umständlich abgehört hatte, vernahm er nur drei Leute nicht: — uns Weiße. Ich bin in

diesen Tagen überhaupt nur sehr selten, meine Herren sind aber nicht ein einziges Mal gefragt worden. Der Oni, der oft als Zeuge vernommen wurde, brauchte nicht zu schwören. Ein eigenartiges Gerichtsverfahren, doch nein, später sagte mir Mister Partridge, daß es kein Gerichtsverfahren gewesen sei, sondern nur ein „meeting“. Danach scheint es so, als ob man bei englischen „meetings“ schwört!

Revision der Lasten. Die Eingeborenen wollen uns alles nehmen. Mr. Partridge ersinnt ein unswidriges Gesetz.

Nachdem die Olokunangelegenheit für heute erledigt war, beschloß Mister Partridge, unser Gepäck zu revidieren. Leider erfuhr ich erst später, daß dieses eine ungesetzliche Handlung gewesen sein soll, da kein entsprechender Gerichtsbeschluß vorlag. Er forderte uns auf, zunächst alle noch vorhandenen Sammlungslasten zu öffnen. Es waren auch diejenigen von Ede zurückgeholt worden, und nur die Lasten mit den Modekesteinlasten waren nicht dabei, ebenso nicht einige kleine Kisten und vor allen Dingen die Terrakotten.

Und nun verhehlte Mister Partridge seine Absichten nicht mehr. Jedesmal, wenn eine Last aufgemacht war, fragte er den Oni, ob er etwas davon zurückverlange. Er ließ ihm sagen, er könne alles zurückfordern, was er nur wünsche. Es trat also genau das ein, was mir von den Leuten vorher gesagt wurde. Wenn nun ein besonders hübsches Sammlungsstück zum Vorschein kam, das dem „fellow der anthropologischen Gesellschaft“ in die Augen stach, dann fragte er jedesmal den Oni, ob er nicht gerade das zurückhaben wolle. Glücklicherweise war aber im allgemeinen der Oni anständiger als Mister Partridge, winkte in den weitaus meisten Fällen ab und ließ sich von dem englischen Residenten nicht überreden. Aber dessen Absicht war so klar, daß die Boys laut hinter mir sagten: „He like to take all from our Master.“ Nur sobald ein Stück Stein auftauchte, reklamierten das der Oni und sein Gefolge. Er tat das aber auf Befehl des Residenten, und da dieses unverblümt ausgesprochen wurde, fragte ich Mister Partridge direkt, ob es denn ein Gesetz gäbe, demzufolge keine Altertümer ausgeführt werden dürften. Partridge antwortete darauf: Ja, ein solches Gesetz gäbe es, und wenn es noch nicht veröffentlicht sei, so hoffe er, daß es in Bälde geschehen werde. Wir haben das alles klar gehört und auch festgestellt, daß Mister Partridge damit eine bewußte Unwahrheit aussprach. Wahrscheinlich sagte sich dieser vornehme Offizier, daß, nachdem er die Leute schon in so umfangreicher Weise zum Lügner angeregt hatte, es auch für ihn auf eine Lüge mehr oder weniger nicht ankommen könne. Das Bewußtsein von seiner Unwahrheit bezeugte er damit, daß er selbst eine hübsche Sammlung via Ibadan wegbrachte. (!)

Ich machte dagegen geltend, daß meine Ausgrabungsfunde gar nicht aus Ife, sondern aus Modeke stammten, und daß der Oni und seine Leute mir seinerzeit die Ausgrabung und Mitnahme gestattet hatten. Da fragte Partridge einfach den Oni, ob er auch das beanspruche, was unter den Trümmern von Modeke gefunden sei. Der Oni sagte, entsprechend gefragt: „Ja", und die Sache war erledigt. Es wurde mir von den Geschenken und von den Unkosten, die ich dafür aufgewendet hatte, diese den Eingeborenen vorher gänzlich unbekannten Dinge ans Tageslicht zu fördern, nicht ein Pfennig zurückerstattet! Das war gewalttätiger Raub, und deshalb grinsten alle Eingeborenen vor Vergnügen. Ueberhaupt wäre es unter anderen Umständen höchst vergnüglich gewesen, den Lagosstab des Mister Partridge zu beobachten. Je weiter die Verhandlungen gediehen, desto mehr schnitten sie untereinander Grimassen und ahmten hinter dem Rücken ihres Herrn dessen Mienenspiel nach, winkten uns liebenswürdig zu und bezeugten ein ungemeines Vergnügen an dem ganzen Schauspiel.

Ich schiebe als sogar gedruckten Beweis für die Loyalität, in der hier der englische Resident vorging, ein, daß ein unserem uns weggenommenen Steinsäulchen genau entsprechendes Stück sich im Britischen Museum befindet und kürzlich von Dennett veröffentlicht wurde. Dieses ist seinerzeit von dem berühmten Captain Bower aus Ife weggeführt und nach England gebracht worden. Dennett gibt an, daß der Oni später gefragt worden sei, ob er dies Stück zurückerhalten wolle, daß aber der Oni darauf verzichtet habe mit dem Hinweis, daß noch ein anderes bestände. Mir gegenüber hat der Oni erzählt, daß das Stück ihm mit Gewalt weggenommen worden sei, und daß er, nur der Gewalt weichend, auf den Besitz verzichtet hätte. Dieses wäre nämlich das private Familienerbstück gewesen und nicht ein gleichgültiges, wie die von mir in Modeke aufgefundenen. Einen wundervollen Beleg dafür, wie in diesem Lande gedreht und gelogen wird.

Die Sache spitzte sich aber noch mehr zu. Ich hatte drei Kistchen auf Bidas Boden stellen lassen, um sie womöglich zu retten. Die überall umherlungernden Schergen der Lagospflanzen hatten sie entdeckt. Im Triumphzug zog man hin und holte sie. Im ersten Kolli waren moderne Steinfiguren, die ich Stück für Stück den Eingeborenen abgekauft hatte. Bida erklärte, er könne die Verkäufer Mann für Mann bei Namen bezeichnen. Mister Partridge seinerseits aber sagte, das wäre ihm ganz gleich. Hier, wo er voraussichtlich nicht eine glatte Abfuhr zu unseren Gunsten erleben konnte, ließ

er sich überhaupt nicht auf Verhandlungen ein, sondern — behielt die Sachen. In dem zweiten Kolli waren ausgegrabene Glasgußstücke aus Ebolokun. Kein Mensch konnte den geringsten Anspruch daran erheben; da wir das Ausgrabungsrecht für Ebolokun sowohl vom Oni, als ja auch seinerzeit von dem Gouverneur empfangen hatten, hatte niemand außer uns ein Recht an diesen Sachen. Das war aber ganz gleichgültig. Meine Proteste verhallten, die Lagosleute grinsten, und Mister Partridge konfiszierte die Sachen — und dies, obgleich der Oni selbst sagte, daß er keinen Wert darauf lege. Also Mister Partridge behielt sie und behauptete später in Ibadan, der Oni habe sie noch nachträglich verlangt. Wenn meine Berichte stimmen, hat Mister Partridge sie sich wieder vom Oni schenken lassen! sic!

Auf deutsch: ein Teil meiner Arbeitsausbeute wurde uns von dem Vertreter der Regierung einfach geraubt, ohne daß mir auch nur ein Bruchteilchen von Rückvergütung dafür zuteil geworden wäre. Daß die Sachen später in Ibadan waren, kann ich mit Bestimmtheit feststellen.

Aber es kam immer noch besser. Man soll dem Neger nicht Mangel an Erfindungsgeist zutrauen, wenn es sich für ihn um ein Bubenstück handelt, und zumal, wenn dieser Jüngling in Lagos und an der Dahomeyküste erzogen und herangebildet worden ist. Es wurden die von Herrn Arriens in aller Harmlosigkeit hergestellten, aller Welt bekannten, verunglückten und zerbrochenen Reste des Idenakopfes hervorgeholt und behauptet, mein Dolmetscher François und der Jorube Adekule hätten den Kopf gegen den echten Idena umgetauscht und den echten mitgenommen. Das Ende vom Liede war endlich, daß François und Adekule in Arrest genommen wurden und damit die Sitzung dieses Tages ihren Abschluß fand.

Biba wird gefangen genommen. Mr. Partridge will die Eingeborenen zwingen, unseren Besitz zu nehmen. Mr. Partridges Finger in den Wäschesäcken.

Aber die lieblichen Ereignisse dieses Tages waren damit doch noch nicht zu Ende. Wir saßen nach dem Abendessen — seit dem Schlusse der Verhandlung war nicht mehr als eine halbe Stunde verflossen — noch bei Tisch, da näherte sich ein ganzer Trupp unserem Gehöfte, und durch die geöffnete Tür drang heller Laternenschein. Umringt von Polizisten und Kommissaren erschienen Mister Partridge und Mister Pinder, und ersterer erklärte, er müsse Biba gefangen nehmen, da er im Verdacht stehe, Heiligtümer der Eingeborenen gestohlen zu haben. Ich rief Biba herbei und sagte ihm, er müsse sich natürlich sogleich fügen; wenn er unschuldig sei, was ich annehme, so würde ich dafür sorgen, daß ihm baldige Freiheit und Entschädigung zuteil würde. Ich übergab ihn Mister Partridge,

und dann wurde der arme Bida von den rohen Polizeisoldaten so grob zum Tore hinausgestoßen, daß Arriens sofort dagegen protestierte. Da außerdem François' Frau noch zu mir kam und sagte, ihr Mann sei geschlagen worden, so suchte ich den Residenten auf und verlangte von ihm, daß er für eine anständige Behandlung meiner Leute Sorge tragen sollte. Wie wenig dies nutzte, sollten wir zwei Tage später erfahren. Die Beobachtungen, die wir alle drei hinsichtlich des Betragens der Polizisten machten, waren übereinstimmend. Wenn während der Verhandlungen der Kreis der nach Tausenden zählenden Zuschauer sich allzu beängstigend stark zusammendrängte, so schlugen die schwarzen Gesetzesdiener mit Knüppeln, die sie stets bei sich trugen, auf die Menge. Und zwar stießen sie die Leute immer vor die Brust, gleich, ob es Männer oder Frauen waren. Zweimal sah ich, daß Blutstropfen herausquollen. Jede Nacht aber waren die beiden Polizisten, die Mister Partridge bei meinen draußen lagernden Sammlungen postiert hatte, regelmäßig betrunken. Am betrunkensten aber, bis zur totalen Bewußtlosigkeit, war sein Privatpolizist, den Herr Partridge mir eines Abends extra als Wachtposten stellte. Auch nachts habe ich natürlich als Führer dann und wann meinen Rundgang gemacht und fand die Herren dann stets auf Bänke ausgestreckt und schlafend. Als ich später von der Residentschaft meine Sammlungen wieder zugestellt erhielt, fehlte eine Reihe der besten Stücke. Und da Mister Partridge die Lasten nach der Revision überhaupt kaum wieder hatte zubinden lassen, so daß sie in diesen Nächten, um mich des treffenden Ausdruckes meiner Leute zu bedienen, „halb nackt" am Boden herumlagen, so kann ich nur sagen, daß, in welchem Sinne auch, diesen edlen Polizisten die Verantwortung für den Diebstahl zuzuschreiben ist. Ein Stück kaufte ich später in Ibadan von der Frau eines der Polizisten. sic!

□ □

Die beiden letzten Tage der Verhandlung verliefen in angeregter Weise und waren reich an allerhand Art von Ueberraschungen. Ich hörte nun, daß François sofort nach seiner Gefangennahme ausgesagt hatte, ich hätte in Ede durch Bida noch einige Lasten niederlegen lassen, um sie vor Mister Partridge zu retten. Das war richtig. Daraufhin also war Bida verhaftet und eine Botschaft nach Ede gesandt worden, wo ein Lagoskommissar die beiden Pakete auch sogleich fand. Sie wurden im „meeting"

geöffnet, und als erstes Stück kam der oben daraufgeschnallte — Idenakopf zutage. Wir waren verblüfft. Wem verdankten wir das? Es ist klar, daß hier ein ganz abgefeimter Bursche die Hand im Spiele hatte. Unsicher ist mir nur stets gewesen, welche Rolle dabei der schmiegsame und biegsame Freund der Lagosleute, der verschmitzte François, gespielt hat. Ich sagte oben schon, daß mir in den vorhergehenden Tagen dieser edle Dahomeyer mehrfach die Frage vorgelegt hatte, ob ich wohl einen gleichen Kopf, den ich bei meiner Anwesenheit in Ibadan sehen könne, gegen eine gute Bezahlung kaufen würde? Diese Fragen sind mir jedenfalls ein wesentlicherer Hinweis als die bestimmteren Anschuldigungen meiner Expeditionsjungen. Was die Leute in diesen Tagen gegeneinander aussagten, war alles unklar und unsicher. Es stellte sich als charakteristisches Symptom ein, daß jeder einzelne unseres Haushaltes etwas über irgendwelche geheimnisvollen Vorkommnisse und Diebstähle wissen wollte. Jeder machte sich wichtig, jeder log ein wenig. Mister Partridge hatte mit seiner wundervollen Verhörsform den Geist der Verlogenheit in das Erdreich auch unseres eigenen Stabes gepflanzt, und der keimte und sproßte nun, daß es eine wahre Freude war.

Natürlich sprach die Auffindung des Idena, der in so bedeutungsvoller Weise oben auf die Lasten aufgebunden war, gegen unsere Leute. Aber man mußte von vornherein annehmen, daß der Steinkopf von dem gleichen Schwarzen, der ihn nachts mit dem zertrümmerten Modell des Herrn Arriens vertauscht hatte, auf die Last praktiziert war. Und es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß dieses eben dieser eine getan hat, der in der Lagosgesellschaft so sehr gut Freund war. Als nach seiner Entlassung dann François wieder zu mir kam, war sein ganzes Wesen verändert. Er war unverschämt, äußerte alle Symptome offenbar schlechtesten Gewissens und nahm seinen Abschied. Später hörte ich, daß er früher schon einige sehr wesentliche Sachen ausgefressen hatte, und darum die Kolonie Dahomey, in der er heimisch war, über Nacht hatte verlassen müssen.

Der letzte Verhandlungstag ward dadurch eingeleitet, daß vor unserer Haustür ein alter, sehr interessanter Terrakottakopf, den ich vor einigen Wochen gekauft, und der mir nachher, wie manches andere, wieder gestohlen worden war, gefunden ward. Wir wurden herbeigerufen, nahmen ihn auf und kamen zu der Vermutung, daß dies vielleicht der berühmte Edja sei. Das sehr Erfreuliche dabei war, daß wir den Mann und sein Gehöft kannten, der ihn uns als eigenes Ausgrabungsprodukt verkauft hatte. Von unseren Leuten

zweifelte eigentlich niemand daran, daß dies der Edja sein müsse. Ich hatte zuerst die böse Vermutung, daß einer meiner Leute für die Sache verantwortlich sei. Wir gingen sofort zu den zusammengetretenen Herren: Mister Partridge und Mister Pinder, und legten diese Sachen und den Fund vor. Der Resident sprach den Wunsch aus, wir möchten den Kopf in der Versammlung vorzeigen. So geschah es im „meeting", und nun zeigte es sich, daß der Kopf nicht der Edja sei. Darauf wurde der Mann, der ihn uns verkauft hatte, gerufen. Er gab an, daß er ihn in der Tat ausgegraben und freiwillig an uns verkauft habe. Nun war dies, wie gesagt, ein hochinteressantes Stück. Das groteske Antlitz zeigte, ähnlich peruanischen Bildungen, die Folgen einer häßlichen Krankheit, die Nasenspitze und Lippen weggefressen hatte. Und auch Mister Partridge sah, daß das Stück gut war.

Also der Mann erklärte, daß der Kopf uns freiwillig und gern verkauft worden sei. Er wurde zweimal gefragt, ob das auch wahr sei, und bejahte es zweimal. Dann fragte Mister Partridge den Oni, ob er den Kopf zurückverlange. Der Oni sagte: „Nein." — Da entschied Mister Partridge, der Mann müsse den Kopf zurücknehmen und solle das Geld dafür zurückzahlen. Das war mir nun doch zu viel. Ich protestierte energisch. Mister Partridge sah infolgedessen ein, daß er wohl doch etwas zu deutlich seine Absicht, uns alles wegzunehmen, verraten hatte; er verzichtete auf den Rückkaufszwang, aber — beschlagnahmte den Kopf im Namen der englischen Regierung. Wundervoll! — Später erhielten wir den Kopf in Ibadan zurück. Man hatte keinen Modus gefunden, ihn uns zu entreißen. Er wurde somit mit den anderen Terrakottaköpfen gerettet.

Danach kam Mister Partridge meiner Aufforderung, unser Gepäck zu untersuchen, nach. Denn es fehlte ja noch der Edja. Aber Mister Partridge kam nicht etwa allein zu uns, sondern nahm den Oni und seine Trabanten und außerdem noch Leute des Bale in Ibadan mit. Diese Baleleute ging die ganze Sache an sich nichts an. Mister Partridge hatte aber die Absicht, uns auch alle unsere in Ibadan erworbenen Schätze abzunehmen, und wollte auf diese Weise das Terrain gut vorbereiten. Und vor allen diesen Schwarzen durchkramte Mister Partridge, der vornehme Offizier, dann meine Sachen. Er machte jede Zigarrenkiste auf und wühlte — pfui Teufel! — in meiner schmutzigen Wäsche!

Danach ereignete sich eigentlich dann der schönste Witz, der in dieser Tragikomödie seitens der Eingeborenen geleistet worden ist:

Um das zu verstehen, muß man wissen, daß die Eingeborenen nun selbst schon gründlich ermüdet waren. Die Beharrlichkeit des Mister Partridge war eine unheimliche. Das ewige Herumsitzen in der Sonne, die tagelangen Verhöre, die Vereidigungen, die Unzahl von sich immer häufenden Meineiden, das Auftreten bestimmter Krankheiten, die natürlich hiermit in Verbindung gebracht wurden, und auch wohl nicht zu allerletzt die Furcht, daß ich wohl nun auch einmal einige mir bekannt gewordene Schliche der Herren Lagosleute bekanntgeben könnte, veranlaßten sie, das Verfahren abzukürzen.

Die ungeduldigen Eingeborenen erfinden einen neuen Edja. Vorführung der Marter Bidas.

Während also Mister Partridge meine Bagagekiste und Wäschesäcke untersuchte, schnüffelten die Lagosleute nicht nur in unserem Gehöft, sondern auch außerhalb desselben herum, und siehe da, in einem Kästerchen, das außerhalb unserer Lagergrenze, jenseits der abschließenden Küche lag, ward in der fremden Küche eines Haussamannes in der Asche mit wunderbarer Geschicklichkeit jener Kopf gefunden, den ich seinerzeit regelrecht gekauft, dann tagelang öffentlich auf einer Stange ausgestellt hatte, der dann den Leuten des Oni vorgezeigt war mit der Frage, ob dies der berühmte Edja sei, den die Leute des Oni als Edja zurückgewiesen hatten, und welcher Kopf — nun als Edja bezeichnet wurde. Alle Welt grinste. Alle Eingeborenen wußten, daß das nicht der Edja war, und alle Leute erklärten fröhlich: „Ja, das sei der Edja." Es waren genau dieselben Leute, mit denen ich so oft über den Edja verhandelt hatte, und die den vorliegenden Kopf als eine unwesentliche Sache erklärt hatten. Die humoristische Schlußfassung des Edjapalavers wurde dadurch noch komischer, daß mir am gleichen Tage dieselben Leute noch sagten: „Nein, allerdings sei dieser Kopf gar nicht der Edja gewesen, aber alle Welt sei so ermüdet durch die langen Verhandlungen des Mister Partridge." sic!

Dieser Morgen sollte aber noch eine Szene zeitigen, die das ganze Verfahren des Residenten in ein klares Licht stellte. Als Bida vorgeführt wurde, fragte ich den Residenten, ob ich ihm hier eine Frage öffentlich vorlegen dürfe. Der Resident konnte dies nicht gut abschlagen und erteilte wenig wohlwollend seine Zustimmung, da er wahrscheinlich etwas davon ahnte, was sich nun ereignen würde. Ich sagte also laut zu Bida, er solle hier frei und offen und aller Welt verständlich erzählen, wie er im Arrest behandelt worden sei; ich sagte ihm, er solle kein Blatt vor den Mund nehmen, ich würde ihn auf jeden Fall zu schützen wissen. Und da kam folgendes zutage: Man hatte ihn roh aus dem Gehöft gestoßen — das hatten wir selbst mit angesehen —, dann hatten die Polizisten ihn in das Arrestlokal

gebracht und hier eine Kette um seinen Hals gelegt, welche um einen Dachsparren gezogen wurde, so daß er wie ein zu Erhängender starr aufrecht auf den Zehenspitzen stand. Als er so genügend gedrosselt war, hatte der Polizeifeldwebel ihm fünf Ohrfeigen gegeben und ihn aufgefordert, gegen uns auszusagen. Diese Marter hatte über fünf Minuten gedauert. Da Biba eine Uhr bei sich führt und immer gut die Zeit einzuschätzen weiß, wird die Angabe stimmen. Daß die ganze Sache aber wahr war, das konnte man hier ganz deutlich erkennen. Die angeklagten Polizisten wurden sogleich aufgeregt und zeigten ängstliche Gesichter. Sie wollten dazwischen sprechen. Als Zeugen waren vorhanden: François und der alte Adekule, der in Handschellen daneben stand. Vor allen Dingen aber pfiffen es alle Spatzen von den Dächern Ilifes; man hatte es mir schon in der Nacht vorher gesagt; die Polizisten hatten selbst damit renommiert. Die Leute des Oni wußten es.

Die Szene gewann an dramatischer Lebendigkeit, als Biba vorführte, wie er an der Kette um den Hals hochgezogen worden war. Er ergriff eine Leine, die von der Umschnürung unserer Lasten noch am Boden lag, legte ein Ende mit der Schlinge um den eigenen Hals und versuchte, das andere über den Ast des sich über ihn hinneigenden Baumes zu schleudern. Zweimal versuchte er den Wurf vergebens, dann aber schlug das Tau herum. Das nun auf der anderen Seite herabhängende Ende war aber zu hoch, als daß der kleine Biba es hätte erreichen können. Da stand der lange Martius auf, sprang zweimal an und zog dann das Ende des Taues herunter, so daß nun der vornehme Mister Partridge ad oculos demonstriert bekam, wie bei ihm die „Angelegenheit in durchaus freundschaftlicher Weise" geregelt wurde. — Ich will Mister Partridge nicht direkt beschuldigen, den Befehl zu dieser Marter gegeben zu haben, aber es wurde festgestellt, daß er sich allerdings alle Mühe gegeben hat, seine Schergen zu möglichster Aufklärung der Uebeltaten Bibas zu veranlassen. Es zeigt sich recht deutlich, wie wenig dem Mann überhaupt an der Aufklärung des Falles lag. Es fiel ihm gar nicht ein, nun etwa gegen die Polizisten vorzugehen; Mister Partridge erklärte vielmehr, durch die Situation sichtlich peinlich berührt, er werde das „nachher" untersuchen. Natürlich ist zur Sühne nichts weiter unternommen worden. Ueber die Vorgänge wurde später Biba in Ibadan von den Richtern (Mister Partridge und Mister Birch) verhört. Seine und die Aussagen der Zeugen, die die Sache bestätigt haben, müssen sich, wenn es richtig zugeht, in den Akten von Ibadan

befinden. Irgendeine Genugtuung ist, wie gesagt, Biba nicht zuteil geworden; der Resident ließ den Schmutzfleck auf sich sitzen.

Den Abschluß bildete aber nun eine sehr bezeichnende Szene. Nachdem alles geregelt war, erklärte ich, der Resident, der hergekommen sei, um Frieden zu stiften, solle nun auch endgültig mich mit dem Oni aussöhnen. Dies schien mir, wie ich nachher auch sah, mit Recht für den ferneren Verlauf der Expedition von größtem diplomatischen Interesse, damit nämlich die eigenartigen Residenten dieses Kolonialteiles nicht sagen können, ich sei in Unfrieden geschieden. Und siehe da: Mister Partridge weigerte sich, eine Verständigung zu vermitteln. Er sagte, es sei nicht zu erwarten, daß der Oni mit mir wieder Freundschaft schließen würde, nachdem durch meine Leute so viel Unruhe gestiftet worden sei. Ich aber erklärte, daß die Unruhe durch die Lagosleute und die Ankunft Mister Partridges heraufbeschworen sei, und bestand auf meiner Forderung. Und so, energisch gezwungen, gab er dann den Dolmetschern den Auftrag, den Oni in diesem Sinne zu fragen. Und der Oni sagte, da jetzt ja alles klar gestellt sei, hätte er nichts mehr gegen mich auf dem Herzen.

Da die Engländer ja aber nicht die eigentlichen Herren in diesem Lande sind, sondern nur das Protektorat darüber erklärt haben, so konnte die Residentur mir nach dieser Klarstellung weitere Schwierigkeiten nicht bereiten, und das ärgerte Mister Partridge sichtlich. Er hatte sich die Sache anders gedacht. Und um seinem Aerger Ausdruck zu geben, verbot er mir, nachher überhaupt noch mit dem Oni in Verhandlungen zu treten. Ich ließ den Oni darauf meinerseits fragen, ob er diesem Willen des Residenten zustimme, und da dies nicht der Fall war, so haben wir noch manche herzliche Nachricht miteinander getauscht, was ich dem Herrn Residenten mitzuteilen keine Veranlassung hatte.

□ □

Fortsetzung des Verfahrens in Ibadan.

Das Nachspiel!

Mit wunderbarer Geschwindigkeit wußte Mister Partridge, der in der Riesenstadt Ibadan in vier Tagen keine 30 Träger aufbringen konnte, in wenigen Stunden mir soviel Leute zu beschaffen, wie ich verlangte. Wir jagten direkt über Ede nach Ibadan und wurden dort vom — Superintendenten der Polizei empfangen, dem früher erwähnten Mister Lesley, der uns die Mitteilung machte, daß alle unsere Räume polizeilich verschlossen seien. Er sagte uns, daß Mister Partridge auch in Ibadan Klagen gegen uns gesammelt hätte. Also

hob derselbe Zauber auch in Ibadan an. Hier aber brach die Macht des Mister Partridge. Die alten Leute und der Bale hatten, wie es schien, auf Anregung des Mister Partridge, die Verkäufer zweier alten Türen gezwungen, sie zurückzuverlangen, „damit sie der Stadt erhalten blieben." Da der Bale diese Ansprüche stellte, gaben wir sie gern zurück, verlangten aber unsererseits zu hören, inwieweit in der Angelegenheit denn Klagen gegen uns geführt worden seien. Da behaupteten denn die guten Leute, wir hätten sie gezwungen, die Türen herauszugeben. Hier in Ibadan war die Sache sehr einfach. Es waren doch allzuviel Zeugen da, die den Verhandlungen beigewohnt hatten, und die selbst gesehen hatten, wie die Leute persönlich die Türen herbeigeschleppt hatten, um eine solche Anklage ernsthaft aufrecht erhalten zu können.

Dies aber war schäbig von Mister Partridge:

Er hatte schon von Biba, wie ich leider erst zu spät erfahren habe, die genauen Summen in Erfahrung gebracht, die ich für die Türen bezahlt hatte. Diese Summen lauteten genau mit den Aufzeichnungen überein. Als ich aber die ganze Summe zurückforderte, erklärten die Leute, sie hätten weniger dafür erhalten. Und obgleich doch nun Mister Partridge von Zeugen vorher gehört hatte, daß meine Angaben bestätigt wurden, ließ er es geschehen, daß die Leute weniger zurückerstatteten, als ich gegeben hatte. Ich war aber ohne Biba und Adekule zeugenlos und mußte mich bescheiden. Dabei hätte es nur eines Winkes des Residenten bedurft, um Biba und Adekule, die von Mister Partridge während der Vernehmung heimlich im Nebenhause in provisorischem Arrest gehalten wurden, herbeizurufen. Diese Verhandlungen in Ibadan verliefen im übrigen sehr zur Unzufriedenheit des Herrn Residenten. Es wurden zwar alle Sammlungen nochmals um und um gekramt und dem Vertreter des Bale vorgeführt, den Vertretern des Bale auch sehr energisch nahegelegt, diese oder jene schöne Sache doch zurückzufordern, aber Mister Partridge fand hier kein Verständnis. Zurückverlangt wurden nur die zwei Türen, und dann einige ganz unwesentliche Sachen von einem Manne, der nach dem Verkaufe Gewissensbisse bekommen hatte. Seine Frau war nämlich nach dem Verkaufe erkrankt, und der Gatte schob dies auf den Einfluß seines durch den Handel erzürnten Orischa.

Damit schloß die Verhandlung. Anwesend war der durchaus korrekte und vornehme Superintendent der Polizei, Mister Lesley. Daß er die ganze Sache und Behandlungsweise verächtlich fand, weiß ich.

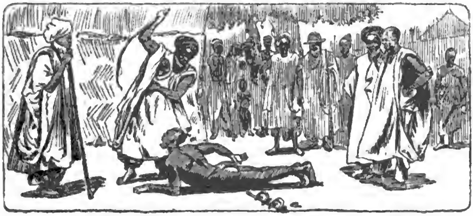
Der eine oder der andere Leser wird vielleicht finden, daß dieses Kapitel etwas lang und sehr persönlich gehalten sei. In letzterer

Hinsicht bin ich anderer Ansicht. Ich meine, diese gesamten Vorgänge charakterisieren die ganzen Eingeborenenjustizverhältnisse auf das klarste. Man sieht, daß diese Leute, wenn sie unter einen machtvollen Willen gebracht werden, zu einer Verlogenheit kommen, wie sie in Europa nicht gedacht werden kann. Sie lügen und schwören, was ihnen paßt. Sie finden nichts Schlimmes dabei, wie z. B. im „Edjafalle", in der skrupellosesten Weise die Verhältnisse darzustellen, um sich aus der Affäre zu ziehen, just wie es ihnen zweckdienlich scheint und gerade behagt. Im nächsten Kapitel werde ich zeigen, wie weit eine Demoralisierung, wie sie Mister Partridge aus verkehrten, nationalen Empfindungen heraus provozierte, um sich greifen kann.

Mister Partridge hat nicht nur (auch vom Standpunkte seiner Regierung aus) das Ansehen der Weißen in Ilife gründlich an den Pranger gestellt (denn Tausende von Eingeborenen haben gesehen, wie seine Leute sich über ihn und sein Benehmen uns gegenüber lustig gemacht haben), er hat nicht nur den Eingeborenen ganz falsche Begriffe von der europäischen Justizausübung beigebracht, indem er den Leuten bestimmte Vergehen mit klar ausgesprochener Absicht suggerierte, sondern er hat auch ein fein gesponnenes Netz wissenschaftlicher Forschungsarbeit derartig roh zerrissen und verwirrt, daß für die nächste Zukunft an ein ferners Weiteraufrollen nicht zu denken ist. In Ilife wird in Zukunft nur dann die Forschung weitere Erfolge erzielen, wenn mit ausgesprochener absoluter Gewalt von Gouverneurs wegen fordernd aufgetreten wird. Vielleicht verleiht der Gouverneur einmal einem englischen Forscher die Kompetenz einer solchen Machtausübung, deren unberechtigte Betätigung Mister Partridge in dem Verfahren der deutschen Expedition vergebens aufzuspüren versucht hat. Durch die Ansprachen, die er nach unserer Abreise an das Volk richtete, hat er jedenfalls einen derartigen Zukunftsplan vorbereitet. Er hat nämlich in Ife und in Ede erklärt, es würde einmal eine englische Expedition kommen, und dieser sollte man dann alles zeigen, vorführen und übergeben, was sie haben wolle. So wenigstens berichteten die Leute, die ich in den nächsten Wochen darüber sprechen hörte. Und Mister Partridge hat dann selbst einige Kisten mit archäologischen Funden mitgenommen, hat also die Forschung in seiner Weise fortgesetzt, obgleich die Ausfuhr von Altertümern nach seiner Angabe verboten war. — — —

So ist denn der Poseidon des atlantischen Ozeans, nachdem er aus jahrtausendjährigem Schlafe aufgeweckt worden war, in seine heilige Erde zurückgekehrt.

■ ■



Wie nach Verfügung des islamischen Alkali (Richters) ein Dieb auf dem Marktplatze öffentlich gezüchtigt wird.
(Zeichnung von Carl Arriens.)

Siebentes Kapitel.

Die Folgen.

Das Weihnachtsfest. — Das Benehmen der schwarzen Beamten und unserer eigenen Leute. — Akelle will unsere Kasse rauben. — Kaillani wird erschlagen. — Aktenmäßig erwiesene Verleumdungen. — Völker Europas, wahrt euer Ansehen!

Weihnachtsfest 1910 und Belästigung durch die schwarzen Beamten.

Wie gut, daß ich mir damals alle diese Vorgänge und Beobachtungen sogleich aufschrieb. Heute kommen mir diese Tage wie eine traumhaft schauerliche Unmöglichkeit vor. Jetzt, wo ich weiß, daß meine englischen Freunde selbst über diese Handlungsweise des Mister Partridge empört sind, jetzt ist mir das Ganze doppelt schleierhaft.

Wie ein Traumleben ist mir die Erinnerung an die Wochen vor Weihnachten 1910 und Mitte Januar 1911, denn diese Verhandlungen, dieses Vorgehen gegen uns, die wir opferfreudig unsere Heimat, unsere Lieben und die Behaglichkeit des Lebens für lange Zeit aufgegeben hatten, um idealen Arbeitsbedürfnissen zu folgen, die sind ja auch so unglaublich brutal, so an sich unverständlich, daß ich, der ich doch sonst wohl nicht an Unklarheit leide, mir alle diese Tatsachen als wirklich erlebte erst klar machen muß.

Und das um die Weihnachtszeit!

Es war in den Tagen, da unsere Türen mit den Polizeisiegeln versehen waren, um für die Protektoren aus unseren Sammlungen

zu retten, was wir deutschen Forscher nicht ganz sicher festzuhalten vermochten. Es war mitten im Ringen um diesen fremden Geist. Aber meine Weihnachtszeit wollte ich haben. Meine Weihnachtsstimmung sollte nicht ausbleiben. Und hatten wir die nicht doppelt vonnöten in dieser harten Zeit? Also: zurechtgerückt, Kisten und Kasten. Hier eine Reihe Körbe, dort eine Reihe Koffer. Heraus mit den grünen Säcken, in denen sonst meine Sammlungen verpackt waren, heraus mit den Zeltdecken. Leuchten sie nicht in einem schönen Dunkelgrün? Ist es nicht ein Grün, das an unseren nordischen Tannenwald erinnern muß? Bringt Zweige und steckt die Wachskerzen darauf, bringt gute Bücher her, die in den Mußestunden erfreuen können; alter Herr Goethe, stelle dich in jene Ecke, Wilhelm Raabe, komm und lege dich hier zur Seite!

Als dann der Christabend wirklich anbrach, als rings die Lichter zu erstrahlen begannen, jedes auf grünem Plan und alles wohlgeordnet, als wir in unseren grünen Stühlen sitzend die herangerufenen Leute betrachteten und zusahen, daß jeder von seinem Platze seine Gabe nahm, als dann mein lieber, guter, treuer „Edisonapparat“ einsetzte und: „Stille Nacht, Heilige Nacht“ erschallen ließ, als wir dann vom grünen Plan den wohlgerösteten Weihnachtsvogel nahmen, mit deutschem Schaumweine auf die Lieben daheim und auf das Gedeihen unserer Wissenschaft und vor allen Dingen auf die deutsche Treue tranken, — Himmel, ist das nicht doch eine Weihnachtsstimmung? — Wirklich, es war eine große Verschwendung von Lichtern und Süßigkeiten und Geschenken, aber es war dieser Abend ein Bad im deutschen Geiste, ein Abend, der uns von dem Staube fremder, unreiner Landstraße befreite.

An diesem Abend waren wir glücklich, sehr glücklich! Bis in die Nacht hinein lasen wir uns vor aus alten und neuen Büchern, bald dieses Stück, bald jenes; wie es unsere kleine Kulturoase auf unserem Kofferboden eben bieten konnte. O, wir waren glücklich an diesem Abend, und wir gingen fröhlich und guten Mutes auseinander. An diesem Tage kümmerten wir uns gar nicht um die Frage, was etwa weiter noch in diesem Lande gegen den Leib unserer Wissenschaft und Kunst unternommen werden könnte, an diesem Abend fiel der Staub der atlantischen Landstraße von uns ab.

□ □

Das Christfest war wie ein Ruhepunkt. Sonst herrschte ununterbrochen Trubel, ein ständiges Reden und Zetern um uns. Wie die Aasgeier und Schakale schlichen die Beamten des Helden von

Ilife um uns herum. Sie kamen morgens, mittags und abends; sie kamen, wenn es ihnen paßte, ob wir gerade unsere Mahlzeit einnahmen oder mit der Toilette beschäftigt waren. Wir wohnten ja in einem Staatsgebiete und genossen die Gastfreundschaft der englischen Kolonie. Den Eintritt zu uns konnte ich den schwarzen Staatshelden nicht verwehren. Diese Kunden grüßten nicht; sie sahen uns nur frech und brutal lachend an und machten ihre Glossen über unsere Leute und unsere Tätigkeit; sie grinsten und redeten laut und prahlerisch untereinander, bald in schönem Englisch, bald in breitem Jorubisch. Jetzt in den Weihnachtstagen hatten diese Diener des Staates Urlaub; sie betrachteten den Hof und den Garten der Baleschule als ihren Spazierplan, als ihr Theater, in dem man sich in seiner freien Zeit besonders gut amüsieren konnte. Das schnitt mir gar arg ins Fleisch. So wurden die wissenschaftlichen Gäste der größten Kolonialmacht der Erde durch den Helden von Ife diesen Schakalen preisgegeben! Ich wandte mich an den ersten, schwarzen Polizeibeamten und ersuchte ihn um Abstellung des Uebels. Der Mann versagte. Meine Geduld versagte aber auch.

Als dann nämlich eines Morgens meine beiden Kameraden auswärts arbeiteten, als wieder so acht feine Lagosherren und zwei Polizisten bei mir promenierten, als sie in aller Seelenruhe in meinen Packraum kamen und, ohne mich zu grüßen, dumme Witze rissen, da sagte ich ihnen auf englisch höflich, aber kurz, ich würde keinen solchen Gast hier mehr dulden und jede Unverschämtheit nach dem Grundsatze: „my house is my castle" bestrafen, ganz gleichgültig, was folgen würde. Die acht Herren lachten jedoch frech und sagten, ich habe als Deutscher im englischen Lande nichts zu sagen! Schluß! Ich sagte, daß ich ihnen als Europäer schon Achtung vor den Europäern beibringen würde, und dann packte ich einen hübsch geschnitzten Hauspfahl und schlug mit dem ganzen Zorn und der Kraft, die mir der Herrgott in dem Augenblicke verlieh, auf das Gesindel ein. Jeder von den Achten bekam sein Teil, denn bei der Flucht fielen sie in dem engen Raume übereinander, zunächst die tapferen Polizisten über eine Kiste, dann zwei andere über die Knüppel der Polizisten — und damit war eine Sperrung eingetreten, die mir die sehr erwünschte Gelegenheit bot, die edlen und unedlen Körperteile dieser tapferen, dunklen Herren zu bedenken. Ach, wie mir das wohltat! Das war mir wie ein ganz großes Weihnachtsgeschenk, das mir der Himmel beschert hatte, und wahrhaftig, ich habe es in vollen Zügen genossen. Die Burschen sahen auch wohl ein, daß es besser wäre, sich nicht viel zu wehren — hei! das

war eine Reinigung, kurz und bündig und entschieden. Ich war mir natürlich bewußt, daß dies eine gefährliche Sache war, und daß ich leicht wegen irgendeiner Körperverletzung verklagt werden könnte, aber anderseits sagte ich mir, daß das Ansehen der Expedition auf Biegen oder Brechen wieder hergestellt werden müßte, da der Held von Ife jedenfalls nichts in diesem Sinne getan haben würde. Damit meine Kameraden aber im Falle einer Gerichtsverhandlung nicht mit in eine Klage gezogen werden könnten, erwähnte ich zunächst nichts von dieser erfreulichen und glücklich abgelaufenen kleinen Schlacht.

Der äußeren Belästigung war damit gründlich Einhalt getan. Die Aasgeier und Schakale blieben weg. Von den Verprügelten beschwerte sich keiner; also war das Bewußtsein der Situationskritik der Staatsraben damit zurechtgerückt. Der Held von Ife soll von der Szene gehört haben, zog es aber auch seinerseits vor, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben. Der schwarze Polizeikommissar kam nachher zu mir und bat um Entschuldigung. Wie wundervoll! Sobald diese hohen Herrn verprügelt werden, kommen sie doch wieder zu einer sachgemäßen Beurteilung der Situation. Wie großartig ist doch die diesen Leuten angeborene Moral und Ethik! Ach, ihr lieben Europäer, tut diesen schwarzen Kindern alles Gute, bringt ihnen alles, was ihr ihnen bringen könnt, bringt ihnen Arbeit und Freude und Glück und Frieden, aber vergeßt niemals, niemals die Knute! — Mister Partridge unternahm in der Angelegenheit nichts, und so waren wir denn von außen her unbelästigt.

Demoralisierung in der Expedition.

Aber innerlich sah es in der Expedition faul aus, sehr faul. Wie froh und frisch spielte der Dienst sich ab, ehe die „meetings“ in Ife tagten und der Spott und Hohn anbrachen! Zutrauen zum Ordnungssinn des Herrn und Achtung, die von anderen dem eigenen Herrn erwiesen wird, sind die Vorbedingungen einer respektvollen, gut organisierten Arbeiterschaft in Afrika. Der Resident mit dem Monokel hatte uns aber vor aller Welt zu blamieren gesucht. Er hatte von überall die Leute dazu zusammengezogen und hatte es so öffentlich wie nur möglich getan. Und ich war nicht imstande, ihn zur Rede zu stellen, weil er äußerlich stets aufs peinlichste bestrebt war, die Form zu wahren. Er hatte fernerhin durch die Art der Verhandlungsleitung den Leuten die Ansicht beizubringen gesucht und auch beigebracht, daß wir in unseren Studien- und Sammelbestrebungen gegen die Gesetze der englischen Regierung handelten, also illoyale Geschäfte betrieben. Daher fühlte die ganze Gesellschaft sich von Anfang der Verhandlung an unsicher; dazu

kam dann die Gefangennahme Bidas, seine Folterung und die Tatsache, daß die englischen Behörden die Polizisten, die Biba mißhandelt hatten, nicht straften. Alle Welt aber wußte, daß Biba mein angesehenster Mann war. Alle Welt wußte, daß gerade er sicher nichts Unrechtes getan hatte. Alle Welt sah, daß man gerade ihn mißhandeln durfte. Mußten sich die Leute da nicht sagen, daß jeden Tag einem jeden von ihnen ähnliches zustoßen könnte? Die weißen Herren der deutschen Expedition waren in den Augen meiner eigenen Leute vogelfrei, waren machtlos, ja, in den Augen der Machthaber des Landes unliebsam! Solchen Herren gerne zu dienen, stellt schon an den nordischen Geist hohe Anforderungen; es war die härteste Charakterprobe, der je mein Personal unterworfen wurde. Und keiner, keiner meiner Leute hielt ihr stand. Biba war nicht da, und so schwankten sie alle. Der einzige „Mann", mein Biba, war gefangen. So sah es morsch und faul im Innern aus.

Erst äußerte der innere Zerfall sich darin, daß alle Leute mürrisch und stets mißlaunig waren. Der Ausbruch der akuten Krankheit war durch die Weihnachtsfeier aufgeschoben, aber dieses Stimmungsmoment, hervorgerufen durch Geschenke und Zeremonien, konnte bei einem Charakter wie dem nigritischen nicht lange vorhalten Bei einem anderen hätten sich daraus vielleicht abwartende Reflexion und Situationskritik entwickelt; tiefere Menschen können sehr wohl, wenn auch durch heftiges Erschrecken und viele Wirrnis von klarer Kritikbahn verdrängt, dazu kommen, durch innere Anregungen, wie solche Stimmungsmomente, wieder zur Klarheit zu gelangen. Aber für meine armen, schwachen Negerherzen war die Erschütterung in Ife allzu heftig. Sie benötigten Monate, um wieder zu sich zu kommen.

Zunächst streikten sie ostentativ. Das Geschirr ward schlecht abgewaschen, das Essen geschmacklos gekocht, das Bett liederlich gemacht, ein langsamer Trägerschritt angenommen und Gesichter zum Gotterbarmen gemacht! Der Neger hat doch schon nicht gerade schöne Lippen; wenn er nun aber gar noch mault und die Unterlippe heraushängt, oh, oh, oh! Und es ließen alle die Unterlippe sehr weit heraushängen.

Dann sagte Steffen Kuami, er sei zu gut zum Boy, er wolle Clerk werden. Er arbeitete also überhaupt nicht mehr, sondern saß draußen vor der Tür herum.

Dann blieben zwei Haussajungen einfach fort, ohne erst ihren Lohn zu fordern, ließen aber einige Messer mitgehen, die mehr Wert hatten, als ihr Lohn betrug.

Dann legte Max sich hin und stellte sich krank. Ich mußte ihn verhauen, es ging nun nicht anders. Ich legte ihn über das Knie und tat, wie ein guter Vater auch tut mit seinem Buben.

Dann kam der zweite Koch und wollte entlassen sein, weil es ihm nicht mehr passe. Es war ein Togomann mit langem Kontrakt, der sein Handwerk nicht einmal besonders gut verstand. Prinzipshalber konnte ich ihn nicht freigeben, weil sonst die anderen Togoleute das gleiche gefordert hätten. Er zog in ein anderes Haus. Da ich jedoch wußte, daß er bei Biba Schulden und bei mir ein Guthaben hatte, war es klar, daß er bald zurückkehren und dann meiner Gerichtsbarkeit in die Hand fallen würde.

Dann kam eine Deputation der Togoleute: Man habe die Reise angetreten unter Bibas Führung, mit mir, der ich in der deutschen Kolonie ein großes Ansehen hätte. Aber Ansehen hätte ich hier in der englischen Kolonie nicht, und Biba wäre gefangen genommen, und so solle ich sie denn alle auszahlen und entlassen. Ich antwortete, ich würde es mir überlegen; im Innern sagte ich mir, daß ich das bei Bibas Rückkehr regeln müsse.

Nun mußte ich viele Arbeiten der Hausordnung fallen lassen, denn es hat keinen Zweck, etwas zu befehlen, wenn es nicht ausgeführt wird. Viele kleine Verrichtungen, die ein Weißer sonst in Afrika nie übernimmt, führte ich nun selbst aus, um den Zustand in die Länge zu ziehen, bis Biba kam. Einmal putzte ich selbst die Messer. Einmal briet ich selbst die Spiegeleier, mehrmals leerte ich selbst mein Nachtgeschirr. Ach ja, der Urwald von Ife hat mir schöne Zustände ins Lager getragen. Aber außerdem hörte ich noch hier und da bald unumwunden, bald versteckt aussprechen, daß meine Jungen alle ihre freie Zeit draußen mit den Lagosleuten zusammen verbrächten, mit jenen Leuten, die mir die schöne Suppe in Ife gekocht hatten, und daß diese ununterbrochen zuredeten, sie sollten weglaufen und in englische Dienste treten. Es hat keinen Wert, weiter zu schildern, was in dieser Zeit alles unternommen wurde, um gegen das neunte Gebot zu sündigen. Damals hätte uns nur noch der Abschaum, das allerschlimmste Gesindel, zur Verfügung gestanden.

In jener Zeit war ein Bursche in meinem Dienste befindlich, der in dieser Verwirrungstragödie eine eigenartige Rolle spielt. Das war ein Joruba mit angeblichem Namen Akelle, ein Bursche, der weit herumgekommen war, auch am Tschadsee in deutschen und französischen Diensten gestanden hatte und gute Papiere auf-

wies. Dieser Akelle hatte in Ife einen außerordentlichen Mut an den Tag gelegt. Er hatte mir bei der Bergung der Terrakottaköpfe große Dienste geleistet, die ihm auch nicht vergessen wurden. Er war in Ibadan der einzige, der anscheinend nicht angekränkelt war, dem äußeren Anschein nach treu zu uns hielt. Er war meine einzige Stütze in dieser Zeit.

Wie bezeichnend! Alle anderen waren Lumpen. Dieser eine war, wie sich später herausstellte, ein Verbrecher! Die Lumpen versagten, der Verbrecher zeigte Charakter; er hielt treu aus — um später doppelt zu scheffeln.

Oh, welche Geduld habe ich in jener Zeit haben müssen, welche Schande ist dieser unser Zustand für den Residenten des Landes, in dem wir mit unserer Kraft und unserem deutschen Gelde wissenschaftliche Arbeiten ausführten. —

Ich protestierte in Lagos. Herr Konsul Gloye übermittelte meine Anfrage dem Kolonialsekretär Moorhouse, der nun aufklärte, daß Mister Partridge offiziell nicht beauftragt sei, die Sache gegen uns in der geführten Art zu betreiben, sondern aufs freundschaftlichste die Streitigkeiten zu schlichten. Mister Partridge wurde demnach auch angewiesen, meine Leute frei zu geben, und reiste gleich darauf nach Europa.

Biba kam zurück. Und mit ihm Adekule und François, alle drei berichteten noch, wie Mister Partridge sich in Ife hatte allerhand Sammlungsgegenstände schenken lassen, darunter auch Archäologika, die er uns weggenommen hatte, daß er noch dem Oni Vorwürfe gemacht habe, weil er so gute Sachen in deutsche statt in englische Hände hätte gelangen lassen, daß er durch mehrfaches Verhör in der Tat die Mißhandlung Bibas festgestellt habe, ohne aber ihm irgendwelche Genugtuung zuteil werden zu lassen und anderes mehr. Wie niedrig dieser Mann sich benahm, geht aus dem folgenden kleinen Zuge hervor: Er hatte mir doch in Ibadan die zwei Türen entrissen und selbst die Eigentümer veranlaßt, den Kaufpreis zurückzugeben. Nun hatte ich, wie er wußte, für die eine Tür 10 Schillinge mehr bezahlt, als der Mann angab. Partridge hatte vorher Adekule und Biba gefragt. Diese hatten ihm den gleichen Preis gesagt, den ich zurückforderte. Er, Mister Partridge, hatte auch Adekule und Biba zu diesem Meeting mitgebracht und in einem Nebenhause eingestellt. Der Mann mit der Tür erklärte nun, meine Angaben über den Kaufpreis wären falsch und weigerte sich, die noch geforderten letzten 10 Schillinge zurück-

zugeben. Mister Partridge wußte nun aus dem Verhör mit Biba und Abekule, daß ich recht hatte. Wenn er also als Gentleman handeln wollte, dann konnte er ganz einfach diese beiden Zeugen rufen lassen und dem Türinhaber sagen: „Mein Freund, du lügst, hier bezeugen zwei Leute, daß du 10 Schillinge mehr bekommen hast, als du angibst. Rücke also, wenn du deine Tür wiederhaben willst, auch noch diese 10 Schillinge heraus." — Die Sache war so einfach, aber so vornehm war Mister Partridge nicht. Er ließ es zu, daß ich nicht den vollen Betrag zurückerhielt .

Es war sehr wertvoll, daß gerade in dem Augenblick, als Biba zurückkam, diese Angelegenheit unter unseren Leuten wieder zur Sprache kam. Sie sagten selbst untereinander, daß das nicht englische Sitte sei. Engländer wären nicht wie die Syrier und wie die Lagosleute; Engländer seien sonst durchaus vornehm. Dieser Engländer sei eine Ausnahme. Die Schlußfolgerung, daß demnach hier eine durchaus nicht landesübliche Behandlung der Sache stattgefunden hatte, machten sie sich selbst klar und schlossen daraus, daß wir anderweitig von den Engländern wohl nicht die gleiche Behandlung erfahren könnten. Diese Erwägung und erste Aussprache trug schon wieder dazu bei, den Mut unserer Leute etwas zu heben.

Außerdem kam Biba gottlob nicht als gebrochener Mann zurück. Dazu war er denn doch viel zu viel Neger. Er war froh darüber, daß die dumme Sache ihr Ende erreicht hatte; er war froh über die Befreiung und die Wiedervereinigung mit den Genossen. Er lachte, und mit seinem Lachen zog wieder der Frohsinn ein. Er charakterisierte an dem erwähnten Beispiele die Ausnahmeerscheinung des Mister Partridge unter den englischen Gentlemen. Und somit wirkte auch wieder das eigenartige Uebergewicht, das diese merkwürdigen Menschen über alle dunklen Afrikaner, die ich kennen gelernt habe, erhaben erscheinen läßt. Ja, in diesen Tagen gab er mir sogar meinen Frohsinn wieder, und wir lachten gemeinsam über die dummen Jungen, die dieser einen schlimmen Erfahrung wegen wieder nach Togo zurückkehren wollten.

Und mit Lachen zwang ich dann mit Bibas Hilfe die Schwächlinge in ihr altes Fahrwasser zurück, und es gelang, alles wieder ins rechte Gleis zu bringen. Wir packten die Sammlungen, schafften mit großer Mühe alles zur Bahnstation, schnürten das eigene Bündel und fuhren nach Jebba. Die Sammlungen, die ich mit so schweren Sorgen und Mühen erkämpft hatte, traten die weite Reise nach Europa an.

Leider hatte alles dieses noch verschiedene Nachspiele, über die ich auf jeden Fall berichten muß, da sie den Negercharakter wieder so sehr schön hell beleuchten.

Akelle wird beim Raub unserer Kasse erwischt.

Von Jebba am Niger führte uns der Weg nach Mokwa im Nupelande. In Mokwa bezog ich ein neues Hauptlager. Wir wohnten in einem alten, verbauten Gehöfte. Mein Geld hatte ich in einer festen, kleinen Kiste mit Vorhängeschlössern verwahrt. Alle Leute wußten aber, daß ich eine große Summe bei mir führte. Da die Regierung der Kolonie Nordnigerien, in der wir uns jetzt befanden, sehr wohlwollend und freundlich für uns sorgte, waren mir als Eskorte auch zwei Polizisten zugeteilt. Aber alter Gewohnheit gemäß übergab ich die Kiste mit dem Gelde nicht den Polizisten, sondern nahm sie mit in mein eigenes, kleines Schlafgemach. Eines Nachts nun, kurze Zeit nach unserer Einlagerung in Mokwa, hörte ich ein eigentümliches Geräusch. Auch sprang auf den Ruf: „Wer ist da?“ sofort ein Mann mit einer Kiste unter dem Arm unter der knasternden Matte hinaus. — Aus dem Bette! Untersuchung der Stelle. Die Geldkiste ist da, aber die Medizinkiste, die daneben stand, ist weggenommen. Es ist klar, der Dieb hat die Geldbox nehmen wollen, wollte die Medizinbox zur Seite rücken und wurde just in dem Augenblick, als er sie zur Seite stellen wollte, durch meinen Anruf erschreckt; er hatte sie aber in der Hand, hatte nicht Zeit genug, sie wieder geräuschlos hinzustellen, war, um kein weiteres Geräusch zu machen, mit ihr hinausgeglitten. Diese Mitnahme aber deckte sehr schnell die Täterschaft auf. Ich konnte auch nach rückwärts, nach meiner Wohnstätte, durch das Mattenstabwerk hinaussehen. Auf dem kleinen Hofe, der diese Rückseite umgab, wohnten nach links hin die beiden Polizisten und Akelle.

Der Dieb, der die Medizinkiste mitgenommen hatte, war nach vorn und nach der linken Seite hin entwichen. Das hatte ich just noch im Mondlicht gesehen. Nun konnte er von da aus nur durch die Mattenwand des Hofes entkommen, durch ein entsprechendes Loch aber entweder nach dem Hinterhofe, wo die Polizisten und Akelle wohnten, oder aber zum Marktplatze laufen. Die Vorgänge im Rücken konnte ich beobachten, die am Mattenzaun nicht. Das konnte aber wieder Martius, wenn er schnell aus dem Bette, das im Vorderhause stand, heraussprang. Also schrie ich laut: „Diebe, aufpassen!“ Richtig schnellt Martius auch heraus, springt an den Mattenzaun und konstatiert das Loch. Als ich vorn Martius höre, passe ich auch rückwärts auf. Und nun saß der Dieb in der Falle. Zum Marktplatze war er nicht entwichen, weil da an dem Lagerfeuer unsere

Wachtposten saßen; den Medizinkasten hatte er auf dem Arm, und den mußte er auf jeden Fall beseitigen, wenn er sich retten wollte. Martius fand zunächst nichts, stellte nur fest, daß meine Wachen auf dem Marktplatze am Feuer saßen, daß der Dieb also nicht aus dem Dorfe stamme. Ich aber sah hinten von links, also richtig aus ihrer Hütte die Polizisten kommen, von rechts aber aus der Gegend des Mattenzaunloches — Akelle! Das Bild war klar. Akelle hatte zurücklaufen und die verräterische Medizinkiste hinstellen wollen. Dann kam er zurück, also kam er von rechts. Und richtig stand die Medizinbox mitten im Wege zwischen dem Loch im Mattenzaun und meinem kleinen Hinterhofe, also auf dem Wege, der von dem Loch im Mattenzaun zu dem Polizistenhause führte, in dem eigentlich auch Akelle sein sollte, der aber nicht von dort, also von links, sondern von rechts, also vom Mattenzaunloche herkam. Die Sache war klar. Nur Akelle konnte der Dieb sein. Dementsprechend benahm er sich. Als Bida nach Versammlung aller Leute sagte: man solle alle Boys vernehmen, brauste er fürchterlich auf und schrie: „Ich soll wohl gar der Dieb sein?!"

Einige Tage später kam Captain Hopkinson, der Resident dieses Gebietes, um uns einen Besuch abzustatten. Ich trug ihm den Fall vor. Er untersuchte ihn und entschied. Er fragte mich, ob ich ihm den Gefangenen ausliefern wolle oder eine andere Bestrafung wünsche. Ich dachte daran, daß Akelle mir geholfen hatte, die Terrakotten vor Mister Partridge zu retten. Ich bat daher den Captain ihm nur fünf auf den Hintern zu geben. Er erhielt dieses kleine Deputat, dann jagte ich ihn fort.

Aber als die Strafe vollzogen war, hörte ich die ganze Geschichte seines Vergehens in wenigen Worten. Hinter dem Mattenzaun unterhielt sich der Togoknabe Mesa mit einem Joruba. Sie mußten sich der englischen Sprache bedienen, um sich zu verständigen. Mesa sagte zu dem Joruba: „Sieh! Ein Europäer kann in den englischen Kolonien meinem Herrn etwas wegnehmen, wie das der Adjelle in Ife gemacht hat. Der Adjelle hat meinem Herrn seine Sachen aus der Erde weggenommen und mit nach Ibadan gebracht. Wenn das aber ein Schwarzer ebenso machen will, dann braucht sich das mein Herr nicht gefallen zu lassen, dann helfen ihm auch die Engländer. Akelle glaubte, er könne den großen deutschen Herrn (german big Master) bestehlen wie er wolle, weil Adjelle von Ibadan (Mister Partridge) das auch getan hat. Das geht aber nicht."

Ich schrieb mir diese Worte auf, weil sie den schwarzen Geist und seine Denkweise so sehr klarstellen. Man sieht vor allen Dingen

daraus, bis zu welchem Grade die „freundschaftliche Weise", in der Mister Partridge die Unklarheit mit dem Oni geschlichtet hatte, die Leute demoralisiert hat. Auch dieses Verbrechen kommt auf die Rechnung dieses Mannes, der uns in Ife versicherte, es sei verboten, Antiquitäten auszuführen, und der sie dann selbst mitnahm. Ich kann dem schlimmen Akelle sein Verbrechen nicht so hoch anrechnen, wie dem, der ihn dazu verführte.

Das war die erste der häßlichen Konsequenzen der Tage von Ife. Dann war es fürs erste mit den afrikanischen Zerwürfnissen zu Ende. In Mokwa blies ich meinem Korps meinen Geist wieder ein. In Mokwa ward der alte Zustand wieder hergestellt und der alte, frühere Korpsgeist zur Herrschaft gebracht.

□ □

Kailanis Tod.

Leider war damit aber noch nicht alles zu Ende. Ein Jahr, nachdem die Verhandlungen in Ife stattgefunden und wir uns nach Nordnigerien begeben hatten, befanden wir uns im nördlichen Kamerun, in einem sehr hoch gelegenen Terrain. Meine Küstenleute vertrugen das Klima dort sehr schlecht und verfielen, wie ich später zu erzählen haben werde, in großer Zahl der Lungenentzündung. Ich war sodann gezwungen, die Leute so schnell wie möglich wieder in das weichere Küstenklima zu senden, und da ich so wie so noch verschiedene Aufgaben dort unten zu lösen hatte, schickte ich sie in den Teil des Jorubalandes, der unter der englischen Regierung Nordnigeriens stand. Ich verbot den Leuten aufs strengste, nach Südnigerien sich zu begeben, oder etwa gar nach Ife zu reisen. Weiterhin stattete ich sie mit den nötigen Papieren aus und erteilte ihnen den Auftrag, Webstoffe, Gelbgüsse und alte Perlen aufzukaufen. Der Führer dieser kleinen Rekonvaleszentenpartie war Biba. Mit ihm reisten einige meiner besten und zuverlässigsten Leute ab. Unter anderen ein gewisser Kailani. Als die Leute nun allein durch Nordnigerien zogen, fielen sie den dortigen englischen Regierungswachen auf, die sie beobachteten. Wie ich aus dem mir vorliegenden schriftlichen Bericht ersehe, haben die englischen Residenten sie scharf überwacht, aber nichts irgendwie auffallendes oder schlimmes an ihrem Gebaren oder Benehmen oder in ihrem Verkehr mit den Eingeborenen bemerkt. Ich stelle dies fest und berufe mich dabei besonders auf einen Brief, den ich eines Tages merkwürdigerweise von einem eingeborenen Lagosmann erhielt, der Jbofin, den 22. Oktober 1911, batiert ist, und in welchem ein Mister C. A. Barnenn

an einen Mister Droyer durch Vermittlung eines Mister Price in diesem Sinne berichtet. Ferner habe ich ein Zertifikat über das gute Benehmen Bibas und seiner Leute, das vom 26. Oktober 1911 datiert und von einem Mister G. J. Lathem gezeichnet ist. Jedenfalls geht aus alledem hervor, daß an dem Benehmen und an der Tätigkeit dieser Leute nichts auszusetzen war. Aber anderseits hörte ich schon damals, daß die Beobachtung meiner Leute vielfach Aufsehen erregte und die Eingeborenen in Erstaunen setzte. Die Gemüter der Eingeborenen wurden dadurch erregt, und die Aufmerksamkeit auf die Ifeangelegenheit leider wieder zurückgelenkt. So berichtete mir Biba, als ich ihn dann im Dezember 1911 in Lokoja wiedersah.

Als ich mich nun am Ende des Jahres nach Kordofan begab und die Ausführung der letzten Expeditionsarbeiten Herrn Martius übertrug, begab sich dieser über Jebba in das gleiche Gebiet, in dem Biba und Kailani mit anderen Leuten zusammen schon Fühlung und Voruntersuchungsmaterial gewonnen hatten. Herr Martius stellte nun fest, daß allerdings die Beobachtung, die die Residentur in mir durchaus verständlicher Weise Biba zuteil werden ließ, das Interesse der Eingeborenen wieder auf die Ife-Sache gelenkt hatte.

Da ereignete es sich denn eines Tages, daß die Leute, von Herrn Martius in ein anderes Dorf geschickt, unterwegs angefallen wurden. Die Träger waren mit Tauschartikeln und Geld ausgerüstet, und die Eingeborenen haben diese Dinge der fremden Expedition abnehmen wollen. Bei dem Gefecht, welches, da meine Leute natürlich nicht bewaffnet waren, sehr einseitig geführt wurde, wurde der arme Kailani durch eine Kugel getötet.

Das ist bis auf weiteres meine letzte Rechnung, die ich Mister Partridge vorlege. Soweit reichte die Demoralisierung, die dieser hohe Herr herbeigeführt hat, um das europäische Ansehen und die europäische Gerichtsausübung im Lande des Oni klarzustellen.

□ □

Aktenmäßig erwiesene Verleumdungen.

Leider hatte die Angelegenheit in Europa noch ein Nachspiel in der Form eines Preßfeldzuges, zu dem allerdings eine starke Unvorsichtigkeit von dritter Seite Veranlassung gab, an der weder mich noch meine Angehörigen eine Schuld trifft.

In Briefen an meine Angehörigen schilderte ich unsere Erlebnisse. Da damals mein Werk „Auf dem Wege nach Atlantis" gerade im Erscheinen begriffen sein mußte, erteilte ich die Genehmigung, die Nachricht von den Funden, die meine Atlantishypothesen unter-

stützten, zu veröffentlichen, bat aber ausdrücklich, von dem unliebsamen Zusammenstoß mit Mr. Partridge vorläufig nichts verlauten zu lassen. Durch irgendeine Unvorsichtigkeit dritter Personen, die den Brief in die Hände bekamen und die gebotene Diskretion beiseite setzten, gelangte nun meine Angabe über den Zusammenstoß bedauerlicherweise in die Presse, und dies hatte die ziemlich selbstverständliche Folge, daß die englische Presse mit Angriffen gegen unsere Arbeitsweise antwortete. Von vornherein zeigte sich die englische Presse schlecht informiert, und die „Times" veröffentlichte z. B. am 1. Mai 1911 eine Nachricht, derzufolge wir einen Konflikt mit dem Alafin in Ojo gehabt hätten, mit dem wir überhaupt nie etwas zu tun gehabt haben, den wir nie kennen lernten.

Während nun aber die deutsche Presse mit erfreulicher Energie und deutscher Gründlichkeit dem Tatbestande nachging und klarlegte, wie jener Mister Partridge gegen die deutschen Forscher verfahren hatte, während sie auch ohne uns, die wir inzwischen schon weit in das Inland abgereist und nicht schnell genug erreichbar waren, dem Tatbestand durch Nachforschung auf den Grund kam, begann die „Times" in London ihr Manöver, uns bloßzustellen, in der rücksichtslosesten Weise, die gar nicht daran denkt, das wertvolle Gut internationaler Freundschaft zu fördern, indem eine Disharmonie durch gründliche Untersuchung der Begründung und der Summe des Tatsächlichen der Lösung näher gebracht wird. Was die „Times" sich dabei an Entstellungen und Abdruck aus der Luft gegriffener Lügen dann geleistet hat, dafür will ich ein authentisches Beispiel durch Abdruck einiger Aktenstücke bringen.

Wir waren inzwischen über Jebba nach der kleinen Stadt Mokwa vorgedrungen, lebten da in der glücklichsten und ungetrübtesten Freundschaft und feierten am 27. Januar in unserer Weise den Geburtstag unseres Kaisers, indem wir die Fahnen der beiden Nationen, die an unserem Werke zusammenarbeiteten, über unserem Lager aufzogen. Es waren sehr schöne und harmonische Tage ungetrübtesten Glückes und eines so friedlichen Verkehrs, daß die Eingeborenen dem nach unserer Abreise einmal durchreisenden Residenten Captain Hopkinson den Auftrag gaben, uns zu grüßen und nochmals für unsere reichen Geschenke zu danken. Im Gegensatz hierzu war am 2. Februar in der „Times" zu lesen:

„The Mission (also unsere Expedition) then proceeded to Mukwa, in the Illorin Province of Northern Nigeria, a small town near the railway line, where it still was when I reached that place on January 27. But here history has repeated itself. The Chief of Mukwa

has lodged a complaint with the Resident that the Mission has been tryinq to force the people to sell certain masks which they do not wish to part with, and that he himself has been turned out of his compound. The German Mission has been officially notified that it must refrain from actions calculated to cause disturbance, and the Chief of Mukwa and his people have been told that no one can force them to sell their property against their will. These official warnings appear to have been but moderately successful, for on January 27, after they were conveyed, the Chief of Mukwa had not been permitted to return to his compound, over which the British and German flags were flying. —"

Auf Deutsch:

„Die Expedition ging dann weiter nach Mokwa, einer kleinen Stadt nahe der Eisenbahn in der Provinz Ilorin in Nordnigeria, wo sie noch war, als ich diesen Platz am 27. Januar erreichte. Aber da hat die Geschichte sich wiederholt. Der Häuptling von Mokwa hat bei dem Residenten eine Beschwerde niedergelegt, daß die Expedition versucht hat, die Bevölkerung zum Verkauf gewisser Masken zu zwingen, von denen sie sich nicht gern trennen will, und daß er selbst aus seinem Gehöft hinausgeworfen sei. Der deutschen Expedition ist offiziell notifiziert worden, daß sie sich der Handlungen zu enthalten habe, die geeignet sind, Aergernis zu erregen, und dem Häuptling von Mokwa und seinem Volke ist gesagt worden, daß niemand sie zwingen kann, ihr Eigentum gegen ihren Willen zu verkaufen. Diese offiziellen Warnungen scheinen nur mäßigen Erfolg gehabt zu haben, denn am 27. Januar, nachdem sie erteilt worden sind, ist dem Häuptling von Mokwa nicht gestattet gewesen, nach seinem Gehöft zurückzukehren, über dem die englische und deutsche Flagge wehen."

Am 25. Mai erhielt ich diese wundervolle, für uns sehr sensationelle Nachricht der „Times", derzufolge wir also auch in Mokwa Unfrieden gestiftet, Sammlungsobjekte erpreßt und den armen Fürsten gewaltsam aus seinem Gehöft herauseskortiert hatten, derzufolge wir fernerhin dementsprechend von der Regierung gewarnt und aufgefordert worden sein sollten, uns Handlungen, die geeignet sind, Aerger zu erregen, zu enthalten. Also sollten wir direkt von der Regierung entsprechend offiziell zur Ordnung gerufen sein. Zunächst kam ich gar nicht auf den Gedanken, daß alles das eine ganz gemeine, verleumderische Lügerei sein könnte, nahm vielmehr an, daß nach unserer Abreise die Eingeborenen auf bekannte Weise zu einer Beschwerde gegen uns aufgehetzt worden seien, und daß eine dementsprechende Regierungsnotifizierung uns nur nicht

erreicht hätte. Also machte ich unter Beifügung des „Times"-artikels eine Eingabe an den Gouverneur der Kolonie und bat um entsprechende Informationen. Darauf erhielt ich einige Monate später folgendes offizielle Schreiben:

The Secretariat, Northern Nigeria.

No 3838/1907.

Zungeru, 10th June, 1911.

Sir,

1. I have the honour to acknowledge the receipt of your letter addressed to the Cantonment Magistrate, Lokoja, dated the 26th of May 1911, together with the enclosure therein, and to inform you that it has been laid before the Acting Governor.

2. I am directed to state in reply that His Excellency has given the matter referred to his very careful attention, and to inform you that in respect to the statements contained in the letter to the Times dated 2nd of February, a copy of which forms the enclosure to your letter and which I return herewith as requested in the closing paragraph of your letter under acknowledgment, he is not empowered, to consider printed publications, other than Official Publications unless specially directed to do so by His Majesty's Principal Secretary of State for the Colonies.

3. His Excellency is glad to observe that Captain Hopkinson conveyed to you the thanks of the Chief of Mokwa in a private letter dated March 15th, 1911; in this connexion I am to say that no official complaint with regard to the conduct of the Deutsche Inner-Afrikanische Forschungs-Expedition has been brought to the Acting Governor's notice.

4. Orders have been issued to the Protectorate authorities to welcome and to render all assistance in their power to the members of the expedition, in whose work His Excellency takes a great interest; in this connexion I am to say that the Acting Governor trusts that you, for your part, have had no reason to complain of the treatment which you have received in this Protectorate. In the event of the contrary being the case, I am to ask that you will be so good as to bring the matter to His Excellency's notice.

5. In conclusion I am to repeat His Excellency's invitation given verbally when you did him the honour to meet his train at Mokwa — and telegraphically on April 13th to yourself and the members of the expedition to be his guests at Government House, on whatever occasion may be convenient to you; should, however, this be impossible,

I am directed to take this opportunity to convey the expression of His Excellency's hearty good wishes for the success of the valuable and interesting work which you have undertaken, and of his desire to assist the expedition by every means within his power.

I have the honour to be,

Sir,

Your Obedient Servant,

X. X.

Acting Chief Secretary to the Government.

Auf Deutsch:

Das Sekretariat, Nordnigeria.

Nr. 3838/1907.

Zungeru, den 10. Juni 1911.

Sehr geehrter Herr!

1. Ich habe die Ehre, den Empfang Ihres Briefes an den Cantonment Magistrate von Lokoja, datiert vom 26. Mai 1911, zusammen mit den Anlagen zu bestätigen, und Sie zu benachrichtigen, daß er dem amtierenden Gouverneur vorgelegt worden ist.

2. Ich bin beauftragt, antwortlich festzustellen, daß Se. Exzellenz der bezüglichen Angelegenheit seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat, und Sie zu benachrichtigen bezüglich jener Angaben, die in dem Briefe an die „Times" vom 2. Februar enthalten sind — und von welchem Sie eine Abschrift Ihrem Briefe beifügten, die ich hiermit nach Kenntnisnahme, wie in dem Schlußsatz Ihres Briefes verlangt wird, zurückschicke — daß er nicht ermächtigt ist, Veröffentlichungen der Presse (printed publications), wenn es nicht offizielle Veröffentlichungen sind, zu beachten, ausgenommen, daß er hierzu ausdrücklich durch Sr. Maj. Generalsekretariat der Kolonien veranlaßt wird.

3. Se. Exzellenz ist erfreut, zu erfahren, daß Kapitän Hopkinson Ihnen die Danksagungen des Häuptlings von Mokwa in einem Privatbriefe, datiert vom 15. März 1911, überbracht hat. In dieser Beziehung soll ich Ihnen mitteilen, daß keine offizielle Beschwerde über das Verhalten der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition an den Gouverneur gelangt ist.

4. Es sind Befehle an die Behörden des Schutzgebietes ergangen, die Mitglieder der Expedition, an deren Arbeit Se. Exzellenz großen Anteil nimmt, freundlich aufzunehmen und nach Kräften

zu unterstützen. In dieser Beziehung habe ich Ihnen zu sagen, daß der amtierende Gouverneur das Vertrauen zu Ihnen hat, daß Sie Ihrerseits keine Ursache gehabt haben, sich über die Behandlung in seinem Schutzgebiet zu beklagen. Sollte das Gegenteil der Fall sein, soll ich Sie bitten, diese Angelegenheit zur Kenntnis Sr. Exzellenz zu bringen.

5. Zum Schluß soll ich Sr. Exzellenz Einladung wiederholen, die Ihnen mündlich ausgesprochen wurde, als Sie ihm die Ehre erwiesen, seinen Zug (train) in Mokwa zu treffen, und die telegraphisch am 13. April an Sie und die Mitglieder der Expedition erging, bei irgendeiner, Ihnen passenden Gelegenheit Gäste in seinem Hause zu sein. Sollte dies jedoch unmöglich sein, so bin ich beauftragt, diese Gelegenheit zu benutzen, um Ihnen den Ausdruck von Sr. Exzellenz herzlichen guten Wünschen zu übermitteln für den Erfolg der wertvollen und interessanten Arbeit, die Sie unternommen haben, und seinen aufrichtigen Wunsch (desire), die Expedition auf jede Weise nach Kräften zu unterstützen.

Ich habe die Ehre zu sein,
sehr geehrter Herr,
Ihr gehorsamer Diener

X. X.
amtierender Generalsekretär
des Gouvernements.

Man ersieht hieraus, daß der Gouverneur weder von der Beschwerde des Mokwafürsten, noch von der uns erteilten offiziellen Rüge auch nur das geringste wußte, daß er uns vielmehr sehr wohlgeneigt war, und uns auch bei etwaigen zukünftigen Behelligungen durch unfreundliche Beamte Schutz angedeihen zu lassen bereit war; er wiederholte seine schon zweimalige Einladung und bestätigte damit das herzliche Einvernehmen, in dem wir später stets mit allen Oberbeamten Nigeriens lebten. Denn ich stelle hier fest, daß, nachdem ich gegen Mister Partridges Benehmen die entsprechenden Schritte eingeschlagen hatte, wir ein herzliches Freundschaftsverhältnis mit allen Oberbeamten pflegen konnten, mit denen wir zusammenkamen. Die englischen Herren zeigten ihre Achtung vor unserer wissenschaftlichen Mitarbeiterschaft bei jeder Gelegenheit. In Lokoja und sonstwo verging kein nationales Fest, zu dem wir nicht nur eingeladen wurden, sondern in dessen Verlauf uns als Deutschen durch den Toast auf den Deutschen Kaiser nicht alle Ehre erwiesen worden wäre. Nie werde ich die schönen

Völker Europas, wahrt euer Ansehen!

Tage, die wir in Lokoja verleben konnten, vergessen, die entzückenden Diners in der Offiziersmesse an der Porta Atlantika, die Stunden, die wir in Miß Ruxtons Haus in Ibi verbringen konnten, die treue Fürsorge, die uns Dr. Pollard bei schwerer Krankheit zuteil werden ließ, die Ehrenpforten, die uns an der Grenze Nigeriens begrüßten, als wir aus den Bergen Deutschkameruns auf nigerischen Boden traten. Es war eine herzliche Freundschaft und so recht die glückliche Stimmung, die alle Weißen in diesem Lande bei dem Kulturwerke untereinander verbinden soll.

Wir haben ja dieses Zusammenwirken so nötig wie das tägliche Brot. Schwer genug ist der Kampf und die Durchdringung des zähwiderständigen dunklen Geistes Afrikas, hart und opferreich genug die Mühsal der Einpflanzung europäischer Gesittung in den fremden Boden! Sicher ist es schwierig und ohne Ellbogenstöße nicht möglich, im Wirtschaftsleben der europäischen Völker in Europa einen Ausgleich der Kräfte zu erreichen. Schwer ist es, für die gewaltig aufquellenden Kultur- und Menschenmassen eine allen gleich gerecht werdende Abflußverteilung zu schaffen. Mögen sich die Europäer daheim knuffen und puffen und rempeln und katzbalgen, so viel sie wollen. Jung und kräftig sind wir in Europa, und im Hause, hinter verschlossenen Türen mag eine Unart weniger schaden, als man denkt.

Aber da draußen, auf den Straßen der Welt, auf dem Forum der anderen Völker und Kulturen, da dürfen wir nie vergessen, daß wir eine Rasse sind, daß wir als Rasse in der Minderzahl den Millionen gegenüberstehen, die unsere Kulturhöhe und die Tiefe unserer Kultur nur dann verstehen lernen, und uns alle nur dann achten können, wenn wir uns als vornehme Träger einer vornehmen Kultur erweisen. Rüpeln im eigenen Hause mag hingehen, wenn es nun einmal nicht anders geht. Durch Rüpeln auf der Straße verscherzen wir uns die Achtung der Welt der anderen Rassen, die wir beherrschen wollen, weil wir es müssen.

Natürlich buchte die schwarze Presse in Afrika die Tatsache der Zwistigkeit der Weißen untereinander, die nur ein ganz unansehnlicher Schwarzer erfand. Der Mokwaer Korrespondent der „Times" war nämlich ein Schwarzer. Am 27. Januar 1911 war überhaupt außer uns kein Weißer in Mokwa.

Liebe „Times", du solltest zu stolz sein, die Lügereien eines Schwarzen, der Weiße gegen Weiße aufhetzen will, aufzunehmen!



Allangibdi, Spielpuppen der kleinen Jorubamädchen, die diese pietätvoll bis in das höchste Alter aufbewahren. Dieselben sind 15 bis 30 cm hoch.

(Zeichnung von Carl Arriens.)

Achtes Kapitel.

Das Privatleben der atlantischen Epigonen.

Aeußere Erscheinung und inneres Wesen der Joruben. — Ihre Siedlungen. — Ihre Clan- und Göttereinteilung. — Jugenderziehung. — Mädchen- und Knabengruppen. — Verlobung und Verehelichung der Göttternachkommen.

Die Joruben als Volk und Rasse.

Auf den vorhergehenden Seiten ist nun soviel von den weniger liebenswürdigen Eigenschaften jener Menschen erzählt worden, daß es Zeit wird, sie persönlich näher in Augenschein zu nehmen, um uns ein Bild zu machen von ihrer äußeren Erscheinung. Aus allen Schilderungen wird man schon den Eindruck gewonnen haben, daß diese Menschen inmitten eines so reichen Kultusgerätes in religiösen Anschauungsformen und unter dem Einfluß sozialreligiöser Organisationen leben, wie sie heute als solche nirgends mehr wirklichen Wert besitzen. Auch wenn wir ganz von den europäischen, mediterraneen und westasiatischen Völkern, bei denen unseres Wissens die sozialreligiösen Organisationsformen seinerzeit die gewaltigste Entwicklung fanden, absehen, vermögen wir doch kein Volk zu bezeichnen, welches noch derartig ausgesprochen im Banne dieser alten

Lebensformen wandelt, immer abgesehen von dem ewig alten und ewig neuen Indien. So versteht es sich denn von selbst, daß ich in den folgenden Darlegungen der Beobachtung der Religionen, der Erziehung größte Bedeutung beilege.

Die Menschen, die westlich der Nigermündung die Ebene zwischen Togo und den Talrändern des Stromes bewohnen, werden heute gewöhnlich als Joruben bezeichnet. In alter Zeit haben sie ihre Wohnsitze bis weit in das Inland hinein, bis nach Nikki in Borgu, Bussa am Niger, über das Nupeland bis an die Grenzen der Gwarristämme ausgedehnt. Heutzutage ist durch das Vordringen der Borguleute, der Nupe und der Fulbe ihr Banngebiet sehr weit nach der Küste hin eingeengt worden, aber immerhin hat es hier noch seine volle Eigentümlichkeit bewahrt. Das Volk der Joruben macht seiner äußeren Erscheinung nach einen durchaus nicht ebenmäßigen Eindruck. Auffallend große und viele mittelgroße Gestalten, zarte und klobige Glieder, dunkelbraune, rötliche und gelbe Hautfarben laufen nicht nur auf den Märkten, sondern in jedem größeren Gehöfte durcheinander. Auch in den Mandeländern, in denen doch die Marka der Sahel, die Fulbe Futa Djallons, die Mande des alten Malireiches, dann mehrere Stämme aus dem Norden und endlich allerhand sogenannte „Urbevölkerungen" ineinander gegangen sind, sah ich keine größere Differenzierung. So wußte, im Gegensatz zum Nordwesten, im Jorubalande niemand etwas zu sagen von kastenmäßiger Absonderung, die etwa dem Hervortreten eines oder des anderen anthropologischen Typs entsprochen hätte. Auf den ersten Blick ist auch keine Herrenrasse im Gegensatze zu dienenden oder werktätigen Gruppen in sozialer oder anthropologischer Hinsicht zu erkennen.

Wenn das Volk aber auch von einer herrschenden Volksschicht zunächst nichts zu berichten weiß, so wird es dem geübteren Beobachter doch nicht schwer, eine Sonderschicht zu erkennen. Das Volk zerfällt den Angaben nach in Reichere, Aermere und ganz Arme. Wenn man aber durch die Stadt wandert, in den großen und kleinen Gehöften vorspricht, dann erkennt man unschwer, daß die Ille Alagba, die wohlausgebauten, alten, umfangreichen Gehöfte, von Leuten bewohnt werden, deren Männer einem größeren Körpermaß, außerordentlicher Schlankheit und Feinheit der Glieder, schmalem Kopfe und hellerer Hautfarbe zuneigen. Bei Herrenfamilien, welche an der Spitze solcher Gehöftsbewohnerschaft stehen, fällt das ganz besonders auf, während die zahlreichen Bediensteten kleiner, plumper und negerhafter dreinschauen, also wie auch anderweitig die Bewohner der älteren Stadtgegenden. Leute wie der Bale, das Oberhaupt des

Ogboni, der Magba des Schango usw. und deren Brüder messen der Reihe nach zwischen 180 und 195 cm. Wenn trotz solcher Wahrnehmung die Buntheit der Mischung immer wieder auffällt, so ist daran zu erinnern, daß die Städte dieses Volkes im Hinterlande der großen Sklavenmärkte der Welt liegen, und daß diese Hinterländer Zwischenhändler und Lieferanten und Exporteure waren. Wo aber soviel lebende Ware durchläuft, bleibt mancher Blutstropfen hängen. Und maßgebend für die Generationen der Rasse vieler vornehmen Familien war schon die Sitte, daß der Edle, wenn die Gattin ihm keinen Sohn schenkte, gern bereit war, ihn von der Sklavin oder sonstigen niederen Mitbewohnerin seines Hauses in Empfang zu nehmen und vollberechtigt als Erben seiner Rechte und seines Besitzes einzusetzen. Aufgefallen ist mir weiterhin an vielen Landorten, und zwar besonders unter den Priestern, ein kleiner, rötlicher Schlag kräftigerer Figuren, die zuweilen einen gedunsenen Eindruck machen, und deren leicht vorhängende Unterlippe und mongoloit gestellte Augen an jene Terrakotten erinnern, die wir in Ife ausgegraben haben. Aber auch in den Familien dieser Leute tritt die Sklavendurchfuhr in ihren Nachwirkungen deutlich zutage.

Solchem Entwicklungsgange und so gestalteter Volksmischung, unter der Einwirkung dieses grauenvollsten Handels der Welt, entspricht auch der Volkscharakter. Die Joruben sind nichts weniger als liebenswürdige Menschen, und zumal die der großen Städte zeichnen sich durch unsympathische Charakterzüge aus. Von den dunklen Steppenvölkern, die man unter gewissen Vorbedingungen als „Neger" bezeichnen kann, haben sie Würdelosigkeit und Kriecherei übernommen. Von jener Rasse höherer Gestalt, hellerer Haut und feinerer Glieder einen sehr bedeutenden Intellekt; aber auch eine außerordentliche Verschlagenheit und betrügerischen Sinn. Sie sind sicher unter die wenigstsympathischen Stämme zu zählen, die ich in Westafrika kennen lernte. Während ich die eigentlich „dunklen" Menschen, zumal wenn sie Glieder angesehener und wohlhabender Familien waren, eigentlich immer, wenn auch als charakterschwache, so doch a priori als Leute von Treu und Glauben einzuschätzen mich gewöhnt habe, kann ich das von den Joruben durchaus nicht sagen. Die Joruben stellen ihrer ganzen Veranlagung nach etwas ganz anderes dar, als die sogenannten „Neger"-Völker. Gerade die „vornehmen" Joruben sind so schnell geneigt, ihr Wort zu brechen, andere zu überlisten, daß sie hiermit durchaus den berberischen Mischstämmen gleichkommen. Es ist während meines Aufenthaltes in Ibadan kaum ein Tag vergangen, an dem nicht einer oder der andere

dieser langen Herren versucht hätte, mich zu hintergehen und zu belügen, nicht zu belügen im Sinne der „Neger", also aus Konvenienz, um höflich zu sein, um nicht abzuschlagen, um sich nicht als Unwissender zu erkennen zu geben usw., auch nicht nur aus Schwäche und aus Mangel an ethischer Erziehung, sondern ganz einfach aus Freude am Lügen und mit der bestimmten Absicht, zu betrügen und mir für eine versprochene gute Sache eine minderwertige aufzuhängen.

Daneben fielen mir Leute anderer Untugenden auf, die ich wenigstens im Afrika der dunkelhäutigen Menschen bis dahin nicht kennen gelernt hatte. Daß der Schwarze seinen bedeutendsten Fehler in der Würdelosigkeit hat, habe ich schon mehrfach dargelegt. Dieser unheilbare Wesenszug hat nun bei den Joruben eine Ausgestaltung erfahren, deren Wirkung an die Bilder erinnert, die Nachtigall von den Tebda entwarf. Kaum hat einer der Edlen ein wenig getrunken, — und sie trinken für ihr Leben gern —, so wird er von einer Bettelhaftigkeit, die geradezu verblüffend ist. Man ist gezwungen, alles zu verstecken. Er bettelt um Dinge, die er gar nicht zu handhaben weiß, und er versucht seine Bettelei an einem Gegenstand nach dem anderen. Diese häßliche Eigentümlichkeit möchte ich auf die schlechten Gewohnheiten des Sklavenhandels und der durch ihn eingeführten Verkehrsform mit den Europäern zurückführen. Außerdem wird den Joruben Ibadans sicher nicht ohne Recht nachgesagt, daß sie ganz besonders geschickte Diebe und Einbrecher seien, die sich nicht scheuen, regelrechte Gänge unter den Mauern eines Gehöftes anzulegen, um so von innen in die Schatzgruben der Besitzer einzufallen. Die Vollkommenheit und der Wagemut, den sie hierbei entwickeln, ist geradezu erstaunlich. Ich selbst habe einen derartigen Diebsgang gesehen, welcher 3½ m lang war, und den die Burschen binnen acht Nächten ausgehoben hatten. Wenn nun auch die Anregung zu solcher Entwicklung auf den früheren Sklavenhandel und die unmoralische Verwertung dieses Ausfuhrartikels zurückzuführen ist, wenn es auch sicher ist, daß das derzeitige Regierungssystem, wie mir viele Engländer selbst bestätigt haben, durchaus unglücklich ist, so ist doch anderseits zu vermerken, daß kein anderes Volk Westafrikas eine auch nur annähernde Verschlagenheit und geschickte Klugheit und Vollkommenheit in solchen Dingen an den Tag legt, nicht einmal die verrufensten Bewohner Sierra-Leones und Senegambiens. Es ist gerade vom Standpunkte der Beurteilung dieser Menschen und der Verwertung der hier vorliegenden Geisteskräfte im höchsten Grade bedauerlich, daß die regierenden Kreise in Südnigerien sich nicht wie die Nordnigeriens dazu entschließen können, den Eingeborenen

die erzieherische Faust fester auf den Nacken zu setzen. Die schwarze Bevölkerung bringt heute in Südnigerien den weißen Machthabern nicht den gehörigen Respekt entgegen, und das führt um so mehr zum Sittenverderb, als auch die eingeborenen Machtfaktoren (die Alafine, die Bales, die Priester usw.) infolge des europäischen Uebergewichtes bedeutend an Ansehen verloren haben, und daß an Stelle der früheren, ungebrochenen Autorität kein Ersatz getreten ist. Diese Völker waren früher an ein blutig strenges Regiment gewöhnt, darin erzogen und zu ihrer Macht und ihrem Ansehen gelangt. Jetzt, wo dieses strenge Regiment fortfällt, wuchern die schädlichen Eigenschaften um so mehr, als die Milde der Jetztzeit nicht durch eine regelnde Uebergangszeit hindurch sich entwickelt hat, und nicht die alte „Furcht vor dem Herrn" in eine neue „Pflichterfüllung aus Selbstachtung" umgebildet ist.

Bei solchen peinlichen Veranlagungen darf man aber nicht vergessen, daß die Joruben vielleicht die klügsten, begabtesten Menschen sind, die Westafrika überhaupt aufzuweisen hat. Menschen, die durch Jahrhunderte und Jahrtausende (!) hindurch eine so glänzende Organisation der Sippen mit vollem Bewußtsein des Inhaltes und der Konsequenzen erhalten und durchgeführt haben, wie dies in dem totemistisch-theistischen Aufbau der Joruben der Fall ist, solche Menschen kann man nicht anders als klug und nachdenklich bezeichnen. Wenn die Inlandsstämme den größten Teil der Mythen vergessen haben, so ist zum Teil eben die unglückselige Zeit des Sklavenhandels daran schuld, die das gesamte Interesse gefesselt und die Achtung vor dem Wert des Menschenlebens außerordentlich tief herabgedrückt hat, so tief, daß bei der angeborenen Grausamkeit der Westafrikaner das Menschenopfer einen ungemein breiten Raum im Kultus erobert hat. Und in den Jorubaländern wurde genau wie in Benin der Reichtum und die Religiosität eines Menschen nach der Zahl der Menschenopfer beurteilt, die er sich leisten konnte. Auch das erachte ich als eine Folge des von Europa seinerzeit gezüchteten Menschenhandels, wenn die Keime zu solchen Ausartungen auch sicher schon früher vorhanden gewesen sind.

Wir wollen dieses unsympathische Bild aber nicht ohne nochmalige Betonung der Klugheit dieser Menschen abschließen. Die reiche Begabung der Joruben ist für die Wissenschaft ein Quell der wertvollsten Erkenntnisse. Diese Menschen sind so himmelweit erhaben über den sonst so verbreiteten Stumpfsinn des Westafrikanertumes, sie sind derartig lebendig und alert, so geschickt in der Lebensführung, daß man sie unbedingt als die praktischen Lebens-

philosophen der Westhälfte des dunklen Afrika bezeichnen kann, als Leute, die für jedes Vorkommnis bei der Erörterung ein schlagendes Beispiel haben, gleich den tiefsinnigen Bauern Europas. In vollem Bewußtsein erzieht der Jorube seine Kinder, weiß er den Sinn einer jeden Handlung darzulegen, und erklärt er jeden Schritt des Lebens in seinen praktischen Folgen. Es ist die gleiche Klugheit, die das sozial-totemistische Göttersystem so durchsichtig erscheinen läßt; und das ist eine Tatsache, die gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Hier ist durch diese Joruben ein derart vertiefter Einblick in das Entwicklungswesen aus irgendeiner Vergangenheit ermöglicht, daß wir besonders bei dieser Betrachtung stehen bleiben müssen. Aus dem Jorubaland erstrahlt eine Flamme, deren Licht über einen großen Teil des Kontinents und durch viele Jahrhunderte hindurch und mehrere Jahrtausende kulturgeschichtlicher Entwicklung Klarheit verbreitet.

□ □

Die Siedlungen der Joruben.

Diesen Eigentümlichkeiten begegnen wir schon bei der Betrachtung der Wohnstätten, in denen die Joruben ihr Leben verbringen.

Das Jorubaland ist von der Natur bevorzugt. Weite Ebenen, hier und da von Hügeln und Felsgruppen unterbrochen, sind von palmenreichen Steppen bedeckt. Nur in den Flußtälern ragt noch alter Urwald geschlossen gen Himmel. Der Boden ist fruchtbar. In Stadtform liegen, in die schönsten Naturbilder eingebaut, die Wohnungen. Diese Städte stellen den Mittelpunkt des Handels dar. Aber entsprechend der natürlichen Erwerbsform des Volkes, die in intensivem Hackbau und in der Feldbestellung beruht, trifft man häufig und weitverbreitet Ackerweiler und Ackergehöfte. Sie waren in älteren Zeiten von Sklaven bewohnt, die für die Rechnung des in der Stadt wohnenden Herrn ihre Arbeit verrichteten. Die europäischen Kaufleute sagen oftmals, die Joruben seien faule Menschen. Solche Urteile können nur über Stadtbewohner abgegeben werden. Die Pflanzungen, die auch weit ab von den Städten bedeutenden Umfang haben und sorgfältig behandelt werden, widersprechen unbedingt dieser Anschauung, die nur von Leuten ausgehen kann, die selten die Umfassungsmauer der Städte verlassen, und die auch wohl nicht immer den rechten Maßstab für den großen Wert der mit den Jahreszeiten ab- und anschwellenden Negerarbeit besitzen.

Jedenfalls ist es sicher, daß der Reichtum des Landes im Feldbau beruht, und daß dieser emsig genug betrieben wird, um die nach Hunderttausenden und Millionen von Köpfen zählenden Stadtbevölkerungen zu ernähren und zu bereichern, was doch wohl etwas heißen will.

Liegt der wirkliche volkswirtschaftliche Schwerpunkt der Jorubaländer fraglos im Feldbau, und nur in zweiter Linie erst im städtischen Handel (mit Oelfrüchten usw.) und in städtischer Industrie, so ist doch anderseits unmöglich zu übersehen, daß das soziale und wirtschaftliche Gleichgewicht durch die Stadtbildung aufrecht erhalten und bedingt wird. Denn das ist eine hervorragende Tatsache: Die Jorubaländer weisen im gesamten dunkelhäutigen Afrika der Fläche nach nicht nur die zahlreichsten, sondern auch die größten Städte auf, Städte, die auch in unserem Sinne als „Großstädte" bezeichnet werden müssen.

Das Jorubaland ist eines der drei großen Stadtgebiete Westafrikas. Das zweite, das zwischen Timbuktu und Nyamina sich erstreckt, habe ich selbst zur Genüge kennen gelernt. Hier drängt sich allerdings Stadt an Stadt. Diese Gebilde liegen aber erstens zum größten Teil in Ruinen und sind zweitens so gering an Bewohnerzahl, daß sie keinerlei Vergleich mit den Jorubazentren aushalten. Jene Städte im Nordwesten haben 5—15000 Seelen, die Jorubastädte aber bis 150000 und darüber. Die Städte des dritten Kreises, die der Haussaländer, sind nun wohl an sich bedeutender als jene am Westschenkel des Niger, aber ihrer sind wenige, die an Umfang den Jorubagemeinden gleichkommen. Auch sind sie viel weiter auseinander gestreut. Betrachten wir aber die geographische Lage dieser drei Stadtgebiete Westafrikas, so sehen wir, daß sie alle drei sich mehr oder weniger eng dem Niger anschmiegen und auf diese Weise ihrer Entstehung und Beziehung nach unschwer verstanden werden können. Und es ist nicht ein Zufall, wenn gerade dasjenige Gebiet, das dem Meere am nächsten liegt, also das der Jorubaländer, die bedeutendste Zahl der Städte und damit die umfangreichsten Architekturen und die originellsten Einrichtungen aufweist. Denn was im Hinterlande des oberen Niger und in den Haussaebenen lag, war den Strömungen der Steppenkultur und den Saharafluten ausgesetzt. Somit ordnet sich das Leben des Hinterlandes leichter dem neuzeitigen Einflusse unter, während die Westküste mit ihren Wäldern, ihren Krankheiten und ihren dem Inlande so sehr fremden Naturbedingungen das Alter und das Städtewesen einheitlicher bewahrte.

Aber nicht nur durch Höhe der Zahl ist der Typus der Jorubastadt von dem des Sudan unterschieden, sondern auch durch innere, soziale Eigentümlichkeiten. Die Städte des Sudan sind noch vom Typus der Sahara, an deren Rand sie entstanden, und in diesem Gebiet wurden sie Auskristallisierungen größerer, monarchischer Staatenbildungen, wie Ganatas, Malis, Songais, des von Norden her gegründeten Haussastaates. Diese Sudanstädte lebten bis in die Zeit des modernen Verfalles als mehr oder weniger abhängige Einzelzellen größerer Staatsverbände, und ihr Schicksal wechselte mit dem Schicksal des Kaisers oder Königs, der in diesen Ländern gerade die Oberhand gewonnen hatte. Daher kam es auch, daß gerade in der Zeit der staatlichen Blüte im Sudan die Macht der inneren Stadtverwaltung und ihre Selbständigkeit eine sehr geringe war, und daß die Bildung, die in ihnen lebte und webte, den schwankenden Kräften der Sudandynastieen unterworfen war. Wir werden im zweiten Teile zu untersuchen haben, auf welcher Grundlage die Sudanstädte sich entwickelt haben. Sicher ist nicht ohne weiteres, daß diese Stadtanlagen aus burgartig verwitterten Herrensitzen hervorgegangen sind, sicher ist nur, daß mit dem Islam und schon vor dem Islam die Selbständigkeit der Magnaten der Sudanstädte gebrochen und statt ihrer kommerzieller Beziehungsreichtum zur Schlagader jeder dieser Emporen geworden war.

Diesen Prozeß des Anheimfalls an soziale (monarchische oder imperialistische) und kommerzielle Netzbeziehungen haben die Jorubastädte in so weitgehendem Maße nie durchgemacht. Sie sind bis in die Jetztzeit hinein verhältnismäßig selbständige Organismen geblieben, und Verhältnisse staatlichen Uebergewichts schwanken zwischen ihnen stets hin und her, ohne daß je ein Rom aus diesen Bedingungen hervorgegangen wäre — ein Rom, das die Geschwister auf längere Zeit und bindend einer monarchischen oder imperialistischen Idee hätte unterordnen können. Man kann die Jorubastädte, so wie die ersten Europäer sie kennen gelernt haben, als unabhängig bezeichnen, und die Abhängigkeit von Ojo als summa summarum lediglich nominell. Und so hat sich hier ein älterer Typus, ein dem Ursprunge des Negers näher liegendes Entwicklungsstadium, das im Sudan längst überwunden wurde, erhalten. Der äußeren Macht entsprechend war aber die Jorubastadt, und sie ist es heute noch, durch eine eigentümliche Erscheinung charakterisiert. Jede dieser Städte hat ihren eigenen Gott, eine Stadtgottheit. Diese ist nicht Stammvater aller in ihr Wohnenden, meist aber der Schutzherr, der von Ort zu Ort wechselt. Wir finden also einen Zustand

erhalten, welcher dem im alten Aegypten und dem vieler westasiatischen Länder ungemein ähnlich erscheint.

Die Jorubastädte stehen in ihrer Isolierung doch nicht allein. Genau ebenso fand ich die Verhältnisse in den Anlagen der Waldstädte in Togo und Dahomey, genau ebenso bei den Timm. Deren Ansiedlungen waren auch früher mit Wällen umgeben und wurden nach einem System regiert und untereinander verbunden, dessen wesentlicher Charakterzug auch im Hindrängen nach kommunaler Wechselwirkung liegt, nicht aber in Unterordnung unter monarchisch gestaltete Staatenbildung. Ganz ähnliche Verhältnisse scheint mir fernerhin auch das Grasland des nördlichen Kamerun zu bieten, wo Bano, Banjo, Bamum usw. wohl Zentralsitze einflußreicher Häuptlinge sind, wo aber die territoriale Herrschaft auch nie das Weichbild der einzelnen Zentralstadt mit ihren Ackerweilern und Dörfern überschreiten dürfte.

Es ist also eine große Gruppe verwandter Erscheinungen, die zwischen Zentraltogo (und einem Punkte, der noch weiter nach Westen liegt) und Nordkamerun weithin um den unteren Niger verbreitet sind, dadurch charakterisiert, daß hier ein anderes Entwicklungsstadium erhalten ist, ein Stadium, das in den nördlich gelegenen Sahara-Randgebieten längst überwunden wurde und dort höchstens in Rückfalls-, in atavistischen Erscheinungen wiedererkannt werden kann.

Zu diesem gleichen Typus gehört das alte Benin, von dessen mächtigem „Herrscher" man früher so viel fabelte. Von der „Mächtigkeit" dieser Herrscher werden wir später verschiedenes hören, aber schon aus dem vorhergehenden ist zu ersehen, daß diese Stadtgemeinden, die fast nie durch monumentale Gewalt gekräftigt sind, innerlich keine große Kraft aufweisen, da sie ein nur geringes Hinterland besitzen. So wird man es leicht verstehen, wenn man in den alten Chroniken liest, daß Benin einst einem kleinen, unscheinbaren Nachbarstädtchen auf eine Zeitlang Macht und Gut überlassen mußte.

Leuchtet aus solchen Tatsachen und Erwägungen schon ein starker Unterschied der Westküsten- und Inland-Staatenbildungen hervor, erkennen wir hieraus schon, daß der einfachen Betrachtung nach die Küstenstädte einen besser erhaltenen älteren Typus darstellen, so wird uns das noch deutlicher, wenn wir die einzelnen Zellen der Stadt in Augenschein nehmen. Wenn ich von den einzelnen, wenigen Fürstengehöften im Nupelande absehe, die dort eben noch Ausnahmeerscheinungen im Gesamttypus darstellen, so glaube ich sagen zu können, daß kein Gebiet der Westhälfte Afrikas großzügiger in der durchschnittlichen Architektur sein kann, als eben unser Jorubaland.

Jede dieser Städte zerfällt in eine bestimmte Anzahl verblüffend großer Gehöfte, die ihrerseits alle, organisch und klar angelegt, ein weites, mächtiges, soziales Zellengewebe zum Ausdruck bringen. Jede Stadt hat ihren Gott; ebenso auch jede Gehöftgemeinschaft ihren eigenen Gott. Und so wie die einzelnen großen Maschen, diese einzelnen Komplexe ihren eigenen Gott haben, der nur zuweilen derselbe ist wie der Stadtgott, ebenso hat auch wieder in jedem Gebiete jedes Gehöft, jeder Eingeborene und jede Einwohnerin ihren eigenen Gott, und nur die männliche Aszendenz, und demnach auch die ganze Deszendenz des Hausherrn betet den Gehöftsgott an. So leuchtet unter den mächtigen Satteldächern, aus den Tempeln, die unter den Veranden liegen, aus den eigenartigen Grundrissen dieser Gebilde schon das religiös-soziale Moment entscheidend und erklärend, bedeutsam und vielsagend hervor. Die Einzelheiten des Bauwesens werde ich später darlegen, wenn wir die Frage erwägen, wo wir eine ähnliche Hausanlage in der alten Kulturwelt auffinden (Kapitel 16). Jetzt werde ich zunächst auf die Frage eingehen, inwieweit das keimende, junge Menschenleben in diesen Städten in das religiös-soziale Element eingeführt wird.

□ □

Sippengott und Kindererziehung.

Das Leben, das sich in diesen Gehöften abspielt, muß unbedingt regstes Interesse beanspruchen, denn eine konsequente Welt- und Lebensanschauung wirkt hier so eigenartig und durchgreifend, daß die Gliederung in der Geschlossenheit des äußeren Raumes mit der Einheitlichkeit des geistigen Lebens hier völlig übereinstimmt. Verfolgen wir das Gemeindeleben bis zur höchsten Entwicklung, so treffen wir gleich am Eingang auf das Ende des roten Fadens, der, einmal aufgefunden, unsere Aufmerksamkeit bis zum Abschluß fesseln muß. Ueber jedem Clan der Joruben schwebt ein Sippengott, ein Orischa. Nach der Jorubareligion stammt die Familie vom Orischa ab; die Gebote dieses Orischa regeln den Lebenslauf; um seinen Dienst gruppiert sich das ganze Leben, Treiben und Wirken, vor allen Dingen das des Mannes, wohl aber auch das der Frau; zum Orischagott kehrt der sterbende Mensch zurück.

Am Tage, nachdem ein Mann geheiratet hat, und seine Frau der Familienmutterschaft würdig befunden, geht er mit seinem Weibe in den Banga, den heiligen Raum seines Orischa, also des Orischa seiner Sippe. Er bringt das Opfer dar, das diesem Orischa am genehmsten ist, und nachdem er, altem Kultus entsprechend, das

Blut über das Heiligtum gespritzt hat, beginnt er zu beten, und zwar folgendermaßen: „Mein Vater Orischa! Mein Vater Orischa! Sieh diese Frau, die ich geheiratet habe. Es ist eine Frau, die richtig war. — Ich habe die Frau geheiratet, nun gib du Kinder. Ich will dir auch das Tier (der Betende nennt die Tierart, die dieser Gottheit besonders angenehm ist) opfern.“ — Nach solcher Maßnahme, und wenn sonst keine Sünden gegen den Willen des Clangottes gefunden werden, oder wenn nicht ein anderer übelwollender Orischa den Segen an der Quelle zurückhält, kann der Mann sicher sein, sein Weib bald gesegnet zu sehen. Sobald der Hausherr dies erkannt hat, empfindet er dem Sippenorischa gegenüber Dankbarkeit.

Sehr bald nach der Geburt erfolgt die Aufnahme des kleinen Weltbürgers in die Gemeinde der Menschen, und zwar wird dies damit eingeleitet, daß dem Kinde, ob Knabe oder Mädchen, die Haare geschnitten werden. Es erfolgt das am siebenten oder achten Tage seines Weltendaseins und wird vom Vater ausgeführt. Dieser hat vorher an ferner und näher wohnende Familienmitglieder Botschaft von dem stattgehabten frohen Ereignis, und zu dem bevorstehenden Feste der bald nach dem Haarschnitt folgenden Namengebung Einladungen gesandt. Er hat Sorge getragen, daß gute Speisen bereitet wurden, daß Palmwein oder Mais- oder Hirsebier zur Stelle geschafft wurde, so daß die nun zusammenströmenden Gäste gut empfangen und beköstigt werden. Reichen Leuten kommt es an solchem Tage auch nicht auf ein Stück Rindvieh an, denn das Ansehen des Hauses sowie die Feier des Glückes verlangen auch im materiellen Sinne Opfer. Zweck dieses Festes ist, das Kind vorzustellen und ihm einen Namen zu geben. Wie wohl alle Westafrikaner, so sind auch die Joruben ungemein kinderlieb, und das unscheinbare und nach normaler Beurteilung nichtssagende kleine Scheusal wird mit vieler Liebe herumgereicht, betätschelt und umspielt. Den Namen gibt dem Kinde der Familienälteste, also wahrscheinlich der Großvater, der Babanla. Man unterscheidet dabei anscheinend zwei ziemlich streng getrennte Formen der Namengebung, die zuweilen dem Kinde noch andere verschiedene Bezeichnungen eintragen. Einmal wird zunächst irgendein beliebiger Name gewählt, der dann später einem anderen Platz macht. Denn ein Jorube kann in seinem Leben leicht mehrere Namen nacheinander tragen, wobei dann mit jedem Wechsel ein Austausch mit der älteren Bezeichnung verbunden ist. Das hängt von späteren Kultushandlungen und Besitzergreifungen durch die Gottheit der Familie ab. Nicht immer führt das Kind nur diesen ersten, provisorischen Namen, sondern wahrscheinlich ist es, daß es an diesem seinem siebenten oder

achten Lebenstage schon eine wichtige Beziehung zur Familie, Welt und Tradition antritt. Und das kommt so:

Die Alten wenden der Beaugenscheinigung des Kindes alle Sorgfalt zu. Sie prüfen es ängstlich auf Familienähnlichkeit. Was aber bei uns nur ein liebenswürdiges Spiel ist, eine Schmeichelei für Vater oder Mutter, das ist bei ihnen eine ernste Sache. Man sucht auch nicht nach Aehnlichkeit mit Lebenden, sondern nach charakteristischen Zügen, die das kleine Wesen gemeinsam mit älteren Verstorbenen der abgeschiedenen Altersklassen, also z. B. mit dem Großvater, der Großtante usw. des namengebenden, derzeitigen Familienältesten hat. Es müssen Verstorbene der Vatersfamilie sein, mit welchen eine Aehnlichkeit festgestellt werden kann. Hat man eine solche gefunden, so gibt man dem Kinde den Namen dieses Toten. Und man erklärt gerade heraus, daß dieser Tote es sein müsse, der in dem Kinde wiedergeboren ist. Findet man eine solche Aehnlichkeit nicht an dem Tage, an dem es mangels deren einen provisorischen Namen erhält, heraus, so gewinnt es erst später, wenn es charakteristische Züge entwickelt, seinen eigentlichen Namen, an dem man dann erkennt, wessen Seele in diesem Kinde wiedergeboren worden ist. Daß solche Namensgebung kein leeres Spiel ist, geht schon daraus hervor, daß das Kind mit diesem Namen auch die Verpflichtung übernimmt, alle Speiseverbote, denen jener Verstorbene persönlich frönte, nun ebenfalls strengstens innezuhalten, und zwar dies bis an sein Lebensende.

Ein wirkliches Vergnügen ist es, die älteren Herren über die Erziehung des Kindes reden zu hören. Weder von hochstehenden Mande noch von Songai, geschweige denn von anderen Eingeborenen hörte ich je mit gleichem Bewußtsein, mit ähnlicher Ueberlegung und mit entsprechendem Zielbewußtsein über Pädagogik sprechen. Es hat sich aus der Erziehung anderer Westafrikaner hier unbewußt ein vollkommen klares und leicht übersehbares System von pädagogischen Grundsätzen herausgebildet. Verfolgen wir nun nacheinander, wie Bube und Mädel in das Leben hinausgeführt werden.

Kann der Junge erst ein klein wenig laufen, so nimmt der Vater ihn jeden Morgen mit zur Farm hinaus. Ermattet er auf den langen Wegen, so trägt er das Kind ein wenig, doch achtet er immer darauf, daß seine ganze Kraft ausgenutzt und so weiter entwickelt werde. Auf der Farm angelangt, breitet er neben dem Felde, auf dem er arbeitet, ein Tuch aus und setzt das Kind darauf. Zuerst muß es zuschauen, wie der Vater arbeitet. Kommt die Frühstückspause, so nimmt der Alte neben dem Kleinen Platz, speist und gibt seinem Sprossen auch ein wenig ab. Ist das Tagewerk

vollendet, so geht er mit seinem Buben heim. Der Vater macht dann ein ganz kleines Bündelchen von Jamswurzeln oder dergleichen zurecht, das muß das Bürschlein auf den Kopf nehmen und heimtragen; auf diese Weise soll es sich beizeiten daran gewöhnen, Lasten zu balancieren, und es als etwas Selbstverständliches zu empfinden, wenn das Einhergehen mit der Mühe des Tragens verbunden ist. Der kleine Bursche muß wieder heimlaufen, und auch über kleine Rinnsale wird er möglichst selten hinweggehoben, damit er lerne, im Wasser die besten Stellen zum Durchschreiten zu erkennen und damit seine Beinchen kräftig werden. Im nächsten Jahr stellt der Vater aus einem kleinen beim Schmiede bestellten Miniatureisen und einem kleinen Handgrifflein eine Hacke her, die muß der kleine Sohn mit hinausnehmen, und während der Vater mit seiner schweren „Oko", der Arbeitshacke, die Erde umgräbt und Furchen zieht oder Haufen aufschichtet, ahmt der Kleine das Werk nach, und wenn der Vater seine zehn Haufen aufgeworfen hat, muß der Kleine wenigstens einen vollendet haben, den der Alte dann belehrend ausbessert. Ist er müde, so darf der Bube sich ausruhen, doch nicht zu lange, so daß er nicht etwa einschläft. Hungert die beiden, so teilen sie die mitgenommene Speise, doch soll der Bursch nie so viel essen, daß er faul wird. Faul werden kann er abends. Sind sie heimgekehrt, so hat der Junge nicht sogleich die Erlaubnis, herumzuspringen und mit den Genossen zu spielen; damit er Gehorsam erlerne, muß er erst die etwas verzögerte Erlaubnis des Vaters abwarten.

Wächst er weiter heran, so daß er diese Sache gelernt hat, Ordnung kennt und Freude am Werk hat, so wird sein Selbstgefühl dadurch gesteigert, daß der Vater ihm ein eigenes Feld gibt, Korn und Saat schenkt, so daß er neben der Pflichtarbeit für den Alten noch für ein eigenes Besitztum Sorge tragen kann. Dieses Besitztum wird immer vermehrt, so daß er immer selbständiger wird. Auch weist der Vater ihm einen eigenen Platz im Gehöfte an, wo er erst eine oder mehrere Kammern bewohnen, später aber mit Hilfe seiner Kameraden und Altersgenossen ein eigenes Haus bauen kann. Zu letzterem wird er durch einen freundlichen Gemeindezwang geführt, denn die Altersgenossen lachen den Burschen aus, wenn er sich nicht beizeiten an den Bau eines eigenen Hauses macht. Im übrigen bleibt seine Tatkraft dem Familienverbande durchaus erhalten. Hat er seine Ernte eingebracht, so überreicht er den ersten Segen seiner Mutter als Geschenk, einen weiteren Anteil seinem Vater. Ist er mit Erfolg als Händler auswärts gewesen, so kauft

er unterwegs ein besonders schönes Stoffstück oder sonstigen seltenen Kram als Gabe für seinen Vater, schenkt aber einiges Kaurigeld von seinem Gewinn auch seiner Mutter. Und in dem Maße, in dem sein Anteil am Familienbesitze sich mehrt, und dementsprechend der des Vaters (der mehr und mehr auf das Altenteil angewiesen wird) abnimmt, sorgt er zunehmend für die Erhaltung der alternden Eltern. Ist er der Erstgeborene und mit jüngeren Brüdern gesegnet, so wird er deren Erziehung ebenso leiten, wie einst der Vater die seine, und das führt dann dazu, daß er für die Erziehung seiner eigenen Sprossen gut vorbereitet ist.

Ganz ähnlich die Erziehung der Mädchen, die naturgemäß in den Händen der Mütter liegt. Das Verfahren ist ein gleiches. Die Mutter ruft das Kind, wenn es zum Spielen fortgelaufen ist. Es soll den Gehorsam lernen. Das kleine Wesen soll zusehen, wenn die Mutter Feuer macht und kocht; es soll daneben hocken, wenn die Mutter wäscht. Es läuft mit zum Brunnen, wenn die Mutter Wasser holt, und hier schon beginnt die direkte, praktische Belehrung, indem es zunächst eine leere Kalebasse auf dem Kopfe trägt, die später mit ein wenig Wasser gefüllt wird, dann reicher mit Inhalt versehen ist, und so über die erste Schwierigkeit des Balancierens hinweghilft. Geht dann die Mutter auf den Markt, so begleitet das Mädchen sie, sitzt neben ihr am Verkaufsstand und lernt aus den Worten der Mutter und der vorübergehenden Leute und deren Geboten qualitativen und quantitativen Wert der Waren und der Bedeutung des Kaurigeldes kennen. — Das Kind bekommt frühzeitig ein Spielzeug, eine kleine Holzpuppe, die man für wenige Muscheln beim Holzschnitzer kaufen kann. Diese Mädchenpuppen nennt man „Allangibdi". Das kleine Mädchen bindet die Puppe sich auf den Rücken und geht damit umher, genau so, wie es seine Mutter mit seinen jüngeren Geschwistern herumgehen sieht. Es spielt mit ihr wie europäische Kinder mit ihren Puppen, und wenn es abends auf sein Lager gelegt wird, muß die Puppe neben ihm schlafen. Die Jorubafrauen haben eine rührende Anhänglichkeit an diese leblosen Gefährten ihrer Kinderzeit; und ich habe mehrere alte Frauen nur mit Mühe dazu überreden können, mir diese Relikte ihrer Mädchenjahre für einige Schillinge zu überlassen. — Etwa mit zwölf Jahren ist das kleine Jorubamädchen der Reife nahegekommen.

Noch interessanter ist es fast, die Organisation der großen Kinder zu studieren. Sowohl Knaben wie Mädchen eines Stadt-

bezirks wählen sich eine Leitung ihrer Spiele und ihres Lebenswandels.

Die Führerin der Mädchen heißt: Jegbe.

Mädchengruppen Jegbe. Knabengruppen Egbe.

Die Wahl der Jegbe und ihre Bestätigung geht in folgender Weise vor sich: Eines Tages, mag es sein, daß die Mädels untereinander in Streit gerieten, den sie nicht zu schlichten vermochten, oder daß sie mit den Buben einen schwierigen Zwiespalt hatten, oder daß sie sonstwie sich nicht zu helfen wissen, dann sagen die kleinen Dingerchen sich selbst, daß sie ohne eine Glucke nicht mehr auskommen. So machen sie sich denn auf den Weg zu einer alten Frau, zu der sie unbedingtes Vertrauen haben. Sie sagen zu ihr: „Wir möchten eine Jegbe haben." Die Alte sagt dann: „An wen habt ihr denn dabei gedacht?" Die Mädchen sagen: „An die und die." Als Jegbe wird gewöhnlich eine jüngere Frau gewählt, die Mutter eines Kindes ist, und somit noch Sinn für Jugendspiele und liebenswürdiges Wesen besitzt. Ist die so geartete junge Frau noch ein vertrauenswürdiges Wesen, das guten Ruf genießt und als vertraut mit den Sitten und Gewohnheiten gilt, so ist die alte Ratgeberin aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Vorschlage der Kinder einverstanden, denn sie sollen nach Möglichkeit selbständig wählen, und man denkt nicht daran, ihnen einen Menschen aufzuzwingen. Durch solchen Rat und diese Bestätigung unterstützt, zerstreuen sich die kleinen Gesellschaftsbildnerinnen; jede geht heim und trägt den gemeinsamen Wunsch ihrem Vater vor, wobei sie sich auf das Urteil der erstkonsultierten Alten beruft. Es ist anzunehmen, daß dann auch der Vater, nachdem er mit seiner ersten Frau gesprochen hat, dem zustimmt. Bei überwiegender Mehrzahl beistimmender väterlicher Autoritäten ist dann die Sache erledigt. Die Erwählte selbst wird nun von dem Ergebnis dieser Verhandlungen in Kenntnis gesetzt, und sie wählt sich unter den kleinen Dirnen die vernünftigsten und vertrauenswürdigsten aus, die mit Titeln versehen werden und mit ihr zusammen einen Stab bilden, welcher der Reihe nach folgende Namen trägt:

1. Nja Njegbe (d. h. Mutter Jegbe),
2. Bale (ihre Stellvertreterin),
3. Otun-Bale (die rechte Hand Bales),
4. Osi-Bale (die linke Hand Bales),
5. Eleri-Bale (die vierte Bale),
6. Ekarun-Bale (die fünfte Bale),
7. Ekefa-Bale (die sechste Bale),

8. Balogun,
9. Otun-Balogun,
10. Osi-Balogun,
11. Ekeri-Balogun,
12. Ekarun-Balogun und
13. Ekesa-Balogun.

Von diesen hat immer die dritte der zweiten, die vierte der dritten usw. zu gehorchen, so daß jedes der kleinen Persönchen in einem bestimmten Subordinationsverhältnis zu der vorhergehenden steht. Die elf kleinen Würdeträgerinnen sind die Gehilfinnen der Jegbe und haben ihr Amt ernst zu nehmen. Wenn die Jegbe an irgendeinem Ort, wo bei den ihr unterstellten Kindern eine Unregelmäßigkeit vorkommt, nicht anwesend ist, so haben die etwa anwesenden Beamtinnen ihr von der Sache Bericht zu erstatten. Im übrigen leitet sie die Spiele der Mädchen, achtet darauf, daß sie die Tänze lernen, daß sie sich nützlich beschäftigen, keinen Streit beginnen, daß sie auch nicht belästigt werden, und liefert die ihr anvertrauten Kinder allabendlich nach Abschluß der Spielzeit im Gehöft daheim ab. Sie hat den Eltern auch über ihre Zöglinge zu berichten und sorgt dafür, daß, wenn Schwächlinge darunter sind, diese gerade besonders kräftige Nahrung erhalten. Es versteht sich von selbst, daß die Jegbe ihrerseits den Dank der Eltern, in materielle Form gefaßt, zu schätzen weiß, und daß, wenn sie ihr Amt gut versteht, ihre Zöglinge bis an ihr Lebensende an ihr hängen.

Eine ganz ähnliche, wenn auch viel wesentlichere Vereinigung und Vergesellschaftung wird auch den Knaben zuteil. Ist ihre Zeit gekommen, so treten die Burschen eines Tages irgendwo zusammen, besprechen die Sache, und irgendeiner schlägt wohl einen Baba Egbe (gesprochen: Babegbe) — das heißt einen Knabenführer — vor. Dann muß ein anderer einwenden: „Das ist ein schlechter Mann!" Das kann sowohl heißen, daß dies ein Mann sei, der in schlechtem Rufe stehe, als auch, daß es einer sei, von dem man sehr harte Behandlung werde zu erwarten haben. Ein anderer schlägt also einen zweiten vor. Rede und Gegenrede fliegen herüber und hinüber, bis man sich geeinigt hat. Wenn nun die Jegbe der Mädchen eine junge Dame war, so ist der Baba Egbe gewohnheitsgemäß ein älterer Mann mit beginnender Ergrauung der Haare.

Nach erfolgter Uebereinstimmung zerstreuen sich die Buben, und jeder geht heim, den gemeinsamen Wunsch der beginnenden Gemeinde dem Vater mitzuteilen. Jeder der alten Herren erwägt die Sache, geht, wenn er mit dem Vorschlage seines Sohnes ein-

verstanden ist, zu dem Häuptling und gibt diesem von seiner Zustimmung Kenntnis. Hört der Häuptling von den verschiedenen Vätern, daß man mit dem Vorschlage im allgemeinen auf überwiegende Zustimmung rechnen darf, so läßt er den erwählten Mann selbst zu sich kommen und macht ihm von der erfolgten Wahl Mitteilung. Gleichzeitig ermahnt er ihn an seine Pflicht: er habe darauf zu achten, daß die Jungen die Alten ehren, daß die Jungen nicht die Frauen belästigen, daß sie nicht stehlen und dergleichen mehr. Der damit endgültig gewählte und bestätigte Baba Egbe beginnt nun seine Arbeit. Er führt die Jungen aus, bewacht sie und bereichert durch Anregung ihre Spiele, ihre Tänze. Vor allem aber schlichtet er auch ihre Streitigkeiten. Aus einer Auswahl, die er unter den älteren Knaben trifft, setzt er genau denselben Stab zusammen, wie wir ihn oben bei den Mädchen kennen gelernt haben. Name und Amtsführung sind die gleichen, es ist eben eine Nachahmung der Staatseinrichtung der Erwachsenen. Der Baba Egbe soll ziemlich streng mit den Jungen sein, und wenn einer sich eine Respektlosigkeit gegen das Alter oder eine Rüpelhaftigkeit oder gar erfolgreiche Annäherung an eine kokette Schöne sich hat zuschulden kommen lassen, so wird der Sünder in aller Gegenwart geschlagen.

Eine solche Gruppierung junger Leute, die in der Kindheit gebildet wurde und bis zum Beginn der Geschlechtsreife fortbesteht, trug in alter Zeit ihren eigenen Namen. Heute ist das nicht mehr Sitte. Ich erhielt nur Kenntnis von dem Namen Egbe Lasogba (soll soviel heißen wie: die in einer Umzäunung zusammengefaßte Gesellschaft) und Egbe Majengu (das ist: die zum Gehorsam vereinigte Gesellschaft). Wenn einer im späteren Leben sagte: „Ich gehöre zum ‚Egbe Lasogba'", oder: „Ich gehöre zum ‚Egbe Majengu'", so wußte jeder, welche Gemeinschaft oder Altersschicht damit gemeint war. Für die Burschen war in alter Zeit, und ist wohl auch heute noch diese Vergesellschaftung einer Vereinigung fürs ganze Leben gleichstehend, jedenfalls in viel höherem Grade als für die Mädchen. Es war mir interessant, zu hören, daß die Leute selbst die Vereinigung der Frauen und ihre Organisationen gewissermaßen als harmlose Kinderei bezeichneten und angaben, mit der Verehelichung einer Jegbetochter höre gewissermaßen Sinn und Wert für die Frau auf, während die Männer für das ganze Leben eine Kameradschaft von hohem Werte in ihr erblickten. Wir treffen also auch hier wieder, wie so häufig, die Erscheinung, daß der Mann von vornherein für die Gemeinschaft der Geschlechtsgenossen, d. h. für die Bildung des Staates, eine viel stärkere Ver-

anlagung hat als die Frau. Freit ein Bursche später, so ruft er seine Egbegenossen zusammen, daß sie ihm beispringen und seines Schwiegervaters Aecker mit bestellen helfen. Heiratet einer, so kommen sie alle gemeinsam zur Errichtung des neuen Hauses zusammen. Freit er, so verschönert ihre Wiedervereinigung das Gehöftsfest. Jede Schwierigkeit im Leben findet die Burschen des gleichen Egbe vereinigt. Bis zum Grabe hält dieser, in der Jugendzeit errichtete Bau aus, und wenn Greise zutunlich beieinander hocken und schweigend oder plaudernd dem Genusse des einfachen Gesellschaftsinstinktes folgen, so darf man vermuten, daß ihrer Freundschaft Grundstein dermaleinst im Egbe gelegen war. In alter Zeit soll dieser Einfluß des Zusammengehörigkeitsgefühls so weit gegangen sein, daß die verschiedenen Egbes einander ständig geschlossen gegenüber standen und auch wohl Gegnerschaft bis in das graue Alter hinein unterhielten. Nur eines konnte die einzelnen Egbekreise zusammenhalten, das war die mehr oder weniger gewaltsame Institution des Ogboni, dessen eminente Wucht auch diese kleinen, wenn auch festen Vergesellschaftungen zu gemeinsamen Außenwirkungen miteinander verschweißt.

Verlieben. Verloben. Wenn nun gegen Ende dieser Altersklassenerziehung ein Bursche sich in ein Mädel verliebt, so macht er es ganz so, wie wir Europäer auch oft verfahren: er sucht die Erkorene an irgendeinem verborgenen Orte auf, um sie ungestört zu sprechen. Das Wort „Liebe" scheint in dem Lexikon solcher Unterredungen nicht vorzukommen, und an seiner Stelle wird von „Freundschaft" gesprochen. Mit einer Freundschaft ist aber nicht jene natürliche, kindlich-naive Paarbildung gemeint, der die Kabre und andere Völker sich so gern hingeben, sondern es ist darunter reelle Neigung und feste Verlobung mit dem Ausblick auf solide Verheiratung in durchaus vornehmer Gesinnung verstanden. Ist das Mädchen nun nicht etwa schon nach anderer Richtung hin gebunden — und besonders in älteren Zeiten waren „Jugendversprechungen" ebenso häufig wie in den Nachbarländern — ist der Bursche ein rechter Kerl, verspricht er ein tüchtiger Hausherr zu werden, und entstammt er außerdem noch einem wohlhabenden Hause, so geht daraus schon hervor, daß das Mädchen, wenn sie zur Aussprache überhaupt Gelegenheit gibt, nicht „nein" sagen wird. Jeder von beiden Teilen sucht sich nun den Vertrauten und Vermittler seiner Wünsche. Für den Burschen ist der gegebene Mann der Baba Egbe, für die Maid ihre Jegbe. Und besonders letztere soll sich oft sehr energisch für ihren Zögling engagieren; die Jegbe nimmt mit dem Egbe eine Rück-

sprache, um sich danach zu erkundigen, ob das Wesen und die Art seines Zöglings eine Garantie für die glückliche Zukunft der ihr anvertrauten Maid biete. Und wenn die Auskunft, die sie erhält, ihr Verantwortungsgefühl beruhigt, so begibt sie sich zum Vater der Schönen, während der Burschenführer gleichzeitig den Vater des Jünglings angeht. So wird den beiden Eltern von autoritativer Seite zugeredet, und demnach sind alle Voraussetzungen des Gelingens gegeben.

Während nun in den letzten Generationen (vor dem intensiven Eingreifen des allermodernsten, zersetzenden Wirtschaftslebens) diese Form der Ehevorbereitung mehr und mehr die Oberhand gewonnen hat, war es in älterer Zeit häufiger, daß zwei benachbarte und gleich begüterte Väter einander die Kinder zur Verehelichung versprachen, so daß jede andere freiwillig und selbständig entstandene Neigung hoffnungslos unterdrückt werden mußte. Die Joruben behaupteten nun, erkannt zu haben, daß bei solcher Ehestiftung die Frauen eigentlich immer unglücklich gewesen seien, und daß dieser Zustand der Jugendverlobung, der neigungslosen Verehelichung so manche Jugendversündigung zur Folge gehabt habe, so daß man immer mehr von ihr abkam und zu der eben geschilderten Neigungsverehelichung übergegangen ist.

Haben die beiden Elternpaare sich einverstanden erklärt, so macht der Bräutigam zunächst eine gute Last Jamswurzeln von seinem eigenen Feldbau den Schwiegereltern zum Geschenk und wiederholt diese Gaben allfrühjährlich. Außerdem und vor allen Dingen stellt er sich wieder in jedem Jahre, wenn die Feldarbeit beginnt, zum Frondienste auf seines Schwiegervaters Aeckern ein, und seine Egbegenossen kommen dann jedesmal mit, um mit Hand anzulegen, bis die vereinigte Jünglingsschar und das Hauspersonal des Schwiegervaters die Saatarbeit beendet hat. Derart erwirbt der Bursch immer mehr das Recht, die Braut dermaleinst heimzuführen, und man rechnet, daß nach durchschnittlich fünf- bis sechsjähriger Fronarbeit die Brautleute auch körperlich soweit herangereift sind, daß sie einander heiraten können. So erklärt sich denn auf entsprechendes Drängen die Familie eines Tages einverstanden, und der Schwiegervater gibt den Ehekonsens. Der Bursch hat nun noch zehn Sack Kaurimuscheln (im Werte von etwa 50 M.) zu überbringen, und dann sind alle Verpflichtungen seinerseits erfüllt. Im letzten Augenblick sucht aber der besorgte Vater noch einmal den Balalawo auf, den „Vater des Geheimnisses", den Orakelpriester, und bittet ihn, die Zukunft seiner Tochter voraus-

zusagen. Der Priester befragt das Orakel Ifas, und wenn es günstig ausfällt, so ist diese Sache erledigt. Der Vater der Braut nimmt das „Idana" genannte Brautgeld definitiv an, und die Ehe wird vollzogen.

□ □

Exogamie der Clane.

Zur Erzielung eines vollkommenen Verständnisses für die folgenden Darlegungen muß noch einiges nachgeholt werden, das Bezug hat auf eine Einschränkung der Verlobungs- und Ehemöglichkeiten.

Schon oben erwähnte ich, gelegentlich der Beschreibung der Geburtsgebräuche, daß der Orischa, der Sippengott des Vaters, es ist, der der Familie den Kindersegen gewährt. Mit dieser Verehrung des Orischa sind aber auch die sehr ernsten und schweren Gesetze über die Verbindungsmöglichkeiten gegeben. Die Anhänger eines jeden Orischa sind bestimmten Speiseverboten, den sog. Ewo oder besser Ewuo, unterworfen. Ganz abgesehen von persönlichen Speiseverboten, die jeder Jorube gelübdeartig übernehmen kann, haben alle Anhänger, d. h. also die Nachkommen des gleichen Orischa, auch die gleichen Ewuo. Und es ist, mit einziger Ausnahme des Oberpriesters des Gottes Schango, niemand gestattet, ein Weib zu ehelichen oder ihm in irgendeiner Weise nur näher zu treten, das die gleichen Speiseverbote mit ihm gemeinsam hat, also dem gleichen Orischa opfert, dem auch er seine Gaben darbringt, also von dem gleichen Orischa wie er selbst seine Herkunft herleitet. Wir nennen das wissenschaftlich totemistische Exogamie auf patriarchalischer Grundlage. Das Volk zerfällt dementsprechend in Clane, also in Nachkommenschaften der einzelnen Orischa, die dem alten Sprachgebrauch nach Omo-orischa oder kurzweg Omoische (Omo — Kinder) heißen und die miteinander, wie geschildert, exogamisch leben. Die Omoische sehen ihren Orischa als ihren Ahnherrn, ihren Altvorderen und Ursprungsgott an und nennen ihn deshalb, wenn es ein männlicher Gott ist, „Baba" (Vater), und wenn es ein weiblicher Gott ist: „Ja" (Mutter). Sie betrachten sich deshalb folgerichtig als Blutsverwandte, die sich ebensowenig miteinander verheiraten können, wie bei uns etwa Bruder und Schwester. Also versteht es sich von selbst, daß ein Bursche bei der Wahl seiner Braut von vornherein jeden Wunsch, aus demselben Clan, von dem er selbst stammt, seine Braut zu freien, bei beginnender Neigung unterdrücken muß.

Wenn der junge Mann sich nun mit dem Mädchen eines anderen Clans verheiratet, so bleibt trotz dieser engen Gemeinschaft doch

zwischen beiden für das ganze Leben eine Scheidung im Kultus, in der Verehrung des Ahnherrngottes bestehen. Zieht die junge Frau in das neue Heim, so behält sie doch ihre angeborenen Speiseverbote bei, nimmt aber nicht selten noch die ihres Mannes auf sich, da viele Männer darauf bestehen, daß die dem Hauptgotte des Gehöftes, also dem Ahnherrn des Ehemannes, widerlichen Gerichte unter seinem Dache und innerhalb der Hofmauer überhaupt nicht bereitet und genossen werden. Der Mann dagegen pflegt die Ewuo seiner Frau sehr selten mit zu übernehmen, er darf dann aber die Herstellung aller Gerichte, die seiner Frau verboten, auch wenn sie ihm erlaubt sind, nicht von seiner Gattin verlangen; ja er darf solche Nahrung auch nicht mit in ihren Wohnraum bringen. Die Kinder, die der Ehe entspringen, folgen dem Ewuo des Vaters.

Nun befindet sich in jedem Gehöft ein Hauptaltar in einem „Banga" genannten Tempelraume, in dem der Hauptgott, der Orischa des Gehöftinhabers, verehrt wird. Bei der strengen Aufrechterhaltung des totemistischen Verehrungswesens ist es aber natürlich, daß auch die junge Frau im neuen Hause sich eine kleine Kultusstätte anlegen wird, da die Hauptbewohnerschaft des ganzen Gehöftes ja einen anderen Gott anbetet, als sie selbst. Sie erhält aus ihrem Vaterhause gewissermaßen einen Ableger des großen Familienaltars. Die entsprechende Zeremonie findet am Tage nach der ehelichen Vereinigung statt. Die junge Frau kehrt dann noch einmal zu den Eltern zurück. Ihr Vater bereitet sich zur Ueberführung des Orischa vor. Die Eltern tragen das heilige Symbol vor der ihnen folgenden Tochter her in die neue Wohnung, die der junge Ehemann als Privatgemach der Gattin ausgewählt hat. Dort wird dann in einer Mauer oder einer Nische die heilige Sache hergerichtet. Der Vater der jungen Frau verrichtet dann die vorgeschriebenen Opfer, die man als „Einsetzungsopfer" bezeichnen könnte. Sie bestehen in Huhn oder Hase, Schaf oder Bock, Ziege oder Bock, Schnecke, Kola, Rum, Jamsbrei, Oel usw., je nach dem, was dem betreffenden Orischa angenehm oder auch ihm und seinen Nachkommen zu genießen erlaubt ist. Hernach wird von der Familie der jungen Frau unter der Veranda vor dem Eingange zu ihrem Gemache abgekocht, getrunken und getanzt. Solche Einweihung und Gründung einer neuen Kultusstätte für den Orischa ist ein regelrechtes Fest mit tiefer Bedeutung für die Frau. Denn da dem Ehegesetz nach der Mann ja einen anderen Gott hat als sie, so muß es ihr immer ein Trost sein, sich vor dem fremden Gotte immer wieder zu ihrem eigenen, vom Elternhause hergebrachten Heiligtume zurückziehen zu können. Wenn alljährlich nun das ganze

Gehöft das Hauptfest des darin herrschenden Orischa feiert, an dem sie als Anhängerin und Nachkomme einer anderen Gottheit nur in begrenzter Weise teilnehmen darf, so hat sie doch ihre eigenen, kleinen Privatveranstaltungen. Es ist ihr Recht, das der Ehemann ihr unbedingt gewähren muß, und ihre Pflicht, die der Orischadienst ihr auferlegt, und darin gipfelt, daß sie in aller Stille ihrem eigenen Gott ein kleines Fest in ihrer heiligen Nische bereitet, ehe dem großen Hauptorischa dieses Gehöftes, also dem Gotte ihres Gatten, das große Jahresfest gefeiert wird. Und der Mann wird der jungen Frau unbedingt das nötige Opfertier geben, und sie hat dies unbedingt dargebracht, wenn die Gäste anlangen, um das Fest des hausherrlichen Orischa mit großem Pomp und in lodernder Fröhlichkeit zu begehen.

□ □

So schließt sich der Kreis. Die klare Gliederung dieses Volkes zeigt von vornherein und bei der ersten sachlichen Betrachtung eine Regelmäßigkeit und eine Folgerichtigkeit, wie sie unter allen Völkern der Erde selten sind. Der Grundgedanke des Abstammens jedes Clans von einem großen Gotte, die Gesetzmäßigkeit, wie die Nachkommen der einzelnen Clane sich miteinander zur Neubegründung von Familien vereinigen, die Sachlichkeit, mit der die Abstammung des Kindes vom Ahnherrn und als Teil des Hauptgottes angesehen wird, die Sicherheit, mit der die junge Frau der Verehrung ihres eigenen Gottes in dem fremden Hause nachgeht, nachgehen darf und nachgehen soll, geben uns eine Richtlinie, wenn wir nunmehr von der Betrachtung des allgemeinen Lebensweges zu einer Beurteilung der Staatsform und der feineren Grundlage ihres Religionssystems übergehen. In diesem Kapitel will ich gezeigt haben, wie klar diese Anschauungswelt gegliedert ist, und wie groß diese Menschen sowohl im praktischen Leben als in geistiger Durchdringung ihrer religiösen Meditationen sind. Der Weg der Beschreibung, den ich gegangen bin, führt also in ein wohlausgebautes, mit weiten Hallen versehenes Haus, in dem die Götter einer vergangenen Zeit herrschen. Ehe wir aber diesem religiösen Bau unsere ganze Aufmerksamkeit widmen, wollen wir noch dem staatlichen Leben der Joruben einige Beachtung schenken.

■ ■



Hölzerne Deckelgefäße aus dem Haushalte fürstlicher Jorubafamilien. Die Originale messen der Länge oder dem Durchmesser nach von links nach rechts 51, 32 und 16 cm.
(Zeichnung von Carl Arriens.)

Neuntes Kapitel.

Das Staatsleben der atlantischen Epigonen.

Der Oro und Teilnahme der Männer und Frauen am Staatsleben. — Die Ogboni als Aeltestensenat. — Die Bales, Stadtoberherren und Präsidenten und ihre Beamten. — Die Königswürde und der Tod der Könige.

In der Erziehung der Kinder haben wir von Anbeginn an eine klare Gliederung nach dem Geschlecht erkannt. Die Mädchen vereinigen sich zum Jegbe, die Burschen zum Egbe. Wir haben gesehen, daß die Zugehörigkeit zu einem Bunde bei den Mädchen nicht viel weiter reicht, als bis zur Ehe. Dann scheidet das weibliche Wesen aus der Erziehungsgenossenschaft aus und wird in seinem ganzen äußeren Leben nun an die Familie und an seine Kinder gebannt. Im Gegensatz hierzu bleiben die jungen Männer, auch wenn sie längst dem Kindesalter entwachsen sind, durch die „Egbe-Genossenschaft" aneinander gefesselt und kehren bis in das Greisenalter hinein immer wieder zu den Jugendfreunden, die sie im Egbebunde gefunden haben, zurück. Der Bund der Mädchen löst sich im Familienkreise auf. Der Bund der Buben aber erweitert

sich zum Staatsleben. Wenn sie alt sind, wenn die Haare ergrauen, wenn sie als Aelteste der Familien Wohlhabenheit und Einfluß ihr eigen nennen, treten die Glieder des Egbe in den Ogboni über, in den Bestand der alten Männer. Daß ich die Ehre genoß, Mitglied dieses Bundes zu werden, habe ich im dritten Kapitel geschildert.

Der Oro, ein gegen die Frauen gerichteter Männerbund.

Aber nicht nur darin, daß die Mädchen das Bundwesen aufgeben, während die Burschen es aufrecht erhalten, äußert sich bei den Joruben die verschiedene gesellschaftsbildende Kraft der Geschlechter. Vielmehr können wir hier genau so klar wie bei vielen anderen westafrikanischen Völkern die Erscheinung der Zurückdrängung der Frauen wahrnehmen. Der Egbe geht nicht nur in den Ogboni über, die Burschen gründen nicht nur fürs Leben festhaltende Bündnisse, sondern sie schütteln in gewissem Sinne auch jeden Einfluß, der von dem weiblichen Geschlechte ausgeht, ab, indem sie noch eine eigene Art von Institution pflegen, die den ausgesprochenen Zweck hat, gleich dem alten taceat mulier in ecclesia, die weiblichen Volksbestandteile schroff und ausgesprochen von der Männergenossenschaft abzuhalten, sie auszuschließen, sie auf ein anderes Niveau des öffentlichen Lebens zu bringen. Es ist dies die Institution des Oro.

Der Oro, auch Oru genannt, ist eine Männergesellschaft. Er ist eine Institution, die nicht im nördlichen Jorubalande entstanden ist. Angeblich soll sie von Abbeokuta ausgegangen sein. Es ist das zweifelhaft, aber jedenfalls hat sie in dieser Stadt doch ihren Hauptsitz, und was ich in Ibadan über diesen Oro hörte, stammte auch in der Tat aus dem Stadtviertel der Abbeokutaleute. Oro ist nun aber eigentlich und streng genommen nicht die Bezeichnung des Bundes, sondern die Bezeichnung eines Gerätes, welches, nächtlicherweise geschwungen, die Aufgabe hat, die Frauen in die Häuser zu jagen, sie zu erschrecken und von den Männerversammlungen fernzuhalten. Die Oro bestehen in länglichen, an den Enden abgerundeten Brettchen, welche einerseits durchbohrt, hier mit einem Strick befestigt, und an diesem etwa 1½ m langen Strick über dem Kopfe des Schwirrers geschwungen werden. Die einzelnen Instrumente haben verschiedene Größe und Stärke und bestehen aus verschiedenem Holze. Diejenigen, die ich in Ife erlangte, waren in zierlicher Weise mit Figuren in Relief geschnitzt; jedes Brettchen mit einer solchen, und zwar entweder mit einem Manne oder einer Frau. Ich erhielt auch eine Legende, die vom Ursprunge dieser

Schwirrhölzer oder, wie sie die Engländer nennen, dieser bull-roarer zu erzählen weiß. Sie lautet folgendermaßen:

In alter Zeit war einmal ein sehr armer Mann. Sein Vater hatte ihm nichts hinterlassen. Seine Frau war krank. Alle Frauen im Lande litten damals. Sie waren krank. Es konnte ihnen niemand helfen. Sie konnten nämlich nicht schlafen. Da begab der Mann sich in den Wald. Er schlug ein Stück Holz vom Igi (d. h. Baume) Oschurun. Er schnitt ein Stück Holz vom Igi Roko. Er schnitt ein Stück Holz vom Igi Ire. Er nahm eines der Holzstücke. Er schnitt ein Stück Brett von der Form eines Gliedes. Er schnitt es flach. Er bohrte in das eine Ende ein Loch und zog eine Schnur hindurch. Er wirbelte es um den Kopf herum. Er nannte es Oro (es rauscht, es surrt, es summt usw.). Er schnitzte Orobretter aus Ireholz, aus Oschurunholz, aus Rokoholz. Dann versteckte er die Schwirrhölzer. Am anderen Tage ging er in die Stadt zurück. Er rief seine Buben. Er ließ sie Speise mitnehmen und führte sie in den Wald. Im Walde lehrte er sie, wie es mit den Oro zu machen sei. Er verbot ihnen mit irgendjemand darüber zu sprechen. Sie mußten im Walde bleiben, bis sie es gelernt hatten. Jeder lernte es.

Dann nahm der Mann eines Tages seine Schwirrhölzer und ging mit den Burschen in die Stadt zurück. Er ging in sein Gehöft. In der Gondu legte er die Oro auf die Erde und sagte: „Dies ist mein großer Vater. Wir wollen ihm einen Schafbock und einen Hund zu essen geben. Vor allen Dingen wollen wir ihm einen Hund geben, denn mein großer Vater hat einmal den Weg verloren. Der Hund hatte ihn ihm gezeigt. Ohne den Hund hätte mein großer Vater den Weg nicht wiedergefunden." Die Frauen kamen. Die Männer kamen. (Man sieht, auch in der Legende dürfen die Frauen die Orobretter sehr wohl sehen, wenn sie an der Erde liegen!) Es wurden viele Schafböcke geschlachtet. Man schlachtete sie über den Oro und ließ das Blut der Tiere über die Oro hinfließen. Dann aß man, dann trank man. Es wurde gegessen und getrunken, getrommelt und getanzt. Es war ein sehr großes Fest. Alle Leute waren sehr froh. Sie taten das für den verstorbenen Großvater.

Als es Abend war, sagte der alte Mann: „Heute nacht nun wird mein alter Großvater herauskommen und wird das Essen, das ich ihm gebracht habe, nehmen." Als er das gesagt hatte, gingen alle Frauen schnell weg (denn sie fürchteten sich). Es war Sonnenuntergang. — Sie gingen in das Haus und riegelten die Türe hinter sich zu. Nachher gab der alte Mann den Burschen die Schwirrhölzer. Sie begannen sie zu schwingen. Einer sprang immer hierhin, dann

dorthin. Man hörte ihn bald hier, man hörte ihn bald dort. Es war ein großer, ein sehr großer Lärm. Die Leute sagten: „Hört, das ist der alte verstorbene Vater selbst (Baba Oro).“ Es war einer, der war schlank und in der Mitte ein Stein (ein altes Steinbeil) daraufgebunden. Die Leute sagten: „Hört, das ist der Hund des großen Vaters. Er bellt jetzt hier, er bellt jetzt dort.“ Die Leute schrien: „Adja Akaoko! Hekwa Oro! Hekwa Oro!“ In den Häusern waren die Frauen. Er betete zu dem großen Vater. Der alte Mann hatte viele Kinder. Die Kinder hatten wieder Kinder. Man nennt sie alle Omoru (entstanden aus: Ongo — Kind und Oru — Schwirrhölzer). Jedes Kind eines Omoru wurde wieder ein Omoru.

Diese Legende ist natürlich so zu verstehen, daß die Eingeborenen die Sitte und Einrichtung zu erklären suchten, und in dem Erklärungsbestreben, welches den höher gebildeten Afrikanern ebenso eigentümlich ist, wie den alten Griechen und uns Modernen, sind sie eben zu dieser Legende gekommen. Sie ist insofern interessant, als hier auch ein Hund mit den Schwirrhölzern verbunden ist, und als hier ganz ausgesprochen die Stimme des Großvaters des Verstorbenen, des verstorbenen Ahnen, von den nächsten Leuten vernommen wird. Wir werden auf diese heiligen Geräusche später, wenn wir uns den Aethiopen widmen, wieder zurückkommen. Hier will ich nur darauf hinweisen, daß ich auch bei den Leuten des oberen Niger von den Schwirrhölzern als den Stimmen der Ahnen und deren Hunde gehört habe, und will hier betonen, daß bei vielen dieser Völker die Aussonderung der Frauen aus der zeremoniellen Männergemeinschaft eben durch die Stimmen der Ahnen, durch den Manismus, den Verkehr mit den Verstorbenen, erreicht wird.

Es ist ein Verbot, ein Ewuo, daß die Frauen die Schwirrhölzer nicht in Bewegung sehen dürfen. Die Frauen dürfen den Oro sehen, wenn er am Boden liegt, und wenn über ihm geopfert wird. Sie dürfen ihn aber nie in Tätigkeit sehen, dürfen niemals mit offenen Augen das ihnen dennoch bekannte Geheimnis erblicken. Das Schwirren sollen sie in keinem Falle ansehen. Es ist außerordentlich interessant, es zu erleben, wie dieses Verbot und die Furcht vor dem tönenden Instrumente nicht nur die Frauen der meinerseits überhaupt nicht aufgefundenen Omorofamilie, sondern auch die Anhängerinnen eines jeden wirklichen Orischa heute noch in einem geradezu erstaunlichen Respekt hält; obgleich die Frauen die Schwirrhölzer ganz harmlos anfassen und tragen. So waren es stets Frauen und nie Männer, die mir die gesammelten Schwirrhölzer verkauften. Nie hat eine der anwesenden Frauen, welchem Bunde sie auch zu-

gehörte, sich gescheut, die Dinger anzufassen. Oft ermahnte die eine oder die andere anwesende Frau aber zu meinem stillen Grimme die Verkäuferin, mir solche Sache ja nicht zu billig abzulassen, denn es wäre ein sehr wertvoller Gegenstand. Darauf trat dann gewöhnlich eine enorme Preissteigerung ein, und wenn dies allzusehr auflohte, dann brauchte ich nur das Schwirrholz mit der Rechten und die Schnur mit der Linken anzufassen, und so den Eindruck zu erwecken, als wolle ich dieses Instrument in Bewegung setzen, und sogleich schlugen die Frauen die Hände vor das Gesicht, wandten sich um und fuhren kreischend auseinander. Ich mußte sie dann jedesmal beruhigen und auf das Komische, das in dieser Situation lag, aufmerksam machen. Denn dieses manchmal wiederholte, kleine Experiment gewann mir ja nicht nur den allgemeinen Respekt, den alle Weiber der Joruben erfahrungsgemäß vor der Einrichtung haben, sondern es belegte auch schlagend, daß die Weiber den Griff des Oroschwingens kennen und gesehen haben müssen. Sonst wären sie nicht gleich auseinander gefahren, wenn ich es nur kunstgerecht anfaßte.

Es ist also sicher, daß die Frauen von den Männern durch dieses Instrument eingeschüchtert werden, und daß sie vor diesem großen Vaterbrummer ununterbrochen in gehörigem Respekt erhalten werden. Einstimmig wurde mir berichtet, daß früher Frauen, die sich während des plötzlichen Umzuges des Oro auf den Straßen hätten sehen lassen, unbedingt getötet und aufgehängt wurden. Bei der verblüffenden Vorliebe der Joruben für Menschenopfer und ihrer Geringschätzung des Menschenlebens ist das durchaus glaubhaft. Uebrigens wurden für die Ausführungen des Nachtsummens nur schnelle und leichtfüßige Burschen verwendet, da die Schwerfälligen hierfür ungeeignet waren. Es galt, bei der Vorführung bald hierhin, bald dorthin zu springen, bald hier und bald dort die Lärminstrumente in Bewegung zu setzen. In den Nächten, für die die Ankunft und der Umgang des Oro angekündigt wird, halten die Frauen ganz besonders gute Speisen bereit. Es wird dann Schafbock und Hund geschlachtet, und die leckersten Gaben werden in Schüsseln draußen vor die Tür gestellt. Die lärmende Bande nimmt die Speisen und vertilgt sie. Als Belohnung für ihre freundlichen Gaben erschrecken die Brummer dann die Frauen durch ihr Lärmen bis zum Tagesgrauen, dann packen sie die Orohölzer wieder zusammen und legen sie an ihren Ort. Noch heute aber werden die Orohölzer aus dem Holze des Oschurun-, des Ire- und des Rokobaumes gefertigt. Besonders der Roko gilt als hervorragendes schwirrkräftiges Gewächs. Man schreibt ihm auch die Orogi-Roko, die Irrlichter, zu, die an seinem weißen,

mächtig hohen Stamme umhertänzeln. Der Baum ist voll magischer Kräfte, wenn er auch ebensowenig Orischa ist, wie der Oro selbst. Wie alle religiösen Institutionen der Joruben feiert auch der Orobund alljährlich ein großes Fest. Er ist aber in gewissem Sinne ein Rivale des Orischa. Denn kein Omoru, der also lediglich ein Verehrer des Oro ist, ohne aber einem Orischa anzuhängen, darf sich dem Tempel einer wirklichen Gottheit anbetend nähern. Wagt er es dennoch, so wird er verjagt und verspottet als Oroanhänger. So wenigstens wurde mir mitgeteilt. Ich selber habe keinen Mann kennen gelernt, der nur den Oro kennt und die Orischa verleugnet. Wohl aber weiß ich, daß viele Orischaanhänger sich an dem Orospiele beteiligen. Es tritt also hier die Erscheinung in den Vordergrund, daß die Staaten bildende Kraft und staatserhaltende Kraft an sich mit dem eigentlichen Orischasysteme nichts mehr zu tun hat. Staat und Gottheit sind bei den Joruben nur in gewissem Sinne miteinander verbunden. Das Orischasystem ist ein System der Familiengliederung, der Clanbildung. Es besitzt, wenn wir von der Schangofamilie und der Alafininstitution absehen, keine Staaten bildende Kraft.

Noch deutlicher fast können wir das erkennen bei jener Institution, die eigentlich die Staatenlenkerin ist, bei dem Bunde der Ogboni, von dem ich oben schon erzählte.

□ □

Der Ogbonibund oder Senat der Sippenältesten.

Das Jorubaland ist ein Königtum — wenigstens dem Namen nach. Schon rein äußerlich aber erkennt der Beschauer der Verhältnisse, daß das Königtum sich mehr oder weniger auf eine fast nur nominelle Regierung des Alafin, des in der Hauptstadt Ojo herrschenden Gesamtherrn, beschränkt, daß im Vergleich mit dessen äußerlicher Macht die Leitung der anderen Städte eine so selbständige ist, daß der Alafin vor jeder Stadtmauer Halt macht und sich mit einer nominellen Oberherrschaft, mit einem nominellen Bestätigungsrechte und einem nominellen Tribut begnügen muß. Der priesterliche Oberherr des Jorubalandes, der Oni von Ife, hat fast ebensoviel Macht wie der Alafin. Die Städte sind selbständig, und es scheint fast so, als ob sie von den Bales, einer Art gewählter Fürsten, beherrscht und regiert werden. Aber diese Bales haben ebensogut nur eine Scheinmacht, wie der Alafin in weltlichen Dingen und der Oni in geistlichen. Der Schein trügt. Auch die Bales sind einer

anderen Macht unterworfen, und diese wird eben durch die Ogbonibünde dargestellt.

Die Stadt-Fürstentümer des Jorubalandes im weiteren wie im engeren Sinne sind Republiken, und die stolze Fürstenpracht ist ein Präsidentenhofhalt von jedesmal durchaus begrenzter Dauer. Präsidenten europäischer und amerikanischer Kulturstaaten haben längere Amtsdauer als die der Joruben, und diejenigen, die diese Amtsdauer in scharf gezogenen Grenzen halten und stets nach jeder beliebigen Richtung hin mit der Durchführung ihrer Wünsche ausfüllen, das sind die heiligen Gesellschaften der Ogboni, welche wir schlechthin auch als Senate bezeichnen können.

Der Senat der Ogboni erweitert und erhält sich durch Zuwahl und ist eine oder vielmehr die eigentliche Grundlage des Staatsregimentes — weit mehr noch als das Königtum. Ich erhielt eine hochinteressante Angabe, daß nämlich die Ogboni ursprünglich eine Einrichtung der Egba und nicht eine solche der Joruben gewesen seien. Die Egba hätten in alter, in ältester Zeit und lange, lange vor der Gründung Abbeokutas auch ein Gebiet von Ibadan besessen, hätten hier ihre Staaten gehabt, und diese seien von den Ogboni gegründet worden. Dann seien die Joruben — das sei schon sehr, sehr lange her, da der Schango (?) ihr Alafin (Kaiser) gewesen sei — nach Ojo gekommen, hätten Ibadan eingenommen und die Egba aus dem Lande getrieben. Die Alafine hätten versucht, das ältere Regiment der Ogboni auszurotten, hätten es aber trotz aller Grausamkeit nicht vermocht. Das soll lange, sehr lange her sein, soll unendlich viel weiter zurückliegen, als die ursprüngliche Gründung Abbeokutas, die auch früher sich vollzogen hat, als die eigentliche Geschichtserzählung zu sagen weiß. — Diese Geschichte wurde mir erst vom Oberhaupt des Ogboni in Ibadan vorgetragen. Ich übersah damals den Zusammenhang nicht, glaubte auch allzu viel Selbstvergötterung der Ogboni darin wittern zu müssen, so daß ich sie zuerst als unwesentlich zurückschob. Dann hat sie mir aber ohne jede Beziehung zu dem ersten Berichterstatter später ein alter Angehöriger der Alafinfamilie bestätigt. Ich war schon besser mit dem Verwaltungssystem vertraut, hatte es durchgesetzt, daß wir selbst in den Ogboni aufgenommen wurden, und somit wurde mir später alles so klar, daß ich den Leuten verständliche und der Sachlage entsprechende Fragen aufwerfen konnte.

Es ist wahr: Im Jorubareiche Ojos sind zwei Regierungssysteme miteinander verschmolzen. Das eine ist die Königsmacht,

die sich mit der Figur des Alafin ausgebildet hat, das zweite aber die Ogbonieinrichtung, die aus ihrer Mitte einen Bale, einen Präsidenten nicht der Ogboni, sondern der Stadt, hervorgehen läßt. Jede alte Stadt hat heute noch ihren Ogboni, das ist die Vereinigung der angesehenen Leute. Es ist eine Männervereinigung. Wenn Frauen, und zwar ganz bestimmte alte Damen, zugelassen werden, so waren diese doch früher nie im eigentlichen Sinne Mitglieder, sondern nur Angestellte des Bundes. Es waren anscheinend meist zwölf, und zwar sehr alte und in den schwierigsten und schlimmsten Künsten gewiegte Weiber, die die Aufgabe hatten, zu spionieren und auszukundschaften und eventuell jemand geschickt den Giftbecher beizubringen. Sie gehörten als grausamste Unholde passend zu dem grauenvollen Systeme.

Die Ogboni umgaben und umgeben sich heute noch mit einem Schleier der Mystik, und ihre Dunstzone mit Blutgeruch. Sogar heute, wo die englische Regierung schon seit einigen Jahren im Lande herrscht, fallen der blutigen Sippenschaft noch Opfer. Ich habe ja im dritten Kapitel selbst schon etwas davon erzählt. Der Ogboni nahm zu allen Zeiten nur alte, angesehene und vertrauenswürdige Leute in seinen Kreis auf, nur sogenannte „Ledi". An seiner Spitze stand ein Oluwo Oba, kurz auch Oluoba, Oba oder auch nur Oluo genannt. Das Amt ist erblich und liegt stets in den Händen eines Nachkommens des ersten Oluo. Dieser regierte in der Weise des Ogboni das Land so lange, bis die Alafindynastie nach Ojo kam. Der Oluo soll aber vom Egbastamm sein, und der alte derzeitige Inhaber des richterlichen Amtes in Ife rühmte sich der Altehrwürdigkeit seiner Familie jedesmal, wenn wir uns wiedersahen. Wenn irgendein wichtiges Ereignis in der Luft liegt, wenn irgendeine Maßnahme gegen den Bale oder gegen sonst einen würdigen Großen erwünscht ist, dann kommen die Mitglieder des Ogboni beim Oluwo zusammen, um die Angelegenheit zu besprechen, anzuordnen und in die Wege zu leiten. Jedesmal versammelt sich der Ogboni, wenn ein angesehenes Mitglied aufgenommen werden soll. Die Aufnahmezeremonie wurde schon besprochen.

Um aber die ganze Macht des Ogboni verständlich zu machen, will ich das Orakel beschreiben, das diese dunklen alten Herren heute noch handhaben, jedesmal, wenn ein ernster Fall ihren Wirkungskreis berührt. Dies Orakel heißt: Mummule. Es besteht zum wesentlichen im Werfen von Kolastücken und hat folgenden Verlauf: Wenn irgendein Mann in der Stadt in seinen Unternehmungen,

welcher Art sie auch seien, in letzter Zeit reichen Erfolg hatte, so daß er sich in kurzer Zeit vom armen Schlucker zum wohlhabenden und viele Sklaven besitzenden Manne emporgeschwungen hatte, wenn er fernerhin keinen vornehmen Anhang hatte, d. h. also sich als Parvenü über das Niveau seiner Familie hinaufgearbeitet hatte, so hängte man ihm beim Ogboni irgendeine Anklage an. Nicht selten war es der Bale selbst, der die Sache vor diese Gesellschaft brachte, es versteht sich von selbst, unter der Hand! — Der Betreffende wurde dann vorgeladen. Wenn der Oluwo auch ein Baba-lawo, ein Prophet und Orakelsager des Gottes Ifa war, so genügte doch solche Wahrsagerei zu solchem Zwecke nicht. Die Edafigur (siehe Kap. 3) und ein oder mehrere Abebede wurden auf den Boden gelegt und ein richtiges Opfer an Huhn und Küken darüber dargebracht. Der Oluwo nahm dann eine Kolanuß zur Hand. Er weihte sie erst durch Auflegen auf die Figur des Gottes und zerbrach sie dann in ihre natürlichen vier Abschnitte. Er nahm dann aus jedem Teile ein Samenkorn heraus und warf dies zu Boden. Dann schüttelte er die vier Segmente in der Hand und schleuderte sie neben der Figur auf die Erde. Die Abschnitte können nun natürlich so fallen, daß die runden Seiten nach oben liegen, oder auch so, daß sie gerade auf die runden Seiten fallen, so daß also die Samenkante nach oben ragt. Ein gutes Zeichen ist es, wenn sich von den vier Abschnitten, je zwei in der ersten und zweiten Lage befinden. Wenn aber die Lage eine ungerade ist, so daß ein Teil nach einer Seite, drei aber nach der anderen Seite auf die Erde zu liegen kommen, so ist das von vornherein ein entscheidendes und sehr schlechtes Zeichen. Daß Priester vom Schlage des Oluwo und Bundesglieder von der Art des Ogboni eine große Uebung im Werfen der Kolaschnitte besitzen, und daß sie das Orakel demgemäß sehr wohl zu dirigieren vermögen, ist selbstverständlich, ist von den Leuten auch zugegeben und mir vorgeführt worden. Wehe, wenn für den Angeklagten eine ungleichmäßige Lage der Kolaschnitte sich ereignet. In aller Eile wird er gepackt, wird sein Kopf über die Figur gelegt und wird ihm mit dem schweren Edamesser der Kopf vom Halse getrennt. Der Kopf wird in dem Hause des Oluwo aufgesteckt, der Körper hinausgeworfen auf die Straße. Nicht lange hängt aber der Kopf in der Luft. Schon am gleichen oder am anderen Tage wird er in die Erde gegraben, und darin bleibt er drei Tage. Dann wird er aber herausgenommen, gut gereinigt und endlich aus dem Schädelbach ein Trinkgefäß geschnitzt, dessen Verwendung wir sogleich kennen lernen werden.

War der Mann selbst in dieser Weise aus dem Wege geräumt, so machte sich die saubere Gesellschaft sogleich an die Teilung der Beute. Ich sagte oben schon, daß man sich für ein solches Verfahren im allgemeinen Parvenüs aussuchte, also Leute, deren Verwandte noch nicht auf der Höhe der Entwicklung dieses einzigen Ausnahmeschößlings standen. Also hatte er nur selbst einen Einfluß, nicht aber der Familienanhang. Fiel er selbst durch die Ermordung fort, so war die Familie ihrer einzigen, wesentlichen Stütze beraubt, und demgemäß der Familienbesitz vogelfrei. Man nahm die Sklaven, den wesentlichsten Reichtum, und teilte sie zwischen dem Bale, dem Oluwo und anderen Ogbonileuten. Man streute in der Stadt das Gerücht aus, daß der Mann in irgendeiner Weise gegen die derzeitige Regierung eine Verschwörung angestiftet habe.

Mit dem Mitgliede einer von altersher angesehenen Familie konnte man natürlich nicht so einfach verfahren, denn ein solcher besaß doch immer mehrere angesehene Brüder, Schwäger, Schwiegerväter oder dergleichen, die für den Besitz eines auf diesem Wege geopferten Mannes sicherlich sehr energisch eingetreten wären.

Ich beschrieb, wie aus den Schädeln der Ogboniopfer Trinkschalen bereitet wurden. Sie wurden als Iba-Oli-Inja bezeichnet. Wenn irgend jemand beim Ogboni wegen Lügens oder Diebstahls angezeigt wurde, so füllte man den giftigen Trank hinein. Der Angeklagte ward zum Ogboni geladen. Er mußte den Aufguß aus der Schädelschale genießen. War die Anklage ungerecht, und war er unschuldig, so ward ihm im schlimmsten Falle etwas übel, war er aber schuldig, so starb er an den Folgen dieses Genusses. Es war also ein Gottesgericht, wie es aus vielen Teilen Westafrikas bekannt ist.

Aber nicht nur auf solche, recht einträgliche Gerichtsbarkeit beschränkte sich die Tätigkeit des Ogboni. Man sprach vielmehr den Messing- und Bronzefiguren des Ogboni eine ganz außerordentliche, magische Kraft zu. Wenn der Bale z. B. erkrankte, so pflegte er noch vier solcher Opfer an den Ogboni zu senden, damit sie über den Heiligtümern des Ogbonibundes geschlachtet würden. Er machte dies aber sicherlich nicht nur der heiligen Kraft der Bildnisse wegen, sondern auch um den alten Mitgliedern und deren Genossenschaft, in deren Händen ja vor allem auch die Entscheidung über seine Amtsdauer und sein eigenes Leben lag, zu schmeicheln. Er opferte den Ogboniheiligtümern im selben Sinne wie mancher Fürst des Altertums und am Nile. Er suchte sich stets gut mit dem Ogboni

zu stellen und den Ogboni in seiner Machtvollkommenheit zu bestätigen. Er konnte ja auch nicht einmal wissen, ob die Krankheit nicht das erste Symptom einer Vergiftung war, zu der ihn die alten Bürger verurteilt hatten, und ob sie ihm bei solcher Anerkennung ihrer Macht und bei der Schmeichelei, die in einem solchen Sklavenopfer lag, nicht wohlwollend doch noch mit Gegengift beispringen würden. So anerkannte er denn gern ihre Gewalt und brachte dem Glanze des Ogboni seine Opfer dar. — Ferner glaubte man die Wunderkraft der Heiligtümer in der Weise ausnutzen zu können, daß man, wenn Feinde gegen die Stadt zogen, die Symbole der Macht und geistigen Kraft vor den Toren aufstellte. Nach dem Volksglauben schützten sie, zumal, wenn Menschenopfer darüber dargebracht wurden. Und wenn das Mummule günstig ausfiel, so war man gewiß, daß die angreifenden Feinde bei ihrem Anblick tot zu Boden fallen würden.

Das Zeichen, an dem die Ogbonileute auf Reisen einander verstehen, besteht darin, daß sie die kleinen Messingfiguren am Arm tragen und sich vorweisen, und zweitens darin, daß, wenn einer dem anderen sein „Ogboni" zuflüstert, der andere mit „Ogborra" antwortet. Wichtig erscheint mir auch die Mitteilung, daß die Ogboni in allen Zeremonien soviel Gewicht auf Bronze- und Gelbgußgerät legen. Diese Gelbgüsse kamen in uralter Zeit aus der Stadt Ogbo oder Ogborro, die südlich von Ilescha oder Jescha und nördlich von Neu-Ojo liegt. Dort und in Ife haben sich die Ogboniinstitute lange, bevor es noch einen Alafin gab, entwickelt, und von da aus haben es die Egbaleute übernommen. Diese Traditionen können sehr wohl mit den Tatsachen übereinstimmen. — Der Ogboni soll früher auch ein großes Okqua, ein heiliges Gefäß aus schönem Gelbguß besessen haben, das aber gelegentlich eines Brandes von einer einstürzenden Mauer zerschlagen wurde. Sicheres über Ursprung und Verwendung hörte ich nicht, dagegen die mehrfach wiederholte Angabe, daß dieser schöne Guß weit vom Norden her, vom Niger, gekommen sei.

Diese Gelbgüsse der Ogbonileute erinnern fernerhin an die Sage, daß die Institution vordem in den Händen der Schmiede gelegen habe. Da kann ich denn daran erinnern, daß in den Mandeländern die Numu, die Schmiedekaste, alljährlich, wenn sie den großen Guß für das heilige Ackergerät herstellen, nach langwieriger Zeremonie die Macht gewannen, die Amtsführung des Königs zu begutachten und eventuell ihn zum Tode zu verurteilen.

□ □

Die Bales oder Präsidenten.

Die Bales, die Stadtfürsten der Joruben, sind Geschöpfe und Werkzeuge der Ogboni. Der Alafin, der sogen. „König" der Joruben, hat dagegen mit den Ogboni nichts zu tun. In alter Zeit regierte dieser Herrscher in einer nahe der Borgugrenze gelegenen alten Stadt, welche wir als „Alt-Ojo" bezeichnen wollen. Die mächtigen Umwälzungen, die diese Länder im Laufe der letzten Jahrhunderte durchmachten, haben aber auch diese alte Stadt vernichtet, und haben den König veranlaßt, mit seinem Hofhalte nach dem Süden zu fliehen und in einer Stadt nahe Ibadan Zuflucht zu suchen. Diese neue Stadt wurde wiederum Ojo genannt, wir können sie als „Neu-Ojo" bezeichnen. Der Alafin ist ein Nachkomme der Gottheit Schango, des gewaltigen Gewitterorischa der Joruben. Die Tradition weiß zu berichten, daß es mehrere Alafindynastien gegeben habe, über die wir dann später zu berichten haben werden. Die älteste Schangodynastie kam der Sage nach aus dem Lande der „Tagba" oder „Tagpa" oder „Tappa", d. i. aus dem alten Nupe. Sie scheint außerordentlich lange Zeit in Alt-Ojo regiert und dann einer zweiten, aus Borgu stammenden Dynastie den Platz geräumt zu haben. Als die Anhängerschaft des alten Königs nach Neu-Ojo übersiedelte, ward ein neuer Alafin aus der ersten Schangofamilie gewählt, der aber natürlich nicht die gleiche Blutsreinheit aufwies, wie die alten Alafine des nördlichen Ojo in alter Zeit. Die Pracht des Königspalastes in Alt-Ojo wird als ganz erstaunlich prunkvoll geschildert. Die Lehmpfeiler waren mit Holzschnitzereien und Bronzeplatten bedeckt. So erzählt der Volksmund, und so beweisen es die Funde aus Benin. Und meine Leute haben mir aus den Trümmern Alt-Ojos noch Schnitzwerke von ganz besonderer Schönheit gebracht. Weiterhin galt die Alafinfamilie als ein alter Volksstamm, der durchweg seine Kriege zu Pferde führte. Auch das ist wahrscheinlich, weniger wahrscheinlich ist dagegen die Angabe, daß in Alt-Ojo über 310 Könige aus dem gleichen Stamme geherrscht haben, und daß deren Namen alle Leute der verstorbenen Generation noch gekannt haben sollen.

Die Joruben sind durchaus stolz auf ihren Alafin, ohne ihm aber irgend etwas mehr als traditionelle Höflichkeit zu erweisen. Die dem Alafin zustehende rein formelle Bestätigung der durch die einzelnen Staaten gewählten Bales wird selbstverständlich nie verweigert, und diese sind in ihren Maßnahmen unbedingt weniger von ihm als von den Ogbonileuten der eigenen Stadt abhängig. Der König hat seine hohen Beamten, wie Baschorun und Kriegshäuptlinge in Oja, jeder Bale seine eigenen Beamten in seiner

eigenen Stadt. Die Würde des Alafin ist erblich, die des Bale nicht. Der Alafin regierte schon während der Dauer der letzten Dynastie bis zu seinem Lebensende, und nur, wenn er es allzu arg trieb, sandten seine Großen ihm das Igbaoa, das ist eine bedeckte Schale mit Papageieneiern, die bedeutet: entweder du fliehst in den Busch, oder wir bringen dich um. Dagegen durfte der Bale noch bis vor kurzer Zeit immer nur zwei Jahre hindurch sein Amt versehen; war diese Zeit verstrichen, so ward sein Leben schlankweg ohne Pensionsbewilligung abgeschnitten. Mit anderen Worten: Es wurde ihm die notwendige Menge Gift beigebracht. Im übrigen war das Verhältnis der Würde des Bale zu der des Alafin in Joruba das gleiche wie im Songaireiche das des Balama zum Kaiser. Die Uebereinstimmung des Namens Bale und Balama ist kein Zufall. Der Name lagert als historisches Residuum über dem Lande zwischen dem Tschadsee und der Höhe des Nigerbogens.

War der Moment des Abschiednehmens für den alten Bale gekommen, so trat der Ogboni zusammen, um festzustellen, wen man als Ersatz wählen könne. Der Neuzuerwählende sollte einerseits repräsentieren können, anderseits aber auch ein gefügiges Werkzeug der alten Würgengel sein. Man einigte sich im stillen oft erst nach tagelangen Streitigkeiten. Auch scheint man sich nicht immer dessen gewiß gewesen zu sein, ob der Neugewählte auch die Stellung annehmen würde. Denn es ließ sich nicht mit absoluter Sicherheit sagen, ob nicht die jetzt für den neuen Herrn eintretenden Wähler nach verhältnismäßig kurzer Zeit seinen Tod beschleunigen würden. Die Balestellung hatte eben ihre unangenehmen Schattenseiten. War man sich nun im Ogbonirat im klaren, so ward die öffentliche Wahl auf dem Markte vorgenommen. Hier traten denn die Alten auf Verabredung auf ihn zu. Sie hielten Zweige vom Ejeje und solche mit Akoko genannten Blättern (Blätter: Ewue) bereit. Diese legten sie dem neuen Präsidenten auf den Kopf. Ein Alter, wenn ich recht verstanden habe, der Oluwo, trat auf ihn zu, und forderte ihn auf, dreierlei einzuhalten: erstens: jederzeit für jedermann zugänglich zu sein, und jeden anzuhören, der ein Gesuch habe; zweitens: jede Klage gerecht zu beurteilen und bei keiner Sache sich durch die Stellung der Parteien beeinflussen zu lassen; drittens: sich besonders derjenigen Leute anzunehmen, die als Kranke zu ihm kämen, denn sie hätten viel weniger Umsicht, ihre Sache so klar und energisch zu vertreten, wie Gesunde. — Man muß erstaunen über die moralische Deutlichkeit dieser Grundsätze. Aber man sieht doch daraus, daß dem bösen, egoistischen Regimente einiger ausgesottener und ab-

geeimter Würgengel ein gutes Werk für die große Mehrheit entspringen könnte. Diese grausamen Alten konnten ihre Herrschaft über die ganze große in alter Zeit nach mehreren hundert Tausenden zählenden Bevölkerung solcher Städte nur dann aufrecht erhalten, wenn sie dies schöne Programm als Regierungsprinzip zum Fenster hinausriefen, konnten sich aber, in Anbetracht der Wucht dieser enormen Bevölkerungsziffer, der rückwirkenden Kraft solcher Proklamationen und Präsidialverpflichtungen natürlich auf die Dauer auch nicht entziehen.

Der Bale ward dann mit den Prunkstücken seiner Macht ausgestattet. Er erhielt das aus Silber (Fabaka) hergestellte Armband, in dem jene Ewue Ejeje und Ewue Akoko eingeschlossen waren, die bei der Wahl auf dem Marktplatz seinen Kopf bedeckt hatten. Der Rest der Zweige ward aufbewahrt. Der Bale erhielt fernerhin das Lederkissen „Timtim", dann ein herrliches Otun und Osi (rechts und links) genanntes Samtkleid, das hier an Stelle des gewöhnlichen, Agbaba genannten, Ueberwurfes tritt. Ein besonders schöner Hut und manches andere Prunkstück vervollständigten die Staatskleidung, die seiner Exzellenz, dem Herrn Präsidenten, genannt Bale, am Tage seiner Wahl überreicht wurden, und die ihn über das unangenehme Gefühl, nie wissen zu können, wie lange der Spaß dauern würde, hinwegtäuschen mußten. Es war sehr drollig, wie einer meiner alten Berichterstatter schmunzelnd erwähnte: „wenn er das schöne Kleid sieht, wenn die Trommeln geschlagen werden, dann vergißt der neue Bale, daß das Leben sehr kurz sein kann."

In Ede, in Oschogbo und anderweitig, vor allem in Ojo, haben die Staatsleiter besondere Paläste als Dienstwohnung. In Ibadan dagegen wohnt der Bale jeweilig in seinem eigenen Hause. Er bleibt auch nach seiner Wahl in dem von den Vätern ererbten Gehöfte wohnen und erhebt es zum Palaste. Man sieht, der hohe Herr Bale ist von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet nichts weiter als eine erweiterte, vergrößerte und offiziell abgestempelte Ausgabe des echten westafrikanischen Dorfschulzen, der sich von den Typen seiner anderen Brüder nur dadurch wesentlich unterscheidet, daß er in großartigem Zeremoniell gewählt wird, daß er und seine ganze Familie während der Amtsdauer bedeutendes Ansehen und bedeutende Einnahmen genießt, und daß seine Existenz in bestimmte feste Grenzen der Amtsdauer eingeschränkt bleibt.

Der Beamtenstab des hohen Herrn rekrutiert sich zunächst aus der eigenen Familie. Bei den Mossi, Tim, Nupe usw. traf ich die Einrichtung von Pagen, die als Boten und bessere Arbeiter, teil-

weise auch als Vertraute verwendet werden und die Herrscher meist in größerer Menge umgeben. Bei den westlichen Fürsten habe ich nie gehört, daß ein besonderer Familien- oder Sippenstamm das Pagenmaterial geliefert habe. Der Bale hat dagegen den Vorzug, daß seine eigenen Kinder solche Stellungen einnehmen können. Sie wurden in Ibadan „Madgwele" genannt und sind durch ein Samtkleid, „Togu", ausgezeichnet, das die Wähler am Wahltage stiften. Im Gegensatz zu westlichen Sitten dienen übrigens nicht nur Burschen, sondern auch die Töchter des Bale als Madgwele. Wenn sie in ihrer Amtstracht irgendwo auftreten, muß dem überbrachten Befehle des Bale Folge geleistet werden.

Der eigentliche hohe Beamtenstab des Bale besteht aber aus:

Otun-Bale, d. i. der Stellvertreter des hohen Herrn,
Osi-Bale, der Stellvertreter linker Hand, anscheinend an vielen Orten ausgestorben,
Balogun, der oberste Minister,
Otun-Balogun, die rechte Hand des Balogun,
Osi-Balogun, die linke Hand des Balogun,
Assiqua-Balogun, der dritte Balogungehilfe,
Abesse-Balogun, der vierte Balogungehilfe,
Ekarun-Balogun, der fünfte Balogungehilfe,
Ekefa-Balogun, der sechste Balogungehilfe,
Asabju-Balogun, der vor dem Bale herschreitet,
Tjagun, der Scharfrichter,
Ologbo, der als Stellvertreter des Bale das Richteramt vollführt,
Schobalodju, Maje, Ikolaba, Areagu } d. s. Rechtssachverständige.

Diese Reihe ist sehr unvollständig, da viele Beamte der alten Zeit nicht mehr funktionieren. Auch haben sich in den verschiedenen Staaten verschiedene Aemter ausgebildet, wie ja auch die Könige in verschiedenen Gegenden verschiedene Titel führen. Anderseits scheint es mir, als ob, entsprechend jeweiligem Ansehen und Einfluß geschickter Persönlichkeiten, das eine oder andere Amt modisch geworden, dann mit anderen abgewechselt habe und schon kurz nach der Entstehung und Blütezeit wieder verschwunden sei. Ueberall ist aber als Grundlage zu erkennen, daß ein Beamteter immer unter dem anderen steht. Jeder wird von seinem Hintermann eventuell vertreten. Ich werde später auf manche Aemter zurückkommen, die in neuerer Zeit gänzlich verschwunden sind.

Diese Beamten werden teils vom Bale, teils vom Volke gewählt. Das Volk selbst bestimmt vor allen Dingen den Djagun, der Bale die Reihenfolge der Balogune. Die Herren Sachverständigen der Rechtswissenschaft scheinen sich entsprechend der Kenntnis und Erfahrung ergänzt zu haben. Jedenfalls waren sie sehr wichtig, hockten abwechselnd oder gemeinsam um die Person des Herrn Präsidenten und berichteten ihm bei jeder zu erledigenden Sache über etwaige „Vorgänge", erfüllten also nicht nur jeden Wunsch nach einem „Simile", sondern kamen ihm zuvor, indem sie mit ihm über alte, geschichtliche Beispiele sprachen.

Die Balogune, die, wie gesagt, der Reihe nach immer einer unter dem anderen stehen, sollen vordem auch die Ogun Illua Amanno, d. h. die Kriegshaufen, die aus verschiedenen Distrikten ausgehoben wurden, geleitet haben, und zwar je nach Bedarf unter der Führung eigener Häuptlinge, die ihrerseits den Balogunen als höheren Offizieren unterstanden. Sicher bin ich mir der Richtigkeit dieser Behauptung nicht, da ich aus anderen Angaben den Eindruck gewann, daß die Balogune mehr Minister als Kriegsherren gewesen sind. Kriegerische Aufmachungen und Kriegshaufen überhaupt wurden immer aufgebracht, wenn Sklavenkriege in fernen Gegenden ausgeführt werden sollten.

In früherer Zeit soll der Bale von Ibadan manchen Zug zu solchem Zwecke zu den Kukuruku gesandt haben; auch wurden nicht nur dann und wann Fehden in anderen Städten ausgefochten, sondern der Bale benötigte dieser Kriegshaufen auch im eigenen Lande, und das ward nicht allzu selten in folgender Weise veranlaßt:

Alle Männer der Gemeinde, die unter dem Präsidium des Bale lebten, waren verpflichtet, ihm bei der Bestellung seiner Aecker zu helfen. Arme legten selbst Hand mit an, die Wohlhabenden sandten ihre Sklaven. Solcher Art gemeinsames Werk wurde vom Bale durch großartige Bewirtung der Arbeiter oder Arbeitsherren und durch Verteilung von Nahrungsmitteln vergütet. Während nun die in der Nähe Wohnenden die Arbeit ausführten, brachten die Fernerstehenden gewissermaßen als Ausgleichssteuer die Nahrungsmittel, Speisen und Leckereien für die großen Abfütterungen heran, und gleichzeitig, wenn die Botschaft des Bale an die umwohnende Bevölkerung die Aufforderung, zur Arbeit zu kommen, überbrachte, gingen andere Sendlinge zu den ferner Wohnenden und forderten Fouragelieferung.

Die Pagen fielen nun wohl in ferner wohnende, kleine Gemeindewesen ein, um zu veranlassen, daß dieser Aufforderung nicht

nachgekommen würde. Bösartige Zungen meinten spöttisch, der Bale habe in letzter Zeit solche Unbotmäßigen nicht gar so ungern gesehen, denn sie gäben ihm Veranlassung, seinen Besitz zu mehren. Denn kaum waren die Berichte über die Ungehorsamen angelangt, so berief der Bale einen Kriegshaufen, stellte ihm einen kriegerischen oder diplomatischen Leiter an die Spitze und sandte ihn ab. Die Leute rückten in die aufrührerische Gegend, näherten sich möglichst unauffällig, damit die Dörfler nicht etwa entwischten, und fielen dann über die kleine Gemeinde her. Männer, Weiber und Kinder, alles, was nur leiblich handfest und kräftig war, ward gefangen genommen. Oftmals soll nur die Hälfte der Bevölkerung dageblieben, d. h. glücklich entflohen sein. Von diesem Rest war der größte Teil männlich, denn die Weiber konnten am wenigsten leicht entfliehen. Alle Gefangenen wurden nach der Heimstadt gebracht und dem Bale vorgeführt. Er verwandte einige von ihnen für seinen eigenen Haushalt, in dem sie als Sklaven und Frauen dienten, verschenkte andere und verkaufte den Rest.

Der glücklich entronnene Teil der Einwohner sammelte sich dann aber auf den Trümmern seiner Siedlung und sandte Boten an den Fürsten, die als Zeichen der Unterwerfung Blätter auf den Köpfen trugen. Sie wurden dann begnadigt. Wenn eine Deputation mit dieser Nachricht zurückgekehrt war, begann die Bevölkerung wieder emsig zu arbeiten. Die Felder wurden bestellt, die Häuser neu errichtet. Die Männer arbeiteten jetzt doppelt fleißig und suchten möglichst schnell genügendes Geld zu verdienen, um baldigst in ein fernes Land zu gehen und dort sich eine neue Frau erwerben zu können. Denn infolge der Strafexpedition des Bale waren der Gemeinde die meisten Frauen fortgenommen worden. Mit den neugewonnenen Frauen kamen die Männer zurück; der Kindersegen stellte sich ein, und wenn die Gemeinde wieder ansehnlich herangewachsen war, so entsandte sie an den Bale eine neue Botschaft mit der Bitte, ihnen einen Abjelle, einen Häuptling, zu geben. Der Bale tat es, und von nun ab folgte die verjüngte Gemeinde dem Befehle des Herrn und blieb botmäßig. Die Abjellewürde der kleinen Gemeinden ist aber nicht erblich, sondern es wird nach dem Tode eines jeden von dem regierenden Bale ein neuer ernannt.

□ □

Der Alafin oder König.

Bei keiner Gelegenheit tritt der große Unterschied, der zwischen dem Alafin in Ojo und dem Bale in Ibadan besteht, also der Unterschied zwischen König und Präsidenten, deutlicher hervor, als

bei deren Lebensabschluß. Der allseitigen Behauptung nach war der Jorubakönig in Ojo während der Herrschaft der letzten beiden Dynastien weder in seiner Amts-, noch in seiner Lebensdauer begrenzt. Er mußte es schon ziemlich arg treiben, bis die Großen seines Hofes ihm das Igbaoa (die Schale mit den Papageieneiern) sandten, was dann allerdings einen schleunigen Abmarsch veranlaßte. In ganz alten Zeiten sollen dagegen die Alafine immer nur 7 oder 14 Jahre regiert haben. Was dies bedeutete, das werde ich dann, wenn ich die Formen der äthiopischen Königswürde bespreche, zeigen. Im allgemeinen gewährte man aber, wie gesagt, im Laufe der letztverstrichenen Zeiten dem Alafin gewöhnlich einen natürlichen Lebens- und Regierungsabschluß. Nach seinem Tode wurde eine ganze Reihe von Gebräuchen ausgeübt, die an Grausamkeit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Zunächst schnitt man der königlichen Leiche das Haupt ab und trennte die Hirnschale davon los, reinigte sie und übergab sie dem ältesten Sohne des Königs, dem natürlichen Erben seines Besitzes, seiner Stellung und seiner Rechte. Dieser trank aus der Schale Sorghumbier und ward dadurch selbst zum Alafin geheiligt. Die göttliche Kraft des Schango selbst, des alten Reichsgründers, ging dadurch auf ihn über. Ferner ward dem königlichen Haupte die Zunge entnommen. Sie ward geröstet, präpariert und dem Sohne zu essen gegeben. Das war Bedingung zur vollendeten Krönung des neuen Herrschers. Dann erst folgte das Begräbnis. Unter den Armen wurde um die Leiche ein Strick gebunden, an dem sie zum Palaste hinausgeschleift wurde. Schon zu Lebzeiten des Verstorbenen hatten einige Leute das Versprechen abgegeben, sich mit dem Herrscher zusammen begraben zu lassen. Solche Leute hießen Apobaku, das sind Leute, die das Wort gegeben haben, mit dem Herrscher zu sterben. Acht lebende Menschen folgten dem Herrscher in das Grab: Weiber, Sklaven und der Zügelhalter des königlichen Rosses.

Die königliche Leiche findet in einem riesigen Topfe, einer gewaltigen Urne, Aufnahme. Die sogenannten Banka oder Onitsche Awuo tragen diese Graburne nach einem Platze, der Koso heißt und mitten im Busche liegt. Dort draußen ist ein Königsgrab neben dem anderen. In Neu-Ojo wird ein tiefes Loch gegraben. Da hinein versenkt man die lebendigen Begleiter der Totenfahrt und das Riesengefäß mit der Leiche des Königs. Man bedeckt dies Grab des Lebens mit Erde und errichtet einen Hügel. Dann wird das Pferd des Königs auf diesem geschlachtet und dem Herrn so nachgesandt. Anders war das Vorgehen in Alt-Ojo. Dort hob man eine tiefe

Grube aus, zu der von Osten und Westen je ein Gang führte. In der Mitte ward der Hügel darüber aufgeworfen. Allen Beschreibungen nach muß ich annehmen, daß diese Grabform dem Binigrabe der Songai entspricht, das ich im ersten Kapitel beschrieben und abgebildet habe.

Man sagt dann: „Der Alafin ist in Schangos Reich gegangen." Oder aber: „Der Alafin ist in Schangos Reich geritten." Als Schangostadt ganz im besonderen wird Barra bezeichnet. Das ist ein Weiler, der eine halbe bis eine Stunde entfernt von Ojo liegt und königlich-priesterliches Privatdorf ist. Dort ist Schangos Tempel, vor allem aber Schangos Grab — nach der Volksmeinung, die alles aus dem alten Ojo im Norden nach der heutigen Hauptstadt im Süden getragen zu haben scheint. An diesem Platze Barra ist aber ein Ort, der das vollste Interesse in Anspruch nehmen kann: dort ist das Haus, in der alle Hirnschalen der in Ojo verstorbenen Alafine sorgfältig verborgen gehalten werden.

Ganz anders war bisher der Lebensabschluß eines Bale. Sein Abschied erfolgte, wie schon mehrfach erwähnt war, zunächst recht selten nach den Gesetzen der Natur. Vielmehr griffen die Ogboni häufig ein, wenn ein Bale allzu mächtig oder selbständig, zu wohlhabend oder auch zu grausam ward. Man gibt als durchschnittliche Regentschaftszeit des Bale zwei Jahre an. Nach deren Verlauf warfen die Ogboni das Orakel und dann ward entschieden, ob die Gottheit dem Bale eine weitere Amtsdauer gewähren wolle oder nicht. Fiel die Entscheidung der Gottheit dementsprechend aus, so pflegten ihn die Ogboni durch Gift ums Leben zu bringen. Und das durchaus allgemeine Mißtrauen, das die Joruben jedem angebotenen Getränke entgegenbringen, scheint zu beweisen, daß die Giftmischerei hier sehr im Schwange ist. Das Zeichen zur Vergiftung gab daher der Oluwo, der ihm einst als Oberhaupt der Ogboni seine Wahl sicherte. Nach dem Tode wurde die Leiche des Bale ganz außerordentlich hoch geehrt. Ein großer, „Bossin" genannter Holzsarg ward hergestellt. Reich gekleidet ward der Bale hineingebettet, dann wurde er im eigenen Hause, anscheinend meist im Oborun, zuweilen aber auch in der Gonbu, begraben. Es wurde zu diesem Zwecke ein außerordentlich tiefer Schacht ausgehoben, in den der Sarg versenkt ward. Nach der Zuschüttung führte man den konischen Hügel darüber auf und schlachtete Pferd, Kuh usw. Ein allgemeines, sehr großes Fest ward in Szene gesetzt, und damit war es denn mit der Fürstenpracht der Familie vorbei. Sie versank meist nach einer Generation in Armut. Vom Tode bis zur

Neuwahl des Bale regierte der Otun-Bale. Nach der Neuwahl des Bale erfolgte dann auch die Neuwahl eines anderen Beamtenstabes.

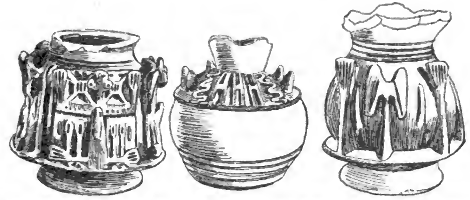
Es ist eine wesentliche Erscheinung, daß, abgesehen vom Alafin und seiner Familie, die Joruben überall ihre Toten in ihren eigenen Gehöften unter der Veranda, also unter den Lebenden, bestatten.

□ □

Wenn wir von den Leitern der Frauen, über die an anderen Orten gesprochen werden wird, absehen, sind hiermit die Grundzüge des allgemeinen Staatslebens resp. der Regierungsverhältnisse dargelegt. Von dem Oni, dem kirchlichen Oberherrn des Jorubalandes, werden wir später hören.

Wenn wir das Vorhergehende zusammenfassen, so bemerken wir erstens eine Ausscheidung der Frauen als solcher aus dem Staatsverbande, eine Ausscheidung, die durch die Tätigkeit des Oro bewirkt wird; wir erblicken zweitens eine republikartige Bundesinstitution mit einem Präsidenten an ihrer Spitze, der ein Werkzeug dieser Männergenossenschaft ist; wir sehen drittens einen König, welcher als ein göttliches Oberhaupt angesehen und dementsprechend nach seinem Ende durch zeremonielle Verehrungsgebräuche gefeiert wird; wir erkennen zum vierten die Stufenreihe eines Beamtentums, in der der Hintermann immer dem ihm voranstehenden untergeordnet ist. Es wird später, wenn wir die Staatsbildung des Sudan überhaupt besprechen, unsere Aufgabe sein, die verwandtschaftlichen und entwicklungsgeschichtlichen Beziehungen hierzu aufzufinden. Hier können wir mit der Feststellung abschließen, daß unter den Faktoren zunächst nur die Königswürde mit dem Orischasystem in Beziehung steht, wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß die überall wiederkehrende Einrichtung der otun- (rechts) und osi- (links) stehenden Beamten sehr wohl einen tieferen Sinn haben kann.

■ ■



Tongefäße von jorubischen Altären mit symbolischem Schmuck; von links nach rechts 34, 30 und 38 cm hoch.
(Zeichnung von Carl Arriens.)

Zehntes Kapitel.

Grundlagen des religiösen Lebens der Joruben.

Die Götter als Sippenahnherren. — Ihre Sippenpriester und Gemeinde- oder Hohepriester. — Ihre Tempel und das Kultusgerät. — Die grundlegenden Gesetze des Systems. — Die göttliche Kraft Ossenj und die Schamanen.

Sippengötter und Sippenpriester; die Götter als Sippenväter.

Wenn man sich im heutigen Afrika nach einem Volke umsehen will, dessen Privatleben noch von dem Geiste eines Religionssystems durchdrungen sei, wie es bei den Völkern des semitischen Kulturkreises und des klassischen Mittelmeeres der Fall war, so müssen wir als Beispiel dieser Art vor allen Dingen die Joruben in Anspruch nehmen. Unter religiöser Durchbringung des Alltagslebens verstehe ich nicht, daß jedem kleinen Lebenserlebnis, jedem Körperteil, jedem Tages- und Jahresabschnitte, jeder Naturbeobachtung oder Kultushandlung eine Unzahl kleiner Glaubensartikel, Schutz- und Trutzmittel, ängstlicher Wahrung oder berechnender Zeremonien gewidmet werden, daß also ein mehr oder weniger unklares Gebräu von Kleinigkeiten die Hauptkraft des Volkes und Volkslebens absorbierte, ich verstehe das vielmehr in dem Sinne, daß eine mytho-

logisch gereifte, architektonisch klar gegliederte Weltanschauung das Leben des Individuums, wie des ganzen Volksorganismus stützt und trägt. Das Lebensgebäude der Joruben, ihre Weltanschauung und ihre Mythologie sind geräumig, weit, tief und hoch, so wenig sympathisch und so abstoßend geradezu auch ihr Charakter sein mag. Sicherlich sind auch zu dem heute bestehenden Orischasysteme und zu dem entsprechenden Anschauungskreise aus verschiedenen Phasen und Sphären die Göttergestalten zusammengetreten, sicherlich weichen die Legenden und Traditionen in den verschiedenen Landesteilen voneinander ab, sicherlich schwanken die Vorstellungen unter den Leuten der gleichen Stadt, ja in jedem einzelnen Kopfe, genau so, wie das bei den Griechen und Römern der Fall war, die ägyptische, semitische, libysche und allerhand andere Ueberlieferungen und Meinungen bald hier bald dort entnahmen und sich aneigneten, ohne aber dabei den Grundstock älterer Religion merklich zu verändern.

Es ist also kein Zweifel für mich, daß die Religion zu dem einen Gusse, in dem sie uns heute entgegentritt, erst allmählich geworden ist, daß die Einheitlichkeit als Ergebnis einer längeren Entwicklung und Umbildung, des Zusammenfließens von mancherlei Strömungen aus verschiedenen Richtungen anzusehen ist. Aber das ist eben so eigentümlich und so merkwürdig für jeden, der es gewohnt ist, Afrika zu beobachten und im afrikanischen Geiste die Leute verstehen zu lernen, das ist so sehr merkwürdig, so durchaus herausfallend aus allen Parallelerscheinungen, daß uns überhaupt ein System, ein Göttersystem, ein wohldurchdachter, anschaulicher Organismus, der genau rhythmisch proportional gebaut ist, hier bei einem westafrikanischen Volke entgegentritt. Wer hätte das noch vor wenigen Dezennien geglaubt, auch nur zu hoffen gewagt; denn diese Fähigkeit, zu gruppieren und den Kreis der Götter wieder zu einem Wesen zu vereinigen, fehlt eigentlich jenen Menschen, die wir unserer Gewohnheit nach noch als „Neger" bezeichnen, oder aber besser gesagt, sie fehlt dem Begriffe „Neger", wie wir ihn zu verwenden pflegen.

Nun behaupte ich aber ferner: wenn wir soeben das Religionssystem der Joruben, also das Orischasystem, mit dem System des Altertums in Parallele stellen, so erachte ich das Orischasystem der Joruben als reiner und ursprünglicher, als konsequenter und wohlerhaltener, denn irgendeine der Formen, die uns aus dem klassischen Altertume noch bekannt geworden sind. Man darf diese Behauptung nicht etwa auf die Schönheit und Würde der einzelnen Legenden

beziehen. Denn mit den klassischen sind die afrikanischen Legenden nicht zu vergleichen. Ich meine auch nicht, daß die religiöse Phantasie im Jorubalande irgendwie poetische Schilderungen schaffen konnte, wie etwa im Altertum. Ich meine das vielmehr hinsichtlich der inneren Ausgleichung sozialer und religiöser Bildungen, die beide hier gemeinsam eine Grundlage, eine unlösbare Einheit, eine Wurzeleinheit sonder Parallele repräsentieren. Im Augenblick kann ich, wie gesagt, nicht einmal aus dem Altertume, also aus dem mythenreichsten Zeitalter der Menschheit, eine Parallele anführen. Denn hier bei den Joruben sind die mythologischen Einzelbildungen und die totemistischen Sozialorgane eins. Im vorhergehenden habe ich schon mancherlei angedeutet; hier nun soll das Ganze in seiner Einheitlichkeit geschildert werden, und es wird nötig sein, alles noch einmal zusammenzufassen, wenn dabei auch die eine oder andere Wiederholung notwendig sein wird.

Der Grundgedanke des Religionssystems beruht in der Vorstellung, daß jeder Mensch von einer Gottheit abstamme, so daß er Teil oder Repräsentant der Gottheit ist. Die Abstammung richtet sich nach der Vaterlinie. Alle Familienglieder gehören zur Nachkommenschaft der gleichen Gottheit. Sie sind insofern Teile von ihr, als die Sterbenden zu der Gottheit zurückkehren, und als jeder Neugeborene die Wiedergeburt eines vordem verstorbenen Gliedes der gleichen Familie darstellt. Ganz konsequenterweise gilt demnach der Orischa, die Gottheit, als erzeugende Kraft bei der Eheverbindung, und jede Bestimmung des Erscheinens des Kindes als vom Orischa ausgehend. Die Idee der erzeugenden und befruchtenden Götterkraft ist soweit durchgeführt, daß sie sich nicht nur auf die Menschen erstreckt, daß vielmehr auch Erstlinge aller Frühjahrsernten, Erstlinge der Viehwirtschaft unbedingt als Anteil von deren eigener Stiftung und als Dankesopfer der Gottheit wieder zufallen. Wie bedeutungsvoll und selbstverständlich die Gottheit selbst aber als die unbedingte Schöpferin aller Nachkommenschaft gilt, geht aus vielem hervor. So gipfeln fast alle Gebete, ja alle Götterdienste der Joruben immer wieder in der Bitte um Fruchtreichtum der Felder, um Kindersegen der Familien und Fortpflanzungshilfe in jeder Form.

Siehe Kapitel 17, Nachtrag Nr. 4.

Aus dieser Anschauungsweise ergibt sich, daß die Familiengottheit in jedem Gehöfte ihren Sitz, ihren Tempel, Altar und Priester haben muß. Wie diese Tempel und Altäre im allgemeinen angelegt sind, darüber ist später gelegentlich der Architektur zu sprechen. Es

sind daraus verschiedene Einzelheiten beizubringen. Hier nun wollen wir einige erklärende Worte dem Priestertume widmen, von dem es ganz folgerichtig zwei Arten gibt, da die Orischa, die Gottheiten, zwei bestimmte Funktionen besitzen.

Zum ersten ist jede Gottheit der Stammvater der Familie. Es ist ganz gleichgültig, ob es die Gottheit des Gewitters ist, oder der Schmiede, oder eines Flusses, oder der Erde, oder des Himmels oder sonst einer Kraft oder Wirkung. Jede Gottheit hat eben ihre Nachkommen und besitzt dieser Nachkommenschaft gegenüber die Kraft, sich in den Kindern fortzupflanzen. Zum zweiten hat aber, wie gesagt, jede Gottheit auch ihre besondere und eigene Funktion. Wir haben z. B. einen Gott des Gewitters, welcher für den befruchtenden Regen sorgt. Wir haben den Gott des Eisens, der dem Schmiede das Metall gibt. Wir haben den Gott der Pocken, welcher die Menschen mit der furchtbaren Krankheit züchtigt. Wenn irgendwie Regen benötigt wird, so wendet sich die betreffende Gemeinde, gleichgültig, von welchem Orischa die einzelnen Familien abstammen, gemeinsam an den Gewittergott. Bricht ein Krieg aus, so wendet sich die Gemeinde, ganz gleich welchem Orischa jeder einzelne Familienvater angehört, an den Gott des Eisens, der auch hier derjenige der Kriegsgeschicke ist. Wenn die Pocken eine Landschaft überfallen, so wendet sich die ganze Gemeinde, gleichgültig von welchem Orischa die einzelnen Familien der gezüchtigten Ortschaft abstammen, mit der Bitte um Gnade an den grausamen Herrn dieser Krankheit. Dementsprechend muß in jedem Gehöft ein Altar des Familiengottes stehen, wo ein Vermittler und Fürsorger, ein Familienpriester den Dienst verrichtet. Zum zweiten benötigt aber jede Stadtgemeinde für jeden großen Gott, dessen Wirkung etwa in Frage kommt, eines Tempels, eines Heiligtumes, in dem die großen Feste, die Zeremonien durch einen entsprechenden Hauptpriester vollzogen werden. Diese beiden Arten von Priestern haben logischerweise verschiedene Namen. Das zelebrierende Glied der Familie heißt „Aboscha", der Gemeindepriester „Adje".

Bezeichnend für den Beruf zumal des ersteren ist seine Berufung. Wenn ein Aboscha gestorben ist, tritt die ganze Familie zum Zwecke einer Neuwahl zusammen. Es ist wichtig, daß ein Adje nicht hinzugezogen wird. Die Familie naht mit einer gefüllten Wasserschale und zwei Kolanüssen dem Altar. Nach vollbrachtem Opfer der Kolanüsse und des Wassers bitten die Leute, auf den Knien liegend und mit der Stirn den Boden berührend, den Orischa, unter ihnen einen

neuen Abоscha des Hauses und Gehöftes zu erwählen, der von nun ab die Opfer leiten und den Festen vorstehen solle. Die zwei Kolanüsse werden in ihre natürlichen Abschnitte zerbrochen, so daß sie also in acht Stücke zerfallen. Diese acht Abschnitte werden auf die Erde geworfen und gleichzeitig unter Nennung eines angesehenen Familienmitgliedes, also des N. N. gefragt: „Willst du den N. N. zu deinem Aboscha?" Fallen nun von den acht Schnitten vier auf die flache Innenseite, vier auf die konvexe Außenseite, so ist der genannte N. N. vom Orischa als Aboscha angenommen. Fallen die Abschnitte aber in irgendeiner anderen Verteilung, so daß von einer Lagerart mehr als von der anderen sind, so bedeutet das eine Ablehnung des N. N., und das Orakelspiel wird unter Namennennung eines anderen Familienmitgliedes wiederholt, und das solange, bis die gleiche Zahl der nach oben und nach unten gewendeten Bruchstücke die Zustimmung des Orischa andeutet. Es ist die gleiche Losform, die wir bei Besprechung des Ogbonizeremoniells schon kennen lernten, und die beweist, daß man hier dem Orischa unbedingt das Selbstbestimmungsrecht überlassen will.

Mancherlei Betätigung des Aboscha lernten wir schon bei der Besprechung des Lebenslaufes der Joruben kennen. Sie setzt bei der Geburts- und Benennungszeremonie ein und schließt mit dem Lebensende eines Familiengliedes ab. Seine wichtigste Betätigung aber setzt ein zur Zeit der großen Feste, im Winterbeginn, gelegentlich der Ebo-bung. Dann bittet der Herr des Gehöftes, also der Bale des Anwesens (ebenso wie es einen Bale der Stadt gibt, gibt es auch einen Bale jeder Gehöftsgemeinschaft), den Aboscha, die Opferzeremonien vorzunehmen. Der Aboscha ist natürlich hierzu gern bereit. Die ganze Familie, also alle Mitglieder des hier herrschenden Orischa, versammeln sich vor dem Altar. Ausgeschlossen sind selbstverständlich die eingeheirateten Frauen, die nach exogamischen Gesetzen einem anderen Orischa entsprungen sein müssen. Der Aboscha bringt vor versammelter Gemeinde als Opfer wiederum Wasser und Obi (Kolanüsse) dar. Wie oben geschildert, werden deren zwei aufgebrochen; dann reicht sie der Aboscha auf der flachen Hand gegen den Altar dem Orischa hin und sagt: „Sieh hier!", zieht danach die Hand zurück und fragt: „Wird aus diesem Hause in diesem Jahre jemand sterben?" Dann wirft er die Kolaabschnitte auf den Boden und liest genau wie oben aus der Lagerung der acht Abschnitte bei gleichmäßiger Verteilung der Lage einen günstigen, bei ungleicher einen ungünstigen Bescheid ab. In letzterem

Falle nimmt man an, daß hier irgendeine widrige Kraft wirke, die besänftigt werden müsse, damit der Orischa von der Verhängung eines Unglücks Abstand nehme. Worin diese „widrige Kraft" liegt, konnte mir nicht erklärt werden, aber nach logischer Schlußfolgerung und auch nach deutlichen Angaben glaube ich annehmen zu dürfen, daß man jedem Orischa persönliche Verstimmungen zutraut, so etwa, wie seinerzeit Poseidon sie den leidenden Odysseus fühlen ließ. Es liegt nahe, anzunehmen, daß dann und wann ein Mitglied der Familie das Ewuo, das Speiseverbot des Gottes, übertreten hat, und das würde selbstverständlich den Zorn des Gottes erregen. Der Orischa muß also besänftigt werden, und deshalb widmet man ihm Opfer, so große und so zahlreiche und so wertvolle wie nur möglich. Sind diese vollzogen, so wirft der Aboscha die Kolaschnitte von neuem und wiederholt das so lange, bis in genauer Verteilung vier Abschnitte auf der konvexen Seite und vier sich auf der flachen Innenseite lagern. Eventuell muß bei mehrfachem unglücklichen Niederfallen der Kolaabschnitte das Sühneopfer ebenfalls wiederholt werden.

Liegen nun endlich die Abschnitte in der erwünschten Lage, ist also damit erwiesen, daß die Gottheit keinerlei Zorn mehr hegt, daß dementsprechend, wenn nicht durch irgendeine neue Verschuldung in der nächsten Zeit der Zorn des Gottes erregt wird, für dieses Jahr keines Familiengliedes Leben dem Machtgebot des göttlichen Ahnherrn zum Opfer fallen wird, dann wird das eigentliche Fest begonnen und mit großer Freude begangen. Freilich, der Aboscha muß den ganzen Tag hindurch andächtig vor dem Altar des Orischa sitzen; die anderen aber kochen und braten nun die Opfertiere. Sehr bemerkenswert ist es, daß bei den Joruben (und ebenso soll es, als das Orischasystem der Süd-Nupe noch nicht zerstört war, auch bei diesen gewesen sein) alle Opfertiere den Orischas als Brandopfer dargebracht wurden. Kein Sudanvolk und kein Volk des Kongobeckens pflegte diese Sitte, die im höchsten Grade bedeutungsvoll ist. Nachdem das Opfertier geschlachtet ist, bespritzt man erst mit dem Blute das Bildnis und Heiligtum des Gottes und verbrennt danach das Fell nebst einem wenigen vom Fleische. Das übrige Blut wird in einem Topfe aufgefangen. Die Nieren (Egba oder Equa) und die Leber (Abo) werden herausgetrennt, betrachtet und dann nebst Salz ohne Hinzufügung von Wasser in dem Blute gekocht. Leider konnte ich nicht erfahren, welcher Art die Gesichtspunkte bei Betrachtung dieser Innenteile waren, und das ist um so bedauerlicher, als wir nachher sehen werden, daß gerade die Leber als

Betrachtungsobjekt hier wie bei anderen Völkern eine große Rolle spielt. Von dem so hergestellten Gerichte wird ein Teil dem Orischa gegeben und dazu gesagt: „Hier ist dein Asun" (d. i. Opferasche). Den Rest verzehren dann die Opfernden selbst. Nur einem Orischa scheint man früher keine Brandopfer dargebracht zu haben, nämlich dem Orischa Gwalu oder Gbalu, der Gottheit des Regens. Dies ist aber auch logisch. Wir werden im Verfolg der mythologischen Idee finden, daß die eigentlichen Regengötter durch Feuer in ihrer Betätigung behindert werden.

Ist so das Blut über den Altar und die heiligen Insignien hingeflossen, so läßt man gewisse Trommler kommen, die zum Tanze aufspielen müssen, und dann durchjubelt die Familie eine Woche lang Tag und Nacht. Sieben Tage hindurch währte früher und währt noch heute vielfach das Ebo-bung. Am letzten Tage pflegt dann jedes Mitglied den Orischa durch den Aboscha nach dem nächstjährigen Verlaufe des eigenen Lebens zu fragen. Der Betreffende (sei es Mann oder Frau) opfert dabei seinem toten Vater oder seiner verstorbenen Mutter. Es werden wieder die beiden Kolanüsse gespalten und in bekannter Weise die acht Abschnitte geworfen. Dieses Kolaorakel soll den bezeichnenden Namen „Aqua-bi-fosa", d. i. also „für den Orischa Kola zerbrechen", haben. Die Fragen über den persönlichen nächstjährigen Lebensverlauf werden hierbei immer an einen verstorbenen Altvorderen, sei es Vater, Mutter, Großvater usw., sei es also an längst oder kürzlich Verstorbene, gerichtet. Dies ist sehr bezeichnend. Während die Gesamtheit der Familie sich, wie ich oben geschildert habe, an den Orischa selbst, d. h. die Familiengottheit, den Quell der Familienlebenskraft, die Summe der Abgeschiedenen und im Orischa wieder Vereinigten, wendet, während hier diese Zusammenfassung in einem Gotte zum Ausdruck kommt, löst sich für den Einzelnen bei der Einzelbefragung die manistische Grundlage wieder in ihre Teile auf, und an Stelle des Kollektivbegriffs tritt wieder der einzelne Verstorbene in Tätigkeit. Es kommt also bei dem Einzelnen die persönliche Beziehung zu einem Verstorbenen und göttlichen Ahnherrn zur Geltung.

Mit dieser persönlichen Orakelbefragung ist das Ebo-bung und die wichtigste Betätigung des Aboscha abgeschlossen. Aber außer dieser heiligen Gesamtfestzeit am Jahresende hat der Aboscha noch in jeder Woche dreimal den Kultus zu wiederholen. Die Woche der Joruben zerfiel in fünf Tage, von denen vier je einem Gotte gewidmet, der fünfte aber der Reinigung der Tempel und der all-

gemeinen Verehrung gewidmet war. Auf diese Grundlage der Zeiteinteilung werden wir dann, wenn wir uns dem Orakel Ifes zuwenden, zurückzukommen haben. Soweit die Tätigkeit des Aboscha, des Familienpriesters.

☐ ☐

Hohepriester der Götter.

Außer den Aboschas gibt es aber die Adje. Die Aboschas dienen im Gehöfte dem Gotte in seiner Eigenschaft als Familiengott. Die Adje dienen dem Gotte in seiner Betätigung als Naturgott, als Beherrscher einer ganz bestimmten Wirkungssphäre. Sie stehen den großen Tempeln vor, die den ganzen Gemeinden bei dem großen Opferfeste dienen, und sind die Mittler und Festleiter der Gemeinde der Naturgottheit gegenüber. In alter Zeit bezeichnete man nach Angabe der Leute als Adje nur die Priester der Oschalla-Feiertagsgruppe. Heutzutage wurde mir gegenüber diese Bezeichnung aber häufig für alle Gemeindepriester angewendet, so daß wir ein Recht zu der Verallgemeinerung um so mehr haben, als die nördlichen Joruben andere Benennungen für Gemeindepriester nicht zu besitzen scheinen. Aber jeder einzelne Gott hat seinen Gemeindepriester, der dann auch wieder seinen eigenen Namen hat. Ich füge hier die Namen einiger derartiger Kultusverweser vor:

- Mokwa oder Mogba, das ist der erste hohe Priester Schangos, neben dem noch der Bambeke steht (siehe weiter unten!),
- Ajorumbo ist der Name des höchsten Priesters des fürchterlichen Pockengottes „Schankpanna“,
- Oluwo ist der Name des hohen Priesters des gewöhnlich „Ifa“ genannten Gottes. — Wenn einige ihn als „Arabo“ bezeichnen, so ist das nur eine Nebenbenennung, welche so viel bedeutet, als „der Höchste“. — Ebenso irrtümlich ist es, ihn „Baba-Lawo“ zu nennen, d. h. „Vater des Geheimnisses“. Denn mit diesem Titel werden alle bedacht, welche überhaupt eine priesterliche Tätigkeit im Ifadienste ausüben,
- Adje wird eine Spezies der Oberpriester des Gottes Obatalla genannt,
- Bale war vordem der Priester der Göttin Oja, neben dem als Gehilfen Otun und Osi (also zu jeder Seite einer) stehen. Mit dem Niedergange der Göttin Oja sind diese Priester mehr und mehr der Vergessenheit anheimgefallen,
- Quetu-Oschin war früher der Titel des obersten Priesters des Ogundienstes, welcher ebenfalls im Niedergang begriffen ist.

In Ibadan z. B. ist diese Stellung nicht wieder voll besetzt worden. Man findet diese Oberpriester nur noch in wenigen Orten.

Andere Götter, wie z. B. Oschun, sollen nie Priesterkategorien besessen haben, was nicht unwahrscheinlich klingt. Olorun, der oberste und vornehmste, der mächtigste Himmelsgott des oberen Jenseits hatte niemals weder einen Priester noch eine Familie. Dieser Gott war viel zu erhaben, viel zu entfernt, zu hoch, zu erdfremd, um irgendwie eine Beziehung zum Menschengeschlecht unterhalten zu können. Im übrigen können wir aber von den Abjes als den Gemeindepriestern im Gegensatze zu den Aboschas als den Familienpriestern sprechen. Die Abjes sind untereinander nicht nur durch die Namen und verschiedene Kultusverrichtung, sondern auch durch ihre Abzeichen unterschieden. So tragen z. B. die Priester, die am Wochentage des Gottes Oschalla zelebrieren, das Tschetschefeng, das ist ein Halsband von weißen Perlen. Die Diener der Göttin Oja tragen das Malobjo, eine Kette von roten Perlen, diejenigen des Schango das Kelle-Schango, eine Mischung roter und weißer Perlen, usw. Ich muß bemerken, daß das Tragen dieser Perlbänder in den verschiedenen Orten verschieden ist. Ferner werden wir sehen, welche merkwürdige Bedeutung die alten Perlen bei diesen Völkern haben.

Die Aufgaben der Abjes sind ganz verschiedene, kommen aber in zwei Punkten überein; sie haben die Heiligtümer der Götter zu verwalten, die Ordnung zu wahren, sie zu mehren und reinlich zu erhalten und den Verkehr mit den Göttern weiter zu führen. Ferner haben sie in der Novemberzeit die großen Zeremonien für ihre Gemeinden zu leiten. Ueber die Feste und Zeremonien werden wir noch manches kennen lernen, zunächst will ich nur eine ganz allgemeine Schilderung der Tempel und Altäre bringen.

Tempel und Tempelgeräte.

Bei dem Tempel des nördlichen Joruba hat man zwei verschiedene Formen zu unterscheiden: Das eine ist die Banga, d. i. eine Kammer, ein kubischer Raum, der in das Hauptgebäude der großen Gehöfte eingebaut ist. Der schönste dieser Art, den ich gesehen habe, war der des Gottes Schango in Ibadan. Die offene Seite war hier durch tragende Säulen im Sinne der Stützpfeiler des Tembenbaues geschmückt. Hinter ihnen lag der Altar. Ein Aufbau von Töpfen, die als Altarorakel verwendet waren, dann Holzfiguren mit „Donnerkeil", dann übergehängte Stoffe, die zum Teil den Ascho Ogun, den Amulettgewändern der Schamanen glichen, an die Wände gehängte Taschen usw. Auf dem Altar dieser rechteckigen

Bangatempel findet man allerhand nicht Zusammengehöriges durcheinander aufgestellt, moderne Schnapsflaschen, alte Gelbgüsse, verzierte Eisenstäbe, jede Art von Kopfschmuck und Amulett, alte Krüge, Reste alter Steinbauten usw. usw., alles in moderner Sinnlosigkeit, sowohl das ganz bedeutungslose Neue, als das mißverstandene Altehrwürdige. An verschiedenen deutlichen Resten und nach emsigem Suchen kann man aber erkennen, daß früher hier eine Symbolik geherrscht hat, die reich und bedeutungsvoll gewesen ist, daß demgegenüber aber heute diese äußeren Zeichen einer verweltlichenden Durcheinanderwürfelei anheim gefallen sind, einer Wirrnis, die durchaus kritiklos ist. Man sieht im Schangotempel Ifaschalen, auf Jemajaaltären Schangorasseln, in den Heiligtümern Ojas Schankpannaspiele und dergleichen. Es war kein leichtes Stück Arbeit, obgleich doch eine ziemliche Uebung im Entwirren nun schon gewonnen war, diese alten Geräte zu gliedern und eine klarverständliche Sammlung aufzubringen, die wenigstens der schwereren Sinnfehler bar ist.

Außer diesen eingebauten rechteckigen Tempeln kommen noch runde Einzelgebäude vor, die im Architekturbilde dieses Teiles des Jorubalandes um so wunderlicher wirken, als hier doch durchweg die gerade Mauer, das Satteldach und das Tembensystem im Wohnbereiche allein herrschen. Hier und da gewahrt man nun auf breiten Straßen und großen Höfen, wie in heiligen Hainen außerhalb der Städte, regelrechte Rundhütten mit Kegeldach, das entweder von einem Kreise hölzerner Stützen oder Lehmsäulchen getragen wird. Durch den Abstand der runden Wand von den das Dach tragenden Stützen entsteht eine Veranda, in der gewöhnlich die dem Kultusdienste dienenden Trommeln aufbewahrt werden. Das Innere dieser runden Tempel pflegt noch, im Gegensatz zu den heiligen Tembengemächern, den Bangas, ziemlich leer zu sein. Keinerlei Figuren, nur ein Topf mit Wasser, einige Kolanüsse, nur einige Schnecken, das ist alles, was dem Beschauer hier auffällt. Diese kleinen Tempel scheinen selten oder nie dem Orischa des Hausherrn gewidmet zu sein. Der Hauptorischa des Gehöftes hat anscheinend stets seinen Bangaraum. Diese Tempel sind von den in die Familien eingeheirateten Frauen errichtet, und zwar meist solcher Frauen, die im Hause besondere Macht gewonnen haben; oder aber sie stehen auf der Straße, und dann haben sie irgendeine Beziehung zu der Oertlichkeit und stehen nicht dem Gehöfts- sondern dem Hauptpriester zur Verfügung. Ich sah sodann an einer Stelle außerhalb eines Gehöftes, das dem Gotte Oschun geweiht war, einen kleinen runden Tempel errichtet, der dem Schango gewidmet war; der Gehöftsherr hatte ihn durch den Schangopriester

aufbauen lassen, nachdem einmal der Blitz in sein Haupthaus eingeschlagen war. Meist sind die runden, kleinen Tempel anscheinend dem Gotte Oschalla gewidmet. Ich könnte hierin falsch unterrichtet sein; sicher aber ist, daß in den runden symbolarmen Tempelchen ebensoviele Opfer dargebracht werden, wie in den pompösen Bangas.

Diese Betrachtung führt mich zu der allgemeinen Besprechung der Orischas und ihrer Lebensformen selbst. Ich habe geschildert, wie heute alle möglichen Gegenstände auf dem Altar angesammelt sind. Oben schon habe ich von den schön geschnitzten Türen gesprochen, mit denen die größten Tempel und heiligen Gehöfte geschmückt sind. Wir haben dagegen gesehen, daß die kleinen Tempelchen, die an der Straße und inmitten der Gehöfte stehen, fast gänzlich leer sind. Später werden wir erkennen, daß die Figuren und sonstigen Darstellungen und Symbole niemals eigentliche Bilder der Götter sind, sondern vielmehr die Priester und Menschen repräsentieren, welche gerade diesem oder jenem Gotte ein Opfer oder eine Zeremonie darbringen. Ich weiß nur von wenigen Bildnissen, die den Gott wirklich selbst darstellen. In den meisten Fällen hat der Eingeborene jedenfalls unrecht, wenn er eine Darstellung als die eines Gottes in Anspruch nimmt. Nur der Gott Edju ist immer klar erkennbar, Schango sehr selten dargestellt. Dagegen bringen alle diese Schnitzwerke immer die Tracht und bestimmte Symbole zur Anschauung, die den betreffenden Göttern geweiht sind.

Ein Orischa kann nun ebensogut auf einem pompösen, bilderreichen Altare, wie in einem leeren, kleinen Hüttchen wohnen. Das Bild und der Altar sind nicht selbst der Orischa. Er wohnt nur darin und lebt darin ebensogut wie in der Betätigung der Naturkraft, in der die Gottheit der mythologischen Vorstellung nach heimisch ist. Der Gott eines Stromes ist nicht der Strom selbst; er belebt ihn nur, er wirkt darin und kommt aus ihm heraus. Und der Gott der Sonne ist auch nicht die Sonne selbst, diese Gottheit wohnt in der Sonne. Jeder Orischa hat in der Naturerscheinung, in der man ihn denkt, seinen Wohnsitz genommen, und er kann, wenn er will, aus diesem Wohnsitze hervortreten, kann sich in der Familie bewegen und dort Segen und Nachkommenschaft pflanzen. Genau so, wie er auch im besondern bestimmte Menschen inspiriert, d. h. sie in Besitz nehmen kann, so daß sie wie besessen sind. Soweit der Kultus und die Grundlage des sozial-religiösen Systems. Wenden wir uns nun den Göttern selbst zu.

□ □

Die Grundlagen des heiligen Götter- und Sippensystems.

Jedoch scheinen mir die soweit aufgefundenen Grundlinien so wichtig, daß ich sie hier noch einmal zusammenfassen möchte.

1. Wir fanden das ganze Volk der Joruben totemistisch gegliedert in viele Clane, an deren jeder Spitze ein Gott steht, von dem alle Mitglieder des Clanes abstammen. Dieser Gottheit sind einige Tiere widrig; deswegen müssen sie von den Nachkommen vermieden werden und veranlassen somit die echt totemistischen Ewuo-Speiseverbote. Diese Ewuo werden vom Gott-Stammvater in väterlicher Linie bis zu den jüngsten Nachkommen fortgepflanzt. Die Gesetze bedingen Exogamie, d. h. niemals sollen sich Nachkommen der gleichen Gottheit ehelich verbinden. Und wenn sie auch der Familie nach soweit voneinander abgezweigt sind, daß sich keiner mehr erinnern kann, von einer Beziehung zu den Vätern der anderen Linie etwa gehört zu haben, so müssen doch zwei junge Menschen, die dieselben Speiseverbote haben, einander meiden, weil sie als blutsverwandt gelten.

2. Die einzelnen Clane stammen aus verschiedenen Gegenden; der eine Gott kam von Norden in seinen Clan, ein zweiter von Osten, ein dritter von Westen usw. Sie sind der Sage nach im Laufe der Zeit mehr und mehr durcheinander geflossen: je nachdem hier und da das politische Uebergewicht den Führern dieses oder jenes Clanes zufiel. Im Laufe der Zeit mag so der eine Clan aus schwacher Wurzel zu großer Bedeutung und derart sein Gott zu eminenter Macht gekommen sein, während ein anderer früher sehr einflußreicher von der Hoheit herniederstieg. Als Clan, der alle Zeiten hindurch die siegreiche Oberhand behalten hat, können wir z. B. die Schangosippe anführen, während der Clan Odubuas herabgekommen und dem Aussterben sehr nahe ist. Und ebenso wie Odubua ist es dem Meergotte Olokun gegangen, dessen Nachkommenschaft auch deshalb schon an Bedeutung einbüßte, weil das Interessengebiet dieser Völker schon lange vor Beginn des Mittelalters sich mehr und mehr von der Küste dem Inlande zu verschob.

3. Jeder Gott hat seine Machtsphäre und seine eigenen Kräfte, und insofern wird er nicht nur von seinen Nachkommen, den Mitgliedern des Clanes, die sich seine „Kinder" nennen, sondern auch von solchen, die seiner Hilfe gerade bedürfen, jeweilig verehrt. In Gewitternot wendet sich ein jeder Jorube, nicht nur ein Sohn des Schango, an den gewaltigen Donnerer. Wenn eine Pockenepidemie ausbricht, so wenden sich die Bitten aller an den gewaltigen Schankpanna. Dennoch ist aber ein Grundsatz immer festzuhalten: Nie wird ein Mensch aus seinem Clanverbande aus-

treten können, um etwa die Vater- und Urahnenschaft eines anderen Orischa zu gewinnen. So oft ich die Leute in verschiedenem Sinne nach solchen Möglichkeiten fragte, lachten sie jedesmal über solchen Unsinn, welcher nach jorubischer Ansicht in so törichter Fragestellung liegen muß. Denn diesen Clanverband kann nicht einmal ein Mann verlassen, wenn er Islamit oder Christ wird. Ein alter schwarzer Herr, den ich in dieser Richtung interpellierte, klärte mich sehr einfach auf. Er sagte zu mir: „Du hast einen Vater und eine Mutter. Du sollst diesen Vater und diese Mutter ehren. Du kannst diesen Vater und diese Mutter aber auch beschimpfen. Du wirst aber niemals den Vater und die Mutter verstoßen und dir einen anderen Vater oder eine andere Mutter wählen können. Jeder Mensch stammt von einem Elternpaare ab, und das kann er nicht ändern. Es ist nun nur die Frage, ob er sie verehrt oder beschimpft. So ist es auch mit den Orischas." —

Ist in diesen drei Abschnitten das Wesentlichste gegeben, soweit es die Struktur des Sozialsystemes angeht, so will ich im folgenden in aller Kürze auch angeben, inwieweit die Götter untereinander zusammenhängen oder nicht. An der Spitze des ganzen Göttersystemes steht Olorun. Er wird weder verehrt, noch irgendwie beachtet, sondern führt ein absolut mythologisch-platonisches Leben. Es gibt aber noch einen zweiten Himmelsgott, und das ist Obatalla, auch kurzweg Oschalla genannt. Der alten Sage nach war dieser Himmelsgott ein Sohn des Meeres und außerdem, der Küstenmythe zufolge, auch der Gatte der schwarzen Erde. Odubua, die schwarze Erde, wird im Innern aber als Mann angesehen, und so bemerken wir, daß diese ursprüngliche Ehe von Himmel und Erde in diesen Gegenden arg in Vergessenheit geraten ist. Ein zweites Götterpaar stellen Aganju und Jemaja dar, die trockene und die feuchte Erde. Sie hatten einen Sohn, der Oranja oder Orungan heißt, und dieser Sohn liebte seine eigene Mutter über alle Maßen. Jemaja wurde nachher Mutter von 16 Göttern. Diese 16 Götter sind von der verschiedensten Art. Einige sind gewaltige Herrscher, wie Schango, der Donnergott, Olokun, der Meergott, Oko, der Gott des Ackerbaues, Ogun, der Herr des Eisens, Schankpanna, der Pockengott, dann die Sonne und der Mond; andere aber, und zumal die Göttinnen, sind Flüsse und entsprechen mehr den unsterblichen Damen, die auch in der griechischen Mythologie die Flüsse beleben. Im großen und ganzen ist dieses Grundgerippe der Mythologie in den Küstenländern recht hübsch klar erhalten. Doch kommt es

auch diesen Mythen erzählenden Menschen nicht darauf an, einmal alles kunterbunt durcheinander zu werfen, und gerade der gute Poseidon, der Olokun, wird teilweise als das mächtige Himmelsmeer angesehen, aus dem der Himmelsgott geboren wird, teilweise aber auch unter Verschiebung seiner Entstehung um drei Generationen als Sohn der Jemaja hingestellt. Nicht zu bezweifeln ist es außerdem, daß in einer Unsumme von Lokalerdichtungen die Götter umgedeutet und in ihren Beziehungen zum mythologischen Grundgerippe verschoben werden. Immerhin ist dieser Vorgang bei weitem noch nicht so wild und wirr wie etwa im klassischen Altertume. Und vor allen Dingen haben die großen Gottheiten bis auf eine einzige Ausnahme ihre Stellung und Macht dem Gesamtsystem nach beibehalten. Nur auf eine Erscheinung muß ich gleich von vornherein aufmerksam machen. Sie darf nicht aus dem Auge verloren werden. Ich meine die Erscheinung der Wucherformen.

Es gibt eine ganze Reihe von mythologischen Erscheinungen, die nicht als Götter, heute aber hier und da als Orischas verehrt werden. Da ist z. B. Oro, den ich oben geschildert habe. Es ist weiter nichts als das Geräusch, das die verstorbenen Ahnen hervorrufen, wenn sie zur Erde zurückkommen, Speise verlangen und die Weiber in die Hütten verjagen. Eine zweite solche Form ist Egun oder Egungun. Egun ist zuerst eine Maske. Wenn ein Mensch gestorben ist und zum Grabe begleitet wird, nimmt man vor der letzten Bergung der Leiche noch einmal das Tuch von dem verstorbenen Körper. Man hat eine hölzerne Maske geschnitzt, die legt nun ein Mann an und nimmt dann das Leichentuch um sich. So tanzt er und spricht in der Fistelstimme im Namen des Toten, den er in der Maske und in dem Leichentuche repräsentiert, zu den Verwandten, tröstet sie, ermahnt sie und verhandelt mit ihnen über die Arbeiten und dergleichen. Den Eguntänzer betrachtet man direkt als eine Personifikation des Toten. Will man diesem z. B. ein Opfer darbringen, so stellt man die Maske auf und nimmt an, daß die Opfer, die nun vor der Maske dargebracht werden, von dem Toten selber in Empfang genommen werden. Auch diese Egunfigur wird vielfach als Orischa betrachtet, ohne aber auch nur im geringsten ein Anrecht auf diesen hohen Titel beanspruchen zu können, da sie ja als die Personifikation des Toten eigentlich nichts ist als ein kleiner Bruchteil des Orischa.

Ein anderes Beispiel: In dem großen Flusse lebt ein großer Fisch, „der hat Brüste und ein Gesicht wie ein Mensch". Er heißt



Egunmasken der Joruben, repräsentieren bestimmte verstorbene Persönlichkeiten und werden dementsprechend verwendet und mit Opfern bedacht. Die Größen siehe das Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Esse. Wenn die Leute den Esse jagen wollen, so befestigen sie an ihrer Osa (Stechlanze) vorn ein Ogu, ein magisches Mittel. Drei Tage, nachdem der Jäger zugestoßen hat, kommt Esse dann zum Vorschein. Man verteilt sein Fleisch nach Belieben, die Knochen aber erhält der Schamane. Zuweilen wird der Esse auch an einer Meeresstelle gefangen, wenn er „ans Ufer steigt, um zu grasen". Von diesem Esse heißt es, daß er zuweilen auch als Orischa verehrt worden ist. Eines Tages aber überwarfen sich die Menschen mit ihm aus Mißverständnis, und seitdem sehen ihn die Joruben wie jeden anderen Fisch an und töten ihn, wo sie können. Soviel aber wissen die Leute: Vordem war ein Esse ein Mensch, und zwar im Lande Lubu, wo Enjille beginnt. Dort in Lobu oder im Lande Lubu ist eine Familie, die den Esse noch jetzt verehrt. Im eigentlichen Jorubalande fehlt aber heute der Orischa Esse. — Ich bin diesem Orischa dann noch nachgegangen und habe gefunden, daß es sich um nichts anderes handelt, als um den Manatus, den Ma der Mande, den Adju der Haussa. Die Legenden, die die Mande- und Fulbestämme von ihm erzählen, haben auch Joruba im Norden gestreift, und so dämmerte am Horizonte des Volkes ein neuer Orischa herauf. So, wie hier aus einer Legende ein Orischa herausgebildet wird, ist es mit vielen anderen Erscheinungen. Da hört man z. B. von einem Orischa Adja und ist alsbald erstaunt über die Vielseitigkeit der kleinen Wesen, die sich in diesem Gotte vereinigt haben sollen. Zuletzt stellen sie sich als die kleinen Wichtelmännchen heraus, von denen auch die Bewohner Senegambiens und Mossi allerhand zu erzählen wissen.

So kommt es denn den Joruben absolut nicht darauf an, aus jeder ihr Interessengebiet in mythischer Hinsicht streifenden Sache einen Orischa zu machen, und ihn, wenn auch nicht dem Gesamtsysteme, so doch der allgemeinen Glaubenswelt einzugliedern.

Das bezeichnendste Beispiel von der Neubildung eines Orischa ist aber Ifa, über den ich im zwölften Kapitel eingehender berichten werde. Außer diesem Ifa gibt es nun noch eine hervorragende Gestalt, die vielfach als Orischa aufgefaßt wird, doch niemals mit einem wirklichen Orischa etwas gemeinsam hat, das ist Ossenj: eine Erscheinung, die bei der Betrachtung des sozial-mythischen Systems der Joruben auf keinen Fall vergessen werden darf.

□ □

Das Offenj und die Gewalt der Schamanen.

Wie fast alle Völker Afrikas, so glauben auch die Joruben an gefährliche, schwer faßbare, überirdische Kräfte, über welche nur einige bestimmte Geschöpfe infolge besonderer Vererbung verfügen. Es sind die heimlichen Geister, die nachts umziehen, die imstande sind, die Menschen krank zu machen, ihre Seelen zu vernichten und zu verderben und so die Körper zu töten. Die Menschen, die solche Eigenschaften haben, wohnen mitten unter dem Volke, sie sind schwer zu erkennen; noch schwerer aber ist es, sich vor ihrem unheimlichen Tun zu schützen. Nur eine einzige Art von Menschen vermag dies und ist imstande den Kampf gegen diese Nachtgeschöpfe zu führen, das sind die Schamanen, die bei den Joruben „Aba-usche" heißen.

Der Aba-usche ist seiner gewöhnlichen Lebensstellung nach zunächst ein Mediziner, ein Arzt, der über eine ganze Reihe pharmazeutischer Kenntnisse verfügt. Man kann aber ein solcher Arzt nur werden, wenn man vom Ossenj oder Osseï nicht sowohl abstammt, als vielmehr auf Grund seiner Abstammung begeistert wird. Wenn nun diese Beziehung zu dem Ossenj auch Voraussetzung ist, so muß doch die Kunst des Aba-usche regelrecht gelernt und studiert werden. Wenn demnach ein bejahrter Aba-usche das Alter allzu drückend empfindet und von den ersten Todesahnungen geplagt wird, so beginnt er seinen Sohn zu belehren, auf daß er ihm dann später an Kunstfertigkeit und Kenntnissen gleichkomme. Doch auch durch solche Schulung wird der junge oder auch schon ältere Mann noch lange nicht Aba-usche. Nach der Einführung durch den eigenen Vater muß er sich aufmachen und auf die Wanderschaft gehen. Und zwar dieses für mehrere Jahre. Er sucht berühmte Vertreter des väterlichen Standes auf, spricht mit ihnen, zahlt für die Lehre und den Unterricht und zieht dann weiter. Hat er an mehreren Orten derart studiert, so kehrt er heim und kann sich nunmehr niederlassen.

Die Lehrzeit des Mannes ist aber nicht nur mit Diskussionen, medizinischen Studien usw. ausgefüllt. Der Aba-usche wird direkt beeinflußt von der einflußreichsten Kraft, die den Menschen zuteil werden kann. Das ist das Ossenj. Nur ein Om' Ossenj kann Aba-usche werden. Und zwar erhält er von der Gottheit die magischen Mittel, die ihn zum Schamanen erster Ordnung stempeln. Nun ist aber auch jeder Orischapriester auf den Aba-usche angewiesen, denn nur vom Ossenj geht die magische Kraft der Belebung der Götter wie der Menschen aus. Wenn der Schangodiener am heiligen Tage mit dem Feuer tanzt, so holt er sich vorher die schützende Kraft von einem

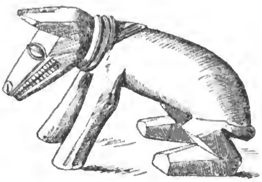
Aba-usche. Neben dem heiligen Gerät eines jeden Babalawo stehen inspirierende Eisenstäbe, die im wesentlichen genau den gleichen Formen der Agema der Bassariten und anderer Stämme (vergleiche „Kulturtypen aus dem Westsudan", S. 96) entsprechen und nur breiter ausgebildet sind. Diese Ossenjstäbe geben dem Ifadienste die vermittelnde Kraft und sind deshalb vom Aba-usche geweiht. Der Schamane selbst hat diese Ille (d. h. Haus) genannten Eisenstäbe daheim als Träger seiner göttlichen Inspiration stehen.

Daß die Aba-usche im ganzen Orischasystem eine von den Göttern und Priestern unabhängige Stellung einnehmen und unabhängig von diesen wirken, geht schon daraus hervor, daß diese Schamanen kein ausgesprochenes Speiseverbot haben, daß nicht jeder Sohn eines Aba-usche vom Ossenj begeistert werden kann, und daß diese Segnung mit der magischen Kraft von der persönlichen Auswahl des Ossenj abhängt.

Wenn wir von der medizinischen Tätigkeit des Aba-usche absehen, so erkennen wir seine Wirkung als Schamane auf vielen Gebieten. Ossenj selbst bedeutet soviel wie „magische Kraft". Die magischen Kräfte und magischen Hilfsmittel stellen aber das Rüstzeug dar, mit dem die Joruben überhaupt sich in aktiver oder passiver Hinsicht im Beziehungsleben mit überirdischen Kräften wappnen. Im alltäglichen Leben benutzt der Jorube hierzu die Ogu, die Amulette. Es ist selbstverständlich, daß kein Mensch außer dem Aba-usche Ogus verfertigen kann, weil niemand außer dem Aba-usche ihnen die Ossenjkraft verleihen kann. Wenn solche magische Kraft als selbständiges Zentralorgan übersinnlicher Wirkungen überhaupt angenommen wird, wie dies im ganzen Schamanendienste der Fall zu sein scheint, so ist es ganz logisch, wenn dieser Schamane als Inspirator, als Diener und Instrument des Ossenj allein imstande ist, Zaubermittel anzufertigen. Ebenso, wie es ja logisch ist, daß von diesem Ossenj selbst der Wirkungsinhalt, die Wirkungsabsicht des Ogu ausgefüllt werden könne. Also wenn erstens die Joruben überreich an Amuletten sind, so nehmen sie diesen Reichtum von den Aba-usche, die die Instrumente mit Hilfe des Ossenj herstellen. Und wenn zum zweiten die Götter eine den Menschen verständliche Aeußerungsform annehmen wollen, so gewinnen sie ebenfalls wieder die Kraft von niemand anderem als von dem Ossenj. Wir werden im 12. Kapitel sehen, wie auch der Gott Schango einst seine gewaltigste Kraft und Macht nicht anders gewinnen konnte, als mit den Zaubermitteln eines Aba-usche, also vom Ossenj.

Das Ossenj ist jedenfalls das schwierigste Kapitel in der ganzen Jorubamythologie, verdient aber unsere Aufmerksamkeit in doppeltem Maße. Jedenfalls berechtigt uns nichts dazu, das Ossenj als Orischa zu bezeichnen.

Im folgenden Kapitel werde ich nun vom eigentlichen Wesen einiger Orischas erzählen, um dann zur Betrachtung des inneren Wesens der Hauptgottheiten und der jorubischen Anschauung vom Weltsystem und der Weltordnung überzugehen.





Figur eines Hundes und Lampenträger von Altären der Bona (Nordjoruba); 22 und 46 cm hoch.

(Zeichnung von Carl Arriens.)

Elftes Kapitel.

Hohe Götter.

Obatalla und Olufan, Götter des Himmels. — Ogun, der Gott des Schmiedes und Krieges. — Schankpanna, der Gott der Pocken. — Orun, der Gott der Sonne. — Oko, der Gott des Feldbaues.

Die Orischa, die den Olymp der Joruben bewohnen, sind ebensowenig versteinerte und unwandelbare Gottheiten, wie die irgendeines anderen Götterkreises der Erde. Diese Götter leben bei allen Völkern, die sie verehren, inmitten eines ständigen, geschichtlichen Wechsels der Kultur. Entsprechend den verschiedenen Lebensbedingungen und Anregungen der Phantasie gewinnen die Götter örtliche Ausdrucksweise, örtliche Verschiedenartigkeit. Indem ihre Priester an den verschiedenen Orten des Landes den Schicksalsfügungen zufolge verschiedene Macht gewinnen und verschiedentliche Beziehungen anknüpfen, bilden die Götter sich um, werden sie einander näher gebracht oder voneinander entfernt, gewinnen oder verlieren sie an Macht, sterben sie dort in alter Form aus und werden sie hier als neuer Typus wieder geboren. Die Götter, die in den Köpfen der Menschen wohnen, sind eben den Schicksalswandlungen der verschiedenen Raum- und Menschheitszweige unter-

worfen. Wir wissen, wie im klassischen Altertume schon die Priester und Gelehrten danach strebten, die eigenen Götter in Parallelerscheinungen der Nachbarvölker wiederzuerkennen, sie zu identifizieren, und daß die Verweser des Volkes bereit waren, von anderen Stämmen und aus anderen Religionen sowohl Mythologien, als auch Kultuszeremonien zu übernehmen, die gerade passend und dem Ausbau der Macht des Priesterstandes dienlich waren. Genau ebenso wie im klassischen Altertume und bei den Völkern des Mittelmeeres haben die Verhältnisse sich auch bei unseren Joruben entwickelt, genau so wie in Westasien sehen wir die Götter einander ablösen, die Mythologie sich untereinander beeinflussen und so überall Berührung und Vermischung anstreben und bewirken. Diesen Grundsatz wollen wir an den Anfang der Betrachtung stellen. Wir wollen ihn bei der Schilderung einiger Götter verfolgen.

Obatalla, der Gott des Himmels (und Olufan).

1. Obatalla. — Sachgemäß beginnen wir mit dem großen Welt-Elternpaare, welches ursprünglich aus Obatalla, dem Himmelsgotte, und Odudua, der Erdgöttin, bestand. An einigen Orten, zumal an der Küste, sind diese Götter in dieser Form noch sehr wohl bekannt; im Norden sind sie an mehreren Orten stark umgebildet und sogar im Verschwinden begriffen. Odudua, die Göttin der Erde, wird überhaupt in Ibadan nicht verehrt, und in Ife ist aus der Göttin ein Mann geworden. Obatalla hat dagegen hier in dem Namen Oscha-la (Oscha = Orischa, la = Obatalla) eine verstümmelte Bezeichnung erhalten, und der einzige Priester, von dem ich einiges über diesen Gott zu hören vermochte, war sich nicht einmal ganz klar darüber, ob Oschalla ein Mann oder eine Frau sei. Es soll einige Orte geben, an denen Oschalla ausgesprochen als Frau angesehen wird. Wir hätten also die Erscheinung vor uns, daß der Himmelsgott und die Erdgöttin einmal miteinander vertauscht wurden. Dagegen tritt in dieser Gruppe im zentralen Jorubalande ein neuer Name auf, der dem Süden ganz zu fehlen scheint, das ist die Gottheit Olufan. Der Priester sagte mir: „Oscha (= Orischa) Olufan ist der eigentliche Name des Gottes Oschalla, und Olufan bedeutet soviel wie der Oberste, der Besondere.“ Olufan oder Oscha-la ist der Himmel. Er hat weder Vater, noch Mutter. Anderseits soll Olufan aber der Herr und Chef, wenn auch der Nachkomme Oschallas sein.

Man sieht in wildem Durcheinander die Meinungen über eine Gottheit, die in diesem Landstriche keine rechte Sippenvertretung hat. Daß dennoch vieles dabei, ähnlich wie im Süden, an die klare und einfache Legende von der Vaterschaft des Himmelsgottes und

der Mutterschaft der Göttin Erde erinnert, geht daraus hervor, daß die Gottheit Oschalla durch zwei aufeinanderliegende, d. h. also zugedeckte und weißbemalte Kalebassen dargestellt wird. Das ist ein Symbol, das dort, wo die Sage noch klar im Bewußtsein der Joruben lebt, die Geschlossenheit der Welt darstellt; die untere Kalebasse repräsentiert dann die Erde, die obere den darüber liegenden Himmel. Wenn also auch der volle Gehalt der Mythe verloren ist, so dürfen wir doch aus allerlei Anzeichen schließen, daß die Legende ursprünglich allenthalben dieselbe war.

Die Nachkommen Oschallas dürfen nicht genießen: Palmwein, Hund und Ziege. Geopfert werden den Göttern vor allen Dingen Schaf, Schnecke, Henne und Kola. Oschalla hat vor vielen Göttern besondere Kraft für Kindersegen. Wenn verheiratete Frauen gern Mutter werden wollen, dann begeben sie sich zum Ille-Schole (oder Scharre) — das ist der Ort, an dem weder Palmwein getrunken, noch Hunde gegessen werden dürfen — dort ist der Tempel des Gottes Oschalla, den ich immer, nur in verschiedener Form, inmitten der Gehöfte sah. Einen eingebauten, rechteckigen Tembenraum, eine Banga Oschallas, habe ich nicht kennen gelernt. In diesem runden Tempelchen werden nun je nach den Wünschen der Frauen entsprechende Opfergaben und Gebete dargebracht.

Alle 14 Monate (also einmal im Jahre) ist das große Fest Oschallas, das fünf Tage in Anspruch nimmt und von der ganzen Bevölkerung festlich begangen wird. An jedem Morgen dieser fünftägigen Festwoche wählt die Gottheit sich eine Frau aus, die dann solches als eine besondere Auszeichnung betrachtet. Den Frauen ist an dem Morgen des Tages, an denen sie vom Gotte erwählt werden, versagt, irgend etwas zu sprechen. Schweigend müssen sie die Wassertöpfe aufnehmen, schweigend müssen sie zum Bache herabgehen, unterwegs dürfen sie weder mit irgend jemand sprechen, noch irgendeinen anderen begrüßen. Schweigend schöpfen sie das Wasser, und ebenso schweigend müssen sie, ohne einen Begegnenden zu beachten, den Rückweg antreten. Im Tempel wird dann das Wasser in den großen Krug des Gottes gegossen, und danach sind die Frauen von der Pflicht des zeremoniellen Schweigens befreit. Sie dürfen sprechen und begrüßen, wen sie wollen.

Die heilige Trommel Oschallas heißt Egwi. Ich sah eine ganze Reihe von Exemplaren, die in mancherlei Formen geschnitzt waren und in Bangba, einem Orte nahe Ife, standen. Sie gehörten paarweis zusammen, und jedes Exemplar, welches ausdrucksvoll als männliches geschnitzt war, stand stets neben einer Trommel, die

eine Frauenfigur repräsentierte. Allem Anschein nach wurden sie außerordentlich hoch verehrt. Auf diesen und ähnlichen Trommeln wird in der heiligen Woche zum emsigen Tanze eifrig der Takt geschlagen. Jedermann tanzt. Stets soll auf diesen Festen der eine oder der andere inspiriert werden, und solchen Inspirierten nennt man dann Elegun Oschalla. Der Orischa nimmt in dem Kopf des Elegun Platz. Er spricht aus seinem Kopfe, und was der dann sagt, gilt als strenger Befehl. Durch ihn verkündet die Gottheit ihren Willen, dem in nächster Zeit unbedingt Folge zu leisten ist, und gibt genau an, was das Volk zu tun und zu unterlassen habe, um den Gott günstig zu stimmen. Solche Botschaft bezieht sich vor allen Dingen auf die Frauen, die sich bis dahin vergeblich nach einem Kinde gesehnt haben, und denen nun Mutterschaft zugesagt wird. Die mit guten Aussichten Erfreuten erhalten dabei einen neuen Namen und haben sofort Schafe als Dankopfer darzubringen. Nie aber darf man dem Gotte Ziegen weihen!

Die zelebrierenden Priester, die an einigen Orten Abje, an anderen Abo-Orischa heißen, schenken den Inspirierten, wenn sie in bedeutsamen Orakelsprüchen gute und erfreuliche Nachrichten verkünden, wertvolle Kleider, Armbänder aus Zinn usw.

In Ibadan wurden diese Feste weniger gefeiert als in benachbarten Städten, und Odudua ist hier, wie schon erwähnt, gänzlich unbekannt.

Merkwürdig ist nun die häufige und von absoluter Unklarheit zeugende Vermischung des Obatalla mit dem Gotte Olufan. Ich benötigte längere Zeit, um dem schemenhaften Gotte auf die Ursprungsfährte zu kommen. Den ersten Lichtblick erhielt ich in Ife, wo die Priester vor dem Eintritt in den Tempel dreimal das Wort „Allah" wiederholen. Ein Priester aus Ilescha sagte mir dann ferner, daß Ziegen, Hunde und Pferde die Speiseverbote der Angehörigen des Gottes bildeten. Das sind aber Dinge, die den Mohammedanern versagt sind. Also wurde mir dann klar, daß das Wort „Olufan" nichts anderes als das Wort „Al(u)fan" oder „Alfa" sein könne. Mit Alfa bezeichnen die Joruben aber die Islamiten. Speiseverbote und Name zeigen uns daher, daß der oberste Himmelsgott der Joruben, der Orischa Obatalla, mit dem obersten göttlichen Wesen des Islam identifiziert worden ist. Auch hat sich dann eine Erscheinung eingestellt, die in der Mythologie nicht selten ist. Es wurde von dem Islam eben eine Uebertragung vorgenommen, wie sie von den modernen christlichen Missionaren auch häufig ausgeführt wird. Wenn die Missionare ein neues Land betreten, finden

sie meist sehr bald heraus, daß das eingeborene Volk ein oberstes göttliches Wesen anerkennt, und um dann das Verständnis für den Christengott anzubahnen, sagen sie dann wohl: „Unser Gott ist niemand anders als euer Olorun. Ihr müßt ihn nur alle sieben Tage verehren." So schmuggelte sich der siebentägige Sonntag bei vielen christianisierten Joruben ein, so wurde es an vielen Orten in neuerer Zeit Sitte, Olorun, der früher gar nicht verehrt worden war, anzubeten, und so wurde von dem Islam gesagt: „Unser Allah ist niemand anders als euer Obatalla oder Oschalla. Ihr müßt also, wenn ihr den großen Gott feiern wollt, Ziege, Hund und Pferd vermeiden." — Derart schmuggelte sich der Alfa unmerklich ein und rief den Gott Olufan ins Leben.

Ogun, der Gott der Schmiede und des Krieges.

2. Ogun. — Der Orischa Ogun wird im ganzen Jorubalande hoch verehrt. Niemand weiß zu sagen, aus welcher Landschaft die Gottheit hervorgegangen ist. Sie gilt durchweg als eingeboren, in vieler Hinsicht als echte Gottheit der Joruben, die über das Kriegsglück des einzelnen und aller, wie über das Wohl und Wehe der Eisenarbeiter und Metallhandwerker, sowie aller Handwerker überhaupt wacht. Es ist der wahre Gott des Krieges und jedes kunstfertigen Gewerbes. Also alle Krieger, Schmiede, Jäger, Holzarbeiter usw. bringen ihm ihre Opfer dar, wenn sie auch zum Teile nicht zu seinem Clan gehören. Dabei will ich betonen, daß keinerlei kastenmäßige Volksgliederung bei den Joruben vorliegt; wenn aber ein Schango- oder Schankpanna- oder Oschunsohn usw. Schmied wird, zum Kriege auszieht oder das eiserne Hackenblatt als Ackerwerkzeug zur Hand nimmt, wird er stets erst dem Orischa Ogun seine Verehrung erweisen.

Das Heiligtum dieses Joruba-Schmiedegottes liegt nicht in der Stadt, sondern weit draußen im Busch. Es ist das Ibo-Ogun, das hier draußen außerordentlich häufigen Besuch erlebt. Das erinnert uns daran, daß bei vielen afrikanischen Völkern auch die Schmiedewerkstätten nicht in der Stadt, sondern vor den Toren angelegt werden müssen, angeblich wegen der drohenden Feuersgefahr. Der oberste Priester Oguns, der Queto-Oschin, lebt gemeiniglich in der Stadt, kommt aber zu jedem größeren Feste hinaus. Der Gott selbst wird in dem Busch durch ein starkes Iba, eines jener Schwerter, die den Bronzezeitformen so ähnlich sind, repräsentiert. Heute finden diese schönen alten Waffen wohl schon seit geraumer Zeit keine kriegerische Verwendung mehr; aber auf den verschiedensten Altären, zumal denen des Gottes Ogun, trifft man sie nicht selten an, und die Exemplare, die ich für die Sammlung gewinnen konnte, stammen



Geräte aus den Tempeln hoher jorubischer Götter. 1 und 2 Oko, 3 Ogun, 4 Olufan, 5—7 Löffel des Obatalladienstes, 8—10 Schemel Schankpannas, 11—18 Keulen und Gefäß des Schankpannadienstes. Größen siehe Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

nicht aus Waffenkammern, sondern von Altären. Der Gott Ogun wird als Schwert dargestellt, so wie Mars im alten Italien und der Kriegsgott bei den Skythen.

Vor diesem Symbol des Gottes wurden bei mancherlei Gelegenheiten reiche Opfer und Gaben dargebracht. Man nannte mir als vorzüglich beliebt und dem Gotte angenehm: Ente, Schafbock, Ziege, Palmwein, einmal nannte man auch den Hund; das wurde dann aber mit dem Hinweis, daß nur der Ogun der südlichen Egba Hunde liebe, bestritten. Eigenartig berührt es, daß gerade diesem kriegerischen Gotte sein verflochtener Blätterschmuck geweiht wird, der in seiner Zierlichkeit an den leicht vergänglichen Schmuck der Südseeinsulaner erinnert. Man nennt ihn Miruo-Oquo und fertigt ihn aus den zarten Herzblättern der Palmbäume an. Den Schmuck legen die Teilnehmer erst vor Beginn des Festes an, am Eingange des Heiligtums, kehren aber mit ihm nach vollendeter Weihe in die Stadt zurück. Begegnen sie nun auf dem Heimwege anderen Anhängern und Nachkommen des Gottes, die irgendwie abgehalten waren, das Fest im Busch mit zu begehen, so ziehen sie sich einige Blätterstreifen aus dem Kranze und legen sie dem Entgegenkommenden um den Hals, um zu zeigen, daß sie auch Nachkommen des Eisen- und Erzgottes sind.

Ganz besonders prunkvoll werden vor Beginn eines Krieges solche Feste begangen. Dann ziehen nicht nur die Kinder des Gottes und die Schmiede, sondern auch alle anderen Krieger zum Oguntempel hinaus und sparen nicht an Opfern. Sie bitten dann um alles, was das Herz eines schwarzen ausziehenden Kriegers bedrängen kann, um Schutz, um Erhaltung der Gesundheit, um Beute, reiche Beute, um viele tote Feinde und um großen Kriegsruhm. Ich hörte, daß bei solchen Festen nicht selten ein Mensch geopfert wird, daß man dessen Herz herausschneidet, zerbricht und in eine Speise tut, die dann die Führer gemeinsam genießen; Mut und Kraft soll dadurch wachsen. Dagegen konnte mir niemand von einem Dankesfeste nach vollendetem Kriegszuge berichten.

Ein anderes Fest, das diesem Eisengotte gut ansteht, wird vor Beginn der Regenzeit begangen, nicht eigentlich draußen im Buschheiligtume, sondern in der Stadt, und zwar von jeder Familie im eigenen heiligen Winkel. Da werden dann alle Hackenblätter, die der nächsten Feldbaukampagne dienen sollen, zusammengelegt und mit einer aus Jams und Palmöl bereiteten Speise bedeckt. Darauf folgt das Gebet. Der Hausherr bittet, daß während der folgenden Arbeitszeit seinen Kindern nichts Böses geschehen möge, daß ihre Arbeit

gedeihe, daß niemand mit dem Werkzeug sich beschädige, daß keine Leoparden, keine Schlangen die Buscharbeiter verletzen oder gar töten möchten. Danach essen die, die zur Arbeit hinausziehen, von der Speise, aber nur das, was obenauf liegt, so daß noch genug an den Eisenblättern hängen bleibt. — Und so beginnen viele Arbeiter mit einem Gebete ihre Unternehmungen, und dies nicht nur, wenn das Ambo-Ogun oder Ambogun, das größte Fest, begangen wird, zu dem alle Anhänger und Angehörige, geschmückt mit den besten Kleidern, in den Busch hinauspilgern.

Die eifrigsten Verehrer des Gottes sind fraglos die zwei Gruppen der Schmiede, die Alagwede-Ille-Dudu, die Schwarzschmiede, und die Alagwede-Sude, die Gelbgießer, gleichgültig, ob sie nun eigentliche Nachkommen des Gottes sind oder nicht. Im allgemeinen verdient hier vor allem Beachtung, daß die Schmiede ihre Ofenwerke und Schmelzarbeiten mit einer Bitte an Ogun zu beginnen pflegen, und daß außerdem hier der Anschluß an einen alten Schlangendienst vorzuliegen scheint. Die Schmiede nämlich, und vor allem diejenigen, die Nachkommen Oguns sind, haben eine Medizin, die von dem Gotte stammt; wenn sie sie ihren Frauen und Kindern eingeben, werden diese dadurch in den Stand gesetzt, im Busche Schlangen zu greifen und mit ihnen zu spielen, ohne daß die Tiere ihnen schaden können. Ich sah in Ibadan mehrere Frauen, die sehr hübsch mit Schlangen spielten, solche Spiele auf den Märkten vorführten und von den Zuschauern kleine Gaben einheimsten. Giftige Schlangen waren aber nicht darunter. Es waren Schmiedefrauen, die mir berichteten, es sei wahr, daß viele Frauen in ihren Häusern Schlangen hielten. Sicher ist auch, daß der zeremonielle Repräsentations- oder, wenn wir so wollen, Zauberstab der Schmiede, der sogenannte Ewoana-Ogun, mit einer Biegung in einen Haken auszulaufen pflegt, der ganz deutlich einen Schlangenkopf darstellt. Das sind dann gleichermaßen Symbole des Ogundienstes und der Schmiedevereinigung.

Das führt uns zum Vergleich mit den allgemein üblichen Ewoana oder Ewuana, oder auch schlechtweg Uana, d. h. Gelbgußfiguren von mehr oder weniger stilisierter Form. Es gehört, wenn man sie auch einzeln zu bestellen oder einzukaufen pflegt, immer ein Paar zusammen, nämlich eine männliche und eine weibliche Figur, die dann durch eine am Scheitel befestigte Kette miteinander verbunden werden. Diese Ewuana können unbedingt entweder als Darstellung irgendwelcher Eltern- oder Großelternpaare, oder als Urahnen der dem Gotte Ogun entsprungenen Schmiedefamilie, oder endlich merkwürdigerweise als Symbole des Ogboni in Anspruch genommen

werden. Hinsichtlich letzterer muß allerdings zugegeben werden, daß die Eba-Ogboni und die Ewuana-Ogun sich zum Verwechseln ähnlich sind.

Nun berichtet eine Sage, daß der Ogbonibund einst von Schmieden, und zwar von Schmieden aus dem Stamme des Gottes Ogun gegründet worden sei. Also nicht nur, daß die Ogbonileute heute noch die Symbole des Gottes Ogun als ihre eigenen tragen! Wir werden später darauf zurückkommen, und zeigen, wie bei vielen höher entwickelten Völkern Westafrikas die Schmiede in alter Zeit die zeremonielle Leitung und Gerichtsbarkeit in Händen gehabt haben. — Also ist sehr wohl anzunehmen, daß die Behauptung, Ogun sei ursprünglich ein Hauptgott aller Orischas gewesen und habe seinen Machtbereich niemals auf einen einzelnen Kreis beschränkt, den Tatsachen entspricht.

Die Speiseverbote (Ewuo) der Nachkommen Oguns sind Hühner und Schlangen.

Anhangsweise möge erwähnt werden, daß der Hauptgott Ogun noch einen anderen bedeutungsvollen, wenn auch in der Mythologie wenig hervortretenden Gott in seinem Gefolge hat, den Orischa Ogillon. Dies ist der Gott des Zinngusses, der die Menschen seinerzeit eine besondere Legierung, das Tschinkall, gelehrt hat. Die große Bedeutung dieser Legende für den Ursprung der Metallegierungen wird später dargelegt werden.

Schankpanna, der Gott der Pocken.

3. Schankpanna. — Das ist der grauenvolle Gott der Pocken, von dem ich im Norden und Süden recht verschiedenartige Legenden hörte. Dieser fürchterliche Gott scheint uns so recht ungeeignet, der Stammvater einer großen Nachkommenschaft zu sein. Die Leute in Ibadan führen seine Abstammung ebenso wie die des Donnerers Schango auf das Volk der Takba, der Nupe, zurück. Dort soll er einer bedeutenden Familie entsproßen sein, die sich aber später außerordentlich gespaltet hat. Schankpanna soll nach Ibadan-Anschauung ein ebenso großer König gewesen sein wie Schango. Er wird überhaupt von den Ibadanleuten in der Legende stets mit Schango in Parallele gestellt; dies stimmt aber, wie wir gleich sehen werden, nicht mit den besseren Angaben der Nordjoruben überein. — Betrachten wir aber erst einmal die eigentümlichen Sitten der Feste und des Kultus dieses Gottes.

Als wichtigstes Verbot wurde mir der Anbau der Pflanze Njamati (Sesam), die im Haussa Sure heißt, angegeben. Sie darf nicht nur in der ganzen Stadt nicht angepflanzt werden, sondern ihr Samen

soll sogar nie dem Gehöfte einer Schankpannafamilie nahekommen. Ereignet sich solches, so tötet Schankpanna viele, viele Leute, alte und junge Männer und Weiber. Schankpannas Leute dürfen nicht davon genießen oder den Samen in ihr Haus nehmen, sonst tötet die erzürnte Gottheit sie durch Pocken. Eine Pockenepidemie ist in einem solchen Falle sicher.

Haben die Pocken sich eingestellt, so können die Kranken in Schankpannas Tempel gehen. Hier sehen wir recht deutlich, daß jede Gottheit nicht nur ständig von ihrem Clan, ihrer Nachkommenschaft verehrt wird, sondern daß ihr nach Bedürfnis alle Leute nahen, die im besonderen mit ihrer Wirkungskraft oder ihrer Eigenart oder ihrer Betätigungsform es zu tun haben wollen. Daher geht der Erkrankte, ganz gleichgültig, ob er ein Schankpannasohn ist oder nicht, in den Tempel des fürchterlichen Gottes und bittet um Erlösung. Die Priester waschen den Erkrankten erst mit heißem Sande, dann aber mit einem Medikament, das selbstverständlich geheim gehalten wird. So behandelt, genest der Kranke schnell, wenn er nicht eine besondere Freveltat gegen den schrecklichen Gott begangen hat.

Das große Fest des Gottes wird im September begangen. Geopfert werden dann Ziegen und Palmöl, Hühner und Bananen. Die aufgeteilte Ziege wird in einem großen Topfe unter Beifügung von Mais und vielem Palmöl zubereitet. Man stellt vier große Töpfe mit diesen Gerichten her. Danach tragen einige Leute Sand an die vier Ecken der Stadt, d. h. nach den vier Himmelsrichtungen. Auf die vier Sandhaufen werden die vier Töpfe mit dem wohlbereiteten Ziegengericht gesetzt. Die Prozession der Omo-Schankpanna zieht von einer Himmelsrichtung nach der anderen und besucht die Opfertöpfe, indem sie den Weg im Osten beginnt. Sie zieht dann zu den Töpfen im Norden, dann im Westen und schließt im Süden. Hier treffen wir zum ersten Male auf die hohe, bedeutungsvolle Grundfigur des jorubischen Templum. Hernach wird geschmaust und außerordentlich viel Palmwein getrunken, worauf dann der Haufe sich zerteilt und eine jede Familie in ihr Gehöft zurückkehrt.

Daß die Familien Schankpannas nur exogamisch heiraten dürfen, versteht sich von selbst. Die Speiseverbote beruhen aber nicht nur in der untersagten Njamatispeise, sondern auch in der Versagung des Pferdefleisches, und zwar wird dies ganz außerordentlich streng gewahrt, wie überhaupt der ganze Schankpannakultus sich durch rigorose Handhabung auszeichnen soll. Wenn z. B. der Mann einer Schankpannatochter Pferdefleisch genießen will, so muß er es sich schon selbst zubereiten, da die Schankpannafrau es nicht in ihren Wohnraum

nehmen, nicht anfassen, geschweige denn kochen darf; und die Priester werden ihm nahelegen, solche Gerichte in einem Gehöfte bereiten zu lassen, in welchem sich keine Schankpannanachkommen befinden.

Die Schankpannatöchter tragen eine Haartracht, ähnlich derjenigen der Schangotöchter. Sie heißt Ogba-langwe. Zöpfe sind in der Richtung von vorn nach hinten über den Kopf gelegt, so daß eine Art Helmtracht zustande kommt. Sie weicht aber doch etwas von der Tracht der Schangofrauen ab. An den Schangodienst erinnert fernerhin die Handhabung schwerer Holzkeile, die aber meistens oben blau bemalt und grob in der Arbeit, nie aber so graziös wie die oft an polnische Schmuckwerke erinnernden Osse-Schango (siehe nächstes Kapitel) gearbeitet sind. Eigenartig für den Kultus des Schankpanna sind die hohen, meist halb rot und halb weiß bemalten Hocker, die vor dem Altar stehen.

Wie gesagt, weiß die Mythologie der Nordjoruben nichts davon, daß Schankpanna aus dem Takbalande gekommen sei. Die Angaben dieser Leute sind so klar und übersichtlich, daß wir ihnen unbedingt folgen müssen. Sie unterscheiden sehr scharf zwei verschiedene Schankpanna, von denen der eine als Schankpanna-boku, der andere als Schankpanna-aero oder Schankpannaero bezeichnet wird; der erste ist ein böser, der zweite ein guter Gott.

Schankpanna-boku macht krank; er macht so krank, daß der Mensch, der von ihm mit seiner Krankheit belegt wird, meist stirbt. Dieser Schankpanna ist kein eigentlicher Jorube. Seiner Familie nach stammt er von den Egun oder von den Dahomey ab. Er war zu Lebzeiten ein streitsüchtiger Mann, der die Sprache des Egunlandes redete, und daher kommt es, daß ein Jorube oder ein Nupe, wenn er von dieser Krankheit erfaßt wird, auch diese Sprache redet; er redet dann wie die Egun, denen man eine lallende und plappernde Redeweise nachsagt.

Dieser schlimme Mann siedelte einst mit seiner ganzen Familie aus dem Dahomeylande nach Ojo (Altojo) über. Diese Familie war eine Egunfamilie. Der Mann Schankpanna hatte sehr, sehr viele Ogus (Zaubermittel, siehe vorhergehendes Kapitel), und damit hatte er in Dahomey Streit angefangen, weshalb ihn die Dahomey mitsamt seiner ganzen Familie vertrieben hatten; und Schankpanna zog nun mit seinem ganzen Anhange an jungen und alten Leuten nach Ojo. Hier bemühte er sich, den Alafin zu überreden, seine eigene Streitsache zur königlichen zu machen und das Egunland mit Krieg zu überziehen. Als Schankpanna also nach Altojo gekommen war, ging er zum Alafin und sagte ihm bald alles, was geschehen war.

Schankpanna hatte dabei in der Hand eine Schere mit einer Kette daran. Als Schankpanna gesprochen hatte, sagte der Alafin: „Du hast also viel Streit gehabt. Wir brauchen dich nicht in Joruba." Der abgewiesene Schankpanna ging mit Zorn hinweg. Er nahm Sesam (Njamati) aus seiner Tasche. Er streute die Sesamkörner weit über den Boden hin. Dann schlug er mit der Schere und Kette auf den Boden. Die Erde spaltete sich sogleich, und Schankpanna stieg hinein. Kaum aber war Schankpanna in die Erde gestiegen, so kam seine Krankheit über das Volk. Viele, viele Menschen erkrankten, und viele Leute starben. Alle Leute kamen zum Alafin und sagten: „Hemme diese Krankheit! Sieh, daß wir nicht alle sterben!" Der Alafin sagte: „Was kann man dagegen tun? Diese Krankheit kommt von Schankpanna, der in die Erde gegangen ist. Was sagte nun dieser Schankpanna, ehe er starb?" Die Leute sagten: „Frage den Babalawo. Das kann nur der Babalawo sagen." Der Alafin ließ einen Babalawo rufen.

Der Babalawo des Alafin kam. Der Alafin fragte ihn: „Was können wir gegen die allgemeine Krankheit tun?" Der Babalawo sagte: „Ich will mein Oquelle (siehe Kap. 13) nehmen." Der Babalawo nahm das Oquelle und fragte: „Wer hat diese Krankheit gebracht?" Der Babalawo nannte alle Orischas. Er nannte den Namen Schangos. Er nannte den Namen des Gottes Schankpanna, er nannte den Namen Oguns. Das Oquelle sagte: „Das ist die Sache des Mannes, der hier weggetrieben worden ist, der Mann ist aber nicht gestorben, sondern er ist in das Land der Egun, aus dem er stammte, zurückgegangen." Der Alafin fragte: „Wie kann man es erreichen, daß kein Mensch mehr an der Krankheit stirbt?" Der Babalawo warf wieder das Oquelle. Der Babalawo sagte: „Daran, daß viele Menschen an der Krankheit Schankpannas sterben, ist zunächst nichts zu ändern. Der Alafin gehe aber mit angesehenen Leuten zu der Stelle, an der Schankpanna in die Erde gestiegen ist. Er nehme einen Topf, der mit Wasser gefüllt ist, mit sich. An der Stelle, wo der Schankpanna in die Erde gestiegen ist, liegt noch die Schere und Kette. Nehmt die Schere und Kette auf und legt sie in den Topf mit Wasser. Dann bringt den Topf mit der Schere und der Kette in die Stadt." — Der Alafin machte sich mit vornehmen Leuten auf den Weg. Sie nahmen einen Topf mit Wasser mit sich. Sie gingen an die Stelle, wo Schankpanna in die Erde gestiegen war. Sie fanden da die Schere. Sie nahmen die Schere auf und legten sie in den Topf mit Wasser. Dann trugen sie den Topf in die Stadt Ojo.

Der Alafin ließ den Babalawo rufen und fragte: „Was soll nun geschehen?“ Der Babalawo warf das Oquelle und sagte: „Nun muß ein Owua (als Owua bezeichnet man eine Art riesiges Becken, mit dem heilige oder unheilige Flüssigkeiten ausgesprengt werden) genommen werden, den soll man in den Wassertopf tauchen, in dem Schankpannas Schere liegt, und mit dem Wasser soll man dann jeden besprengen, der an der gräßlichen Krankheit erkrankt. Jeder Besprengte wird dann gesunden.“ Dies geschah.

Dann warf der Babalawo das Oquelle wieder und sagte: „Als Schankpanna in diese Stadt flüchtete, brachte er seinen ganzen Anhang mit. Darunter muß sich auch der Vater (Baba, dieser Baba braucht nicht nur den Vater, sondern kann jeden älteren Verwandten, also Onkel, Großvater usw., bedeuten) befinden. Diesen müßt ihr suchen. Bringt den Topf mit der Schere zu diesem. Er soll für ihn sorgen.“ Die Leute suchten den Vater Schankpannas, sie brachten dem Vater Schankpannas den Topf. Der Mann fragte: „Was soll ich mit dem Topfe?“ Der Mann ging zu dem Babalawo.

Der Mann fragte den Babalawo: „Die Leute brachten mir einen großen Topf, in dem Wasser und die Schere Schankpannas ist. Was soll ich damit?“ Der Babalawo sagte: „Wenn du in dieser Sache Schankpannas nicht opferst, wird ganz Ojo sterben.“ Der Mann sagte: „Dann will ich es tun. Wie soll ich aber das Opfer darbringen?“ Der Babalawo warf das Oquelle, dann sagte er: „Du opferst ihm allerhand Tiere: Huhn, Ziege, Schaf, Pferd. Du darfst sie aber nicht mit dem Messer töten. Du mußt sie mit deinen Händen fassen und die Arme, mit der Innenseite gegeneinandergelegt, weit vorstrecken. Wenn du die Arme dann zur Seite führst (etwa dem Turnkommando: „Seitwärts streckt“ entsprechend), so stirbt das Tier, das so auseinandergezogen wird, von selbst. Dann darfst du das Tier nicht mit einem Messer zerlegen. Du mußt hierzu ein hölzernes Messer nehmen.“ Der alte Egunmann sagte: „So werde ich es tun.“

Der alte Schankpannapriester führte das das erstemal aus. Da kam ein Käfer herangeflogen, der flog immer um den Schankpannatopf herum. Man suchte den Käfer zu verscheuchen. Der Käfer ließ sich nicht verscheuchen. Er kam immer wieder. Zuletzt wollte man den Käfer totschlagen. Man vermochte ihn aber nicht zu töten. Also fing man den Käfer und brachte ihn zum Alafin. Man sagte zum Alafin: „Dieser Käfer fliegt immer um den Topf Schankpannas. Wir können ihn nicht verscheuchen. Wir können ihn nicht wegtreiben. Wir können ihn nicht töten. Was ist das mit dem Käfer?“

Der Alafin sagte: „Das kann ich euch nicht sagen. Ich will den Babalawo rufen.“ Der Babalawo des Alafin kam. Er warf das Oquelle. Der Babalawo sagte: „Dieser Käfer ist der Enniferri Schankpannas. Er ist der Bläser Schankpannas. Der Käfer ist deshalb so laut. Er wird immer kommen, wenn Schankpanna etwas will. Er wird kommen, wenn Schankpanna eine Krankheit bringen will. Er wird kommen, wenn Schankpanna ein Opfer verlangt. Also laßt diesen Enniferri Schankpannas fliegen, wie und wo er will.“ — Seitdem sagt man von einem Menschen, der immer mit aller Welt Händel anfangen will: „Er macht Lärm wie der Käfer Schankpannas“, und das bezieht sich nicht nur auf Schankpanna selbst, sondern auch auf seinen „Bläser“.

Die Anhänger und Verwandten dieses Schankpanna-boku sind zunächst und vor allen Dingen demnach die Egunleute. Danach scheint es so, als wenn dieser abstoßendste Gott von den Ewe herübergekommen sei, und in der Tat finden sich dort ganz ähnliche unheimliche Krankheitsgötter. Dann aber schlossen sich der Verehrung dieses unheimlichen, mordlustigen Gottes viele schlechte Menschen an, die Schlechtes geübt haben und Schlechtes vorhatten. Unter den eigentlichen Joruben aber, so behaupten die Nordostjoruben, von denen dieser Bericht stammt, gäbe es keine Nachkommenschaft von ihm. In der Legende aber scheint es, als wenn viele Legenden und Ueberlieferungen von Schango auf Schankpanna übertragen worden sind. Auch die Nupe haben mir bestätigt, daß Schankpanna nicht aus ihrem Lande gekommen sei. Wir haben also hier einen Gott aus dem Südwesten vor uns, der dem Jorubensysteme assimiliert worden ist.

Ganz anders verhält es sich mit Schankpanna-aero, d. h. dem Gotte, dessen Anhänger in Nordjoruba Armbänder von Kauris, „Uaero“ oder „Wuaero“, tragen. Er gilt im Gegensatze zu dem Schankpanna-boku als eigentlicher Joruba-Orischa, wenn wir seinen Ursprung auch sogleich als einen ziemlich mühsam konstruierten erkennen werden. Die Legende von diesem Schankpanna-aero besagt auch hier:

„Früher kannte man Schankpanna-aero nicht. Die Frau einer Orunfamilie (also der Familie eines Sonnengottes) in der uralten Stadt Oro, die zwischen Ibadan und Ilorin liegt, fühlte einmal ihre Mutterschaft herannahen. Als das Kind geboren war, war es ganz heiß. Auch hatte es an der Kehle ein großes Geschwür. Das Kind lebte nur ganz kurze Zeit, dann starb es. Bald darauf fühlte die Frau wieder ihre Mutterschaft herannahen. Es wurde wieder ein Kind geboren. Das Kind war wieder ganz heiß und es hatte an der

Kehle ein Geschwür. Auch dieses Kind lebte nur ganz kurze Zeit, dann starb es. Die Frau ward zum dritten Male Mutter. Es ward wieder ein Kind geboren mit einem großen Geschwür an der Kehle. Auch dieses Kind starb dann bald.

Der Vater der Kinder ging nun zu einem angesehenen Babalawo und befragte ihn über die Sache. Der Babalawo warf das Oquelle und sagte dann: „Ich sehe, Ihr seid Nachkommen Oruns (des Sonnengottes). Dieses ist aber ein Zeichen Schankpannas. Schankpanna will Euch damit zeigen, daß Ihr dasselbe seid, wie Orun. Da es aber eine Angelegenheit Schankpannas ist, so geht zu den Leuten Schankpannas."

Nun sind die Babalawo aber Ifa-Anbeter, also die Orakelleute der Schangodynastie. Die Schankpannaleute haben aber einen eigenen Orischa, der ihnen das Orakel deutet, das ist der Orischa Osoko. Osoko ist eine Figur, die mit Kaurimuscheln besetzt ist und in der Hand ein Schwert aus Zinn hält. Das Orakel Osokos besteht aus 50 halben Kaurimuscheln, die geworfen werden. Aus der Lage, wie sie fallen, erkennt man das Schicksal.

„Die Familie ging also zum Priester Osokos. Der Priester Osokos warf die Kaurimuscheln. Dann sagte er: „Ihr sollt in Zukunft das Opfer Oruns machen; Ihr sollt es wie früher tun; von nun an aber sollt Ihr es nicht mehr für Orun, sondern für Schankpanna bereiten, da dieser Schankpanna-aero derselbe ist, wie Orun. Tragt in Zukunft das Kauriarmband Schankpannas." Die Leute taten es. Danach wurden genügend Kinder geboren, die leben blieben." — Wir sehen hier also ganz deutlich ausgesprochen, wie mit dem aus Südwesten gekommenen Schankpannadienste der alte Orundienst neu belebt wird. Wenden wir uns diesem Gotte zu.

Orun, der Gott der Sonne.

4. Orun. — Der Sonnengott Orun ist im ganzen Jorubalande eine der Verehrung nach aussterbende Gottheit. Ich erhielt von den Nordjoruben eine Legende, die das so recht deutlich zeigt.

„Viele junge Leute derselben Familie waren einmal gemeinsam auf der Jagd hinter Antilopen her. Sie vermochten aber kein Tier zu erlegen. Sie hatten sonst immer Jagderfolg, indem sie die Antilopen nicht mit Pfeil und Bogen erlegten, sondern indem sie mit Holz nach ihnen warfen. An diesem Tage hatten sie keinen Erfolg. Als sie nun wieder durch den Busch strichen, trafen sie auf einen großen freien Platz. Der Platz war kreisrund und er war sauber und reinlich. Es war kein Messer dazu verwendet worden, ihn zu reinigen. Er war aber ganz sauber. In der Mitte war ein großer leuchtender Gegenstand. Dieser strahlte, und als die Menschen das

sahen, wurden sie von Furcht gepackt und liefen, so schnell sie konnten, von dannen.

Die Burschen liefen nach Hause und erzählten ihren Vätern, was sie gesehen hätten. Die aber kamen zusammen, hörten sie mit an und sagten: „Was das ist, wissen wir nicht. Es muß jemand zum Babalawo gehen." Es ging also ein Vater zum Babalawo und sagte dem alles. Der Babalawo sagte: „Ich habe diese Sache nun gehört und werde das Oquelle werfen." Nachdem der Babalawo das Oquelle geworfen hatte, sagte er: „Ihr alle seid von einer Familie. Ihr seid Omo-Orun, Ihr seid Kinder Oruns. Euere Alten aber haben Orun Opfer dargebracht. Ihr aber habt ihm keine Opfer dargebracht. Deshalb ist Orun den Burschen im Busch begegnet und hat sich ihnen so gezeigt. Orun will, daß Ihr ihm wieder anhängt. Ihr sollt ihm wieder wie im Altertume Opfer bringen." Die Leute fragten: „Wie ward das in alter Zeit gehalten?" Der Babalawo sagte: „Zunächst müßt Ihr Asche nehmen. Mit Asche müßt Ihr einen großen Kreis streuen. (Es ist das ein Kreis in Bandform, der ungefähr 1⅓ m im Durchmesser hat.) In die Mitte des Kreises müßt Ihr dann einen kleinen Haufen von Asche tun, und dahinein müßt Ihr dann ein Ei und eine große Schnecke setzen. Dann nehmt eine Kolanuß und zerbrecht sie in vier Teile. Einen Abschnitt legt in die Mitte, zu dem Ei und der Schnecke. Die anderen drei Abschnitte werft in den Kreis. Fallen zwei gedeckt (d. h. mit der konvexen Seite nach oben) und eine offen (d. h. mit der konkaven Seite nach oben), so ist das ein gutes Zeichen. In dem Aschekreise macht dann Euer Opfer wie für Orun."

5. Oko. — Der Name dieses Gottes bezeichnet sowohl die Hacke als ihre Form. Diese Gottheit hat nicht nur eine große Anzahl von Nachkommen, sondern eine noch größere von Anhängern, da jeder Jorube, der sein Feld bestellt, ihr Verehrung zollt. Demnach kann es nicht wundernehmen, wenn die Joruben, zumal die Bewohner des nördlichen und zentralen Landesteiles, eine Reihe von Legenden über Oko zu berichten wissen. Von ihnen will ich erst eine Tradition der Ibadanleute, nachher eine solche der nördlicheren Stämme bringen. *Oko, der Gott des Feldbaues.*

„Bei einer Stadt Irao, die ziemlich weit weg von Ibadan in westlicher Richtung gelegen ist, lebte vor längerer Zeit ein sehr, sehr alter Mann in den Farmen. Dieser alte Mann war vom Himmel gekommen und nicht auf der Erde geboren. Dieser sehr alte Mann hatte sehr viele Kinder (will sagen: Nachkommen), die aber nicht wie er in dem Feldgehöfte, sondern in der Stadt Irao lebten. Wenn

diese Kinder aus der Stadt herauskamen, nach ihm zu sehen, so sahen sie ihn manchmal, manchmal aber auch nicht. Das kam, weil er sich manchmal sehen lassen wollte, ein anderes Mal aber nicht. Er ging immer zwischen den Farmen umher. Er konnte nicht lange ruhen. Er war so alt, daß er zum Gehen einen Stützstock benutzte. Er ging ein wenig, dann legte er den Stützstock fort, hockte, wenn er ermüdet, nieder und ruhte aus, bis er wieder bei Kräften war. Hatte er sich erholt, so richtete er sich an seinem Stützstocke auf, ging ein wenig weiter und sah hierhin und dorthin und stellte den Stock dann wieder fort, um sich zur Ruhe niederzuhocken. Schritt für Schritt ging er langsam durch die Felder, um überall nach dem Rechten zu sehen.

Als er ganz alt geworden war, kamen seine Kinder aus der Stadt und sagten zu ihm: „Du hast es in den Farmen schlecht; komm mit uns in die Stadt. Wir wollen dort gut für dich sorgen." Erst wollte der Alte nicht, dann überredeten sie ihn. Er ging aus der Farm in die Stadt. Er ging an seinem Stock Schritt für Schritt. Er ging langsam, ganz langsam. Wenn er ermüdet war, legte er den Stock zur Seite und hockte nieder, um sich auszuruhen. Er erhob sich, ging ein Stück und ruhte dann wieder aus. Er kam ganz langsam zu der Stadt und dann in das Gehöft seiner Kinder. Er wohnte nun im Gehöft seiner Kinder (will sagen: Nachkommen).

Eines Tages kam ein Mann aus den Farmen, durch die der alte Mann früher immer gewandert war. Er kam in die Stadt und brachte einen Korb Feldfrüchte und Hühner mit. Er fragte die Stadtleute: „Ist nicht ein ganz alter Mann hier angekommen? Wo wohnt er?" Die Stadtleute zeigten ihm das Gehöft. Bald kam ein anderer aus den Farmen mit Geschenken und fragte: „Ist nicht ein ganz alter Mann hier angekommen? Wo wohnt er?" Es kamen immer mehr Leute aus den Farmen, brachten Geschenke und fragten die Stadtleute: „Ist nicht ein ganz alter Mann hier angekommen? Wo wohnt er?" Endlich sagten die Stadtleute untereinander: „Welch merkwürdiger Mann, dem die Farmleute so viel Jamslasten als Geschenk bringen. Wir wollen ihn auch einmal besuchen." Einige Stadtleute nahmen Geschenke, gingen in das Gehöft und begrüßten den alten Mann. Andere nahmen Geschenke, gingen in das Gehöft und begrüßten den alten Mann. Alle Stadtleute kamen zuletzt mit Geschenken zu dem alten Manne, um ihn zu begrüßen. So ward der alte Mann in der Stadt allgemein verehrt.

Eines Tages war der alte Mann aber gestorben. Als man ihn nun begraben wollte, war die Leiche des alten Mannes ver-

schwunden. Es war nur noch der Stock da, auf den er sich immer gestützt hatte. Da brachte man dem Stock die Ehren dar, die man sonst dem alten Manne, das war der Orischa Oko, erwiesen hätte. Alle Leute jedoch, die aus der Stadt und aus den Farmen kamen, um dem Orischa Oko die Ehren zu erweisen, legten an seinem Platze die Gaben nieder. Und seitdem feiert man ihm alljährlich ein großes Fest, das wird mit vielen Opfern und allerhand Schmausereien begangen." — Das ist die Okolegende der Ibadanleute.

Den Nachkommen des Orischa Oko ist es verboten, erstens von einer Schlange zu essen und zweitens neuen Jams, d. h. Ischuegbado, zu genießen, ehe das große Fest des Orischa Oko begangen ist. Als würdigstes Opfer für ihn wurde mir hier häufig das Perlhuhn genannt. Dargestellt wird die irdische Gestalt oder das Symbol des Orischa Oko stets mit Kaurimuscheln. Zuweilen hängen dicke Stränge davon einfach in einer Nische der Wand, ein anderes Mal sind sie um eine Holzfigur gewunden oder über einen Stock geschlungen oder aber an einem Messer befestigt. Verehrung zollen dem Gott außer seinem Clan besonders die Farmbesitzer, die von ihm vielfältige Ernten erflehen und erhoffen.

Vergleiche den Nachtrag Nr. 5 in Kapitel 17 über rituellen Beischlaf.

Nun die Nordjoruben. Bei ihnen wird diese Gottheit als Orisch'-Oko oder gar als Oroko angeredet, und hat einen Oberpriester, der als Ja-Osa bezeichnet wird und im Haupttempel zu Rawo nahe Ojo dem Kultus obliegt. Von einem Mitgliede dieser Ja-Osa-Familie erhielt ich folgende Erklärung: „Orischoko war vordem in einem Eialate (d. i. ein Pilztermitenhaufe). Es war ein Mann in der Stadt Rawo, der hatte viele Schulden, aber kein Kleid. Er hatte viel verfehlt, aber keinen Wohnraum, er hatte vieles vertan, aber nichts zu essen. Er hatte zuletzt nur noch eine Hacke und ein Grasschneidemesser, und damit ging er in den Busch, weit, weit und immer weiter. Da schlug er an einer Stelle alles Gras ab. Als er das getan hatte, stand in der Mitte nur noch der eine Pilztermitenhaufen, in dem Oko lebte. Abends legte der Mann sich zum Schlafen nieder. Als der Mann eingeschlafen war, hörte er jemand sprechen. Der Termitenhaufen sagte: „Wer ist denn der Mann?" Der Mann richtete sich auf. Er sah niemand. Er sah sich um, aber er sah nichts. Nach einiger Zeit sprach der Eialate wieder. Die Stimme aus dem Eialate sprach: „Komm näher!" Der Mann stand auf und ging näher auf den Eialate zu. Der Eialate sagte: „Was ist dir?" „Ich bin ein Mann aus der Stadt. Ich habe viele Schulden, aber ich habe kein Kleid. Ich habe vieles verpraßt, aber ich habe keinen Wohnraum. Ich habe vieles vertan, aber ich

habe nichts zu essen. Ich habe nur noch eine Hacke und ein Grasschneidemesser. Damit bin ich hierher gekommen, um hier zu arbeiten." Der Eialate sagte: „Du sollst ein reicher Mann werden." Der Mann sah den Eialate an und dachte: „Wie kann dieser Mann etwas geben, und hat selbst nicht einmal Hände?" (Mit dem Manne ist natürlich der Termitenhaufen gemeint.) Der Eialate sagte: „Ich sehe, was du denkst. Ja, ich will dich zu einem reichen Manne machen. Du darfst aber niemand sonst etwas davon erzählen." Der Mann sagte: „Nein, ich will es niemand sagen." Der Eialate sagte: „Dann säubere diesen Platz zuerst, und dann wird alles andere kommen." Am anderen Morgen machte der Mann den Platz sorgfältig sauber. Bei dieser Arbeit fand er einen Knochen, der war zu einer Pfeife (Signalpfeife) zurechtgeschnitten. Es war ein Gesicht darauf. Als es aber Mittag war, stand oben auf dem Eialate eine Schüssel mit Speise. Und als es Abend war, stand wieder eine Schüssel mit Speise darauf. Der Mann aß die Speisen, ohne zu wissen, von wo sie kamen. Am anderen Tage war es ebenso. Der Mann arbeitete. Als es Mittag war, stand auf dem Eialate eine Schüssel mit Speise. Und als es Abend war, stand wieder eine Schüssel mit Speise darauf. Der Mann aß die Speise, ohne zu wissen, woher sie kam. Das ging alle Tage so, und dem Manne erging es sehr gut.

Als der Mann drei Jahre lang seine Farm um den Eialate gebaut hatte, nahm er eines Tages den Knochen, der wie eine Pfeife geschnitzt war, und ging damit in eine andere Stadt. In der Stadt suchte er den Babalawo auf und fragte ihn: „Hier ist ein Knochen; ich weiß nicht, was es mit diesem Knochen ist, kannst du es mir vielleicht sagen?" Der Babalawo sagte: „Ich will einmal sehen." Der Babalawo warf das Oquelle und sagte: „Der kleine Knochen gehört deinem Farmherrn. Auf deiner Farm muß ein Eialate stehen, lege den Knochen auf den Eialate. Auf dieser Farm pflanze aber alles Gute, was du nur kannst — es wird dir alles geraten. Wenn du deine Farm sonst gut bestellst, wirst du mit Hilfe des Knochens ein reicher Mann werden." Der Mann nahm den Knochen zurück und sagte: „Wie heißt der Knochen, den ich hier habe?" Der Babalawo sagte: „Der Knochen gehört einem Orischa." Der Mann fragte: „Wie heißt denn dieser Orischa?" Der Babalawo sagte: „Der Orischa heißt Orischoko." Der Mann ging.

Der Mann ging an seinen Ort zurück. Der Mann bestellte seine Farm und pflanzte, soviel er nur konnte. Im nächsten Jahre hatte nun alle Welt großen Hunger. Bei den meisten Leuten war

nichts gewachsen. Daher hatten die meisten Menschen nichts zu essen. Der Jams des Mannes, der seine Farm um den Eialate angelegt hatte, war aber sehr gut geraten. Der Mann hatte sehr vielen und sehr guten Jams. Der Mann ging nun zu dem Eialate, aus dem nun der Orischa immer zu ihm sprach, und sagte: „Alles, was ich pflanze, ist gut geraten. Was soll ich nun tun? Ich bitte dich, mir das zu sagen." Der Orischa sagte: „Nimm deinen Jams, nimm viel von deinem Jams und trage ihn in deine Stadt. Frage dort nach einem Manne, der ihn kaufen kann. Es ist großer Hunger in der Stadt, aus der du kommst." — Der Mann packte am anderen Tage vielen Jams auf. Der Mann trug ihn in diese Stadt. Der Mann sagte: „Ich habe viel Jams. Ist jemand hier, der meinen Jams kaufen will? Wer will meinen Jams kaufen?" Die Leute kamen sogleich aus den Häusern. Die Leute kauften den Jams. Die Leute bezahlten viel Geld. Die Leute sagten: „Wenn du noch mehr Jams hast, so wollen wir zu deiner Farm kommen, und von dort kaufen, damit du dich nicht bis hierher damit zu tragen brauchst." Der Mann sagte: „Kommt nur mit mir hinaus." Die Leute kamen mit hinaus zu der Farm des Mannes. Die Leute sagten, als sie ankamen: „Ach, was sind das für Farmen!" Die Leute betrachteten die Farmen. Die Leute sagten: „Wir wollen auch an dem Platze bleiben, wo ein so guter Orischa ist wie der Orischoko. Wir wollen auch unsere Farm hier bauen." Viele Leute kamen heraus und legten ihre Farmen neben der des Mannes an.

Der Mann verkaufte Saat und Steckfrucht an die Leute. Der Mann ward sehr reich. Der Mann konnte nun in der Stadt alle seine Schulden bezahlen. Der Mann konnte sich schöne Kleider kaufen. Der Mann konnte sich eine schöne, junge Frau kaufen. Nach einiger Zeit schenkte die Frau ihm ein Kind. Dies Kind war ein Knabe. Der Knabe konnte aber lange Zeit nicht gehen. Es war ein Kind, das nicht aufstehen konnte. Der Mann ging aber in die Stadt, in der der Babalawo war. Der Mann fragte den Babalawo: „Was soll ich machen? Ich habe ein Kind geboren, aber das Kind kann nicht aufstehen. Was soll ich tun?" Der Babalawo warf das Oquelle und sagte: „Mache dir einen eisernen Stock (dieser wird Oqua Osoko genannt) und gehe mit dem Stock zu Orischoko. Frage Orischoko, was es damit sei, daß der Knabe nicht gehen kann." Der Mann ging wieder zurück. Der Mann ließ sich vom Schmiede einen eisernen Stock machen und sagte: „Ich will nun zu meinem Allebjennu gehen." Der Mann ging nun zu dem Eialate und sagte: „Mein Allebjennu! Mein Knabe ist nun schon lange geboren. Aber mein

Knabe kann nicht gehen. Was soll ich nun tun?" Der Orischa antwortete aus dem Eialate: „Gib dem Knaben den eisernen Stock in die Hand. Wenn der Knabe ihn acht Tage in der Hand hat, wird er gehen können." Der Mann tat es. Der Mann gab dem Knaben den eisernen Stock in die Hand. Nachdem der Junge den Stock acht Tage lang in der Hand gehabt hatte, konnte er gehen.

Da ging der Mann wieder zu dem Eialate und sagte: „Mein Alledjennu! Du hast mich zu einem reichen Manne gemacht. Ich möchte nun aber in die Stadt gehen." Der Orischa sagte: „Gut, gehe in die Stadt zurück. Ich will dir aber etwas geben, damit du mich nicht vergessen kannst." Der Orischa gab darauf dem Manne Kola (d. h. Bitterkola!). Der Orischa sagte: „Schneide die Kola zurecht. Iß sie aber nicht. Hebe die vier Stücke wohl auf. (Die Kola wird zu diesem Zwecke so geschnitten, daß zuerst winkelrecht zur Längsachse die beiden Enden abgeschnitten und entfernt, der Rest der Nuß darnach ihrer natürlichen Beschaffenheit zufolge in zwei Teile gespalten wird.) Wenn du nun mit mir zu sprechen wünschest, kannst du mich stets finden. Ich will aber nicht, daß du mich als Alledjennu verehrst. Rede mich nur mit meinem Namen ‚Osoko' an!" — Der Mann nahm den Knochen, der wie eine Pfeife war und ein Gesicht hatte. Der Mann nahm den Stock aus Eisen und die vier Kolastücke und ging damit in die Stadt zurück. In der Stadt machte der Mann sein Haus zurecht. Dann rief er Osoko und fragte: „Was soll ich denn jetzt tun?" Osoko sagte: „Binde an den Knochen lange Schnüre aus Kaurimuscheln, bringe dann den Knochen an der Wand an, so daß die Kaurischnüre herabfallen. Lege die vier Kolastücke in eine Kalebasse und stelle den Eisenstab an die Wand. Wenn du nun etwas wissen willst, so wirf die vier Kolastücke. Jedesmal, wenn der Jams reif ist, gehe in den Busch und fange ein lebendiges Perlhuhn. Dieses Perlhuhn mitsamt Palmöl und einem Jamsknollen bringe dann zu mir. Du selbst aber darfst in keinem Falle von dem neuen Jams eher essen, als die anderen Leute, die nichts mit mir zu tun gehabt haben, davon genießen werden. Wenn die anderen Leute, die nichts mit mir zu tun haben (die also keine Omoschoko sind), schon drei Monate lang von dem neuen Jams essen, erst dann darfst du und dürfen deine Nachkommen etwas davon essen. Nach Ablauf dieser drei Monate sollst du aber mit deiner Familie von meinem neuen Jams genießen. Mit dem Ebo (Opfer) verfahre aber so: Schneide den Jamsknollen ebenso zurecht, wie du die beiden Bitterkola für mich hergerichtet hast. Schneide ihm also oben und unten die Spitze ab

und schneide den Rest der Länge nach in zwei Stücke, so daß alles zusammen vier Stücke sind. Nimm die beiden Mittelstücke, nimm Oel, und lege sie mit in die Kalebasse, in der die vier Kolastücke aufbewahrt werden. Dann erbitte dir von mir, was du dir in diesem Jahre wünschest, und was dir in diesem Jahr notwendig erscheint. Nachdem nimm die beiden Spitzenstücke, die du oben und unten von dem Jams abgeschnitten hast, und koche diese in Oel. Du sollst nun in Zukunft mein Ja-Osa sein, und nach dir sollen es deine Kinder werden. Jeder Mann aber, der mir zu opfern gedenkt und mein Nachkomme werden will, soll dieses Jamsopfer verrichten und soll die in Oel getauchte Jamsspitze in das Haus des Ja-Osa bringen. Einen Teil von jedem solchen Opfer soll der Ja-Osa auf die Schale legen, in der schon die vier Kolastücke liegen. Einen Teil (von diesem Jamsopfer, aber von sonst keinem jungen Jams) aber soll die Ja-Osa-Familie verzehren. Alle aber, die mir opfern, sollen erst drei Monate, nachdem sie diese Gaben im Hause des Ja-Osa niedergelegt haben, mit ihrer Familie von dem neuen Jams essen. Der Ja-Osa soll das Perlhuhn am Erstlings-Opfertage über der Kalebasse mit der Kola richten, das Blut über die Kolastücke fließen lassen und die Kolastücke mit dem Blute mischen. Der Ja-Osa soll eine Feder aus dem geschlachteten Perlhuhn ziehen und soll sie in den Mund der Knochenfigur, von der die Kaurimuscheln herabhängen, stecken. Danach soll alle Welt trommeln und tanzen. Jeder aber, der ein Kind wünscht, ob er nun mein Kind (Nachkomme) ist oder nicht, der kann an diesem Opfertage zu dem Ja-Osa nach Rawo kommen und mich in dieser Zeit mit Opfern um Kinder bitten. Jedes Kind aber, das nach solchen Opfern und Bitten geboren wird, muß dann jedes Jahr sein Ebo (gleich Opfer, in diesem Falle das Jahresopfer) mir darbringen, denn es ist mein Kind, ganz gleichgültig, ob der Vater schon mein Kind war oder nicht."

Hiermit schließt die Tradition. Zu dieser Erzählung des Mannes, des derzeitigen Ja-Osa von Rawo, ist nun noch folgendes zu bemerken:

Wer nach Rawo zum Opfern geht, dem werden mit einem Tuche die Augen verbunden. Das Ewuo, das Enthaltungsgebot dieser Anhänger des Ackergottes besteht darin, daß die Leute die ersten drei Monate hindurch keinen jungen Jams essen dürfen. Das Ewuo soll so streng durchgeführt werden, daß es den Anhängern dieses Kultus überhaupt verboten ist, den jungen Jams zu brechen oder zu sehen. Andere Leute müssen für die Okoanhänger den Jams aus den Farmen

nehmen. Im allgemeinen nähren die Okoanhänger sich in den drei Monaten der Enthaltungszeit von Sorghum. Sollte es nun aber doch geschehen, daß ein Nachkomme Okos durch Zufall jungen Jams sieht, so muß er schnell in das Heiligtum des Gottes gehen, muß über die vier Kolastücke Wasser gießen, muß mit diesem Wasser sich die Augen waschen, und den Gott bitten, ihm diesen Anblick zu verzeihen und ihn nicht blind zu machen.

Anders aber ist der Okodienst bei den Joruben nahe Jebba. Dort gilt Oko nicht als ein großer Orischa, wenn er auch eine sehr zahlreiche Anhängerschaft hat, und sich auch viel Leute als seine Kinder (Nachkommen) betrachten. Im allgemeinen haben diese Nordjoruben für das Jamsopfer am Wege zur Farm (Farm = Oko) unter den großen Bäumen ihre Opferstelle. Um den Stamm des alten Baumes ist dann ein Band geschlungen, so wie man es im Sudan, zumal im Mossilande, häufig sieht. Unter diesem Baume wird dann das Aquako genannte Opfer dargebracht, und zwar auch hier zur Zeit, wenn der neue Jams aufgenommen wird. Dann zieht die Anhängerschaft mit einem Trommler, der die drei- bis vierfüßige Ageretrommel schlägt, und mit sechs Früchten des Agaubaumes als Würfeln auf den Aquakoplatz. Es wird geopfert und durch Würfeln die Prognose von glücklichem oder schlechtem Verlaufe des nächsten Jahres gewonnen. Wie sonst kommt es auch hier darauf an, ob die konvexe Seite oder die konkave Ausflachung nach oben fällt. Die Würfelablesung ist hier aber eine andere als anderweitig. Bei schlechtem Falle sind Huhn oder Ziegenbock als Sühnopfer darzubringen. Nach dem Würfeln wird geschlachtet und gekocht und Bier getrunken. Für Sorghum wird kein Opfer bereitet.

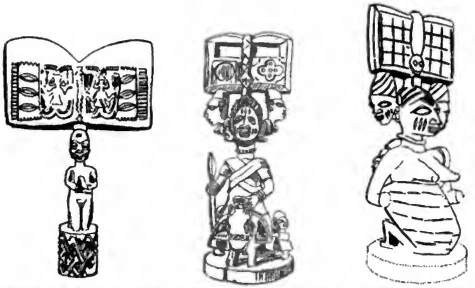
In diesem Okokultus sehen wir offenbar eine Verehrungsform, die mit der Verbreitung der Jamsknolle in Verbindung steht und sich in keiner Weise um die Ernte der Körnerfrüchte, vor allen Dingen des Sorghums, kümmert. Es ist also eine typische, westafrikanische Verehrungsform. Sehr interessant ist gerade in der letzten Legende die scharf und klar ausgesprochene Kultusverordnung. Fast klingt es hier so, als ob einige Sätze des „Alten Testamentes" umgeschrieben wären. Und zumal die Erklärung am Schlusse der Gesetzesverordnung, derzufolge sich ein jeder den Gott Oko als Stammvater erwählen kann, gemahnt außerordentlich an die Erzählungen des „Alten Testamentes", in denen die Gotteskindschaft durch Kultus und Verehrung erworben werden kann.

□ □

Ueberblicken wir das, was in diesem Kapitel berichtet ist, so erkennen wir, wie eine ganze Reihe hervorragender Götter, teils aus bestimmten Landeskreisen stammend, teils alteingeboren, allenthalben sich mit ähnlichen Erscheinungen zu verbinden trachtet. Die Götter nähern sich in der Mythologie und im Kultus hier und da einander, so wie ich es im Anfang des Kapitels angedeutet habe, und in diesem Sinne möchte ich mit einem Hinweise schließen, indem ich nämlich auf einen Passus in der letzten Okolegende zurückkomme. Der Gott sagt: Nenne mich nicht Allebjennu, sondern Orischa Oko. Allebjennu ist in der Borireligion die Bezeichnung für „Geist" oder „Dämon". Der Orischa will nicht mit den Kindern dieser Religion verwechselt werden, er fordert seine Anerkennung als Orischa, als Gott der alten Jorubenreligion. Hier berühren sich also wieder zwei Religionssysteme, und es ist genau so wie mit Obatalla und Olufan: von außen kommt eine neue Religion und sucht ihre wesentlichen Gestalten dem alteingeborenen System zu assimilieren.

Nun aber wollen wir uns, nachdem das Wesen und die Eigenart dieser Götter zur Genüge klargelegt worden ist, den beiden hervorragendsten Erscheinungen zuwenden, nämlich erst dem Donnerer Schango, dann dem Orakel des Ifa.

■ ■



Figuren des Schangodienstes. In der Mitte der Gott selbst, links und rechts Oja. 55, 72 und 52 cm hoch.
(Zeichnung von Carl Arriens.)

Zwölftes Kapitel.

Der königliche Donnergott.

Schango der Donnergott. — Sein gewaltsames Ende. — Schangos Dienst. — Gerät des Schangodienstes. — Schango und die Widder. — Donnerkeile und Widder. — Verbreitung der Donnerkeile und Widdergewitter- und Widder-Sonnenlegende im Sudan. — Beziehung zu Ammon, dem widderhäuptigen Gotte Nordafrikas. — Schango und Tor.

Schangos, des Donnergottes gewaltsames Ende.

1. Die Legende vom sterbenden Gotte. Das gesamte dunkelhäutige Afrikanertum besitzt unter all seinen Göttern nicht einen, der in der Durchbildung der Mythologie wie in der Ausgestaltung des Kultus an einheitlicher Größe wie an phantasiereicher Ausstattung so bedeutend wäre, wie Schango, der Donnergott der Joruben. Von ihm heißt es, stamme der erste König des Landes ab. Seiner Nachkommenschaft gebührt heute noch das Recht, dem Lande Könige zu geben.

Schango war der bedeutendste Mann, der der Küstensage nach in Ife von der Allmutter Jemaja geboren wurde. Es ist ein gewaltiger, kriegerischer, ein mächtiger Gott, wie er nur je die Phantasie eines nach großen Formen strebenden Volkes in diesen Ländern befriedigen konnte. Er ist der Gott des Gewitters, der im Gewitter den Donner-

keil schleudert, er ist der Gott, der die Gehöfte und die Städte niederbrennt, die Bäume zerspaltet und die Menschen erschlägt. Er ist grausam und wild, prächtig und doch wieder durch seine gewaltigen Taten segensreich. Denn mit seinen Fluten, die er aus den schwarzen Wolken herabsendet, gibt er der dürstenden Erde Keimkraft und verleiht er den Feldern Fruchtbarkeit. Deshalb fürchten ihn die Menschen, aber sie lieben ihn auch. Sie fürchten seinen Zorn, aber sie erflehen sein Herannahen. Sie stellen sich ihn vor als reitend auf einem Rosse, dem sie den Namen des Widders geben, weil es so schnell und fröhlich ist. Sie stellen ihn dar mit dem Donnerhammer in der Hand und umgeben von seinen Frauen, welche die Flüsse und Lagunen sind. Denn er ist ein Gott, der das Wasser vom Himmel herniedersendet; und die Flüsse schwellen an, wenn er herabsteigt. Er wohnt in einem Palaste, der ganz aus funkelndem Messing besteht, und aus dem die Blitze erstrahlen. Er hat eine gewaltige Medizin. Die hat er durch den Mund zu sich genommen, und deswegen erstrahlt ein mächtiges Feuer, sobald er den Mund öffnet. Die Sage weiß zu erzählen, wie seine Gattin Oja, der Nigerstrom, einst von dieser Medizin gestohlen habe, wie dann auch ihr Mund erleuchtet sei; sie berichtet, wie der erzürnte Gott hinter der Flüchtenden herstürzte, die Götter niederwarf, die ihm entgegentraten, und endlich um Sonnenuntergang mit dem letzten Widerstande, den er selbst nicht zu überwinden vermochte, kämpfte und in die Erde stieg. Vom Gotte Schango wissen alle Völker des Jorubalandes zu erzählen. Viele von den Legenden enthalten Widersprüche, aber alles in allem bleibt die Grundgestalt dieselbe. In einem ist man sich nicht ganz einig, nämlich in der Frage, aus welchem Lande der Gott denn eigentlich stamme. Es wird aber möglich sein, auch diesen wichtigen Punkt klarzustellen. — Hier einige Legenden:

In Ibadan erzählte man mir: Der Vater Schangos war Oronjan(g). Seine Mutter Jemodia; Oronjan(g)s Vater aber war Laro, Jemodias Vater hieß Aussi. Oronjan(g) war ein großer Krieger im Jorubalande. Er eroberte sich einmal Ilife, ward aber wieder daraus vertrieben. Er kam ins Okugebiet; da lebte Jemodia, die von den Takpa (d. i. die Nupe) stammte. Dort heiratete Oronjan(g) die Jemodia. Sie blieb seine einzige Frau, und er nahm nicht nach Negerart eine zweite. Im Nupelande wurde dann Schango geboren. Oronjan(g) wurde in Obuma-usche König. Schango aber ward König im alten Ojo.

Als Schango in Ojo König war, hatte er dort zwei Ironse (d. i. hohe Beamte oder Höflinge). Der eine war Mokwa (oder Mogba),

der andere Timi Agbali-Olofa-no. Schango liebte den Krieg über alle Maßen, und so sandte er denn oft Mokwa und Timi aus, daß sie für ihn Krieg führten und Städte zerstörten. Er war so kriegerisch, daß die Ojoleute zuletzt zusammentraten und sprachen: „Unser König vernichtet alles Land ringsum; wir wollen aber einen König haben, der uns nicht Sklaven gibt, sondern Essen!" Sie sandten nun Botschaft zu Schango. Die Gesandtschaft sagte: „Du bist König gewesen! Du warst zu streng; du warst zu grausam; du bist schlecht. Deshalb mußt du aufhören, König zu sein." Schango hörte die Botschaft an. Er sagte: „Ich sehe das alles. Mokwa wird Euch das später erklären. Ich bin ein großer Oni-Scheggo (Magier). Niemand kann mich zwingen. Ich bin aber selbst dieses kleinen Lebens überdrüssig." Schango ging fort. Er nahm einen Strick mit sich und ging in den Busch. Den Strick befestigte er an einem bestimmten Baume. Dann erhängte er sich. Er hing sich selbst an dem Strick auf.

Das Volk kam zu dem Baume. Das Volk sah und hörte, was geschehen war. Das Volk rief: „Ist das Schango? Ist das Schango? Ist das Schango?" — „War das der König von Ojo? War das der König von Ojo? War das der König von Ojo?" — „Hat Schango sich erhängt? Hat Schango sich erhängt? Hat Schango sich erhängt?" — Mokwa hörte das und sagte zu den Leuten: „Wenn Schango hört, wie Ihr über seinen Tod sprecht, so wird er Euere Häuser verbrennen; denn er ist nicht gestorben. Ich will Euch aber erklären, wie das alles gekommen ist."

Mokwa sprach weiter:

„Schango sandte alle Tage Mokwa und Timi aus, daß sie Krieg führten und Völker vernichteten und Städte zerstörten. Morgens sagte er: ‚Geht hin und tut das und das!' Wir gingen hin und taten das. Abends kamen wir wieder und sagten: ‚Wir haben das ausgeführt!' — Schango antwortete: ‚Nein, das genügt mir nicht. Morgen müßt Ihr fortgehen und weiteres tun.' Wir gingen täglich. Schango spie Feuer aus dem Munde und hieß uns gehen. Wir gingen und taten. Mokwa und Timi, wir beide, kamen eines Tages und sagten: ‚Wir gingen in deinem Auftrage vorgestern fort, um eine Stadt zu zerstören. Wir gingen in deinem Auftrage gestern fort, um eine Stadt zu zerstören. Wir gingen heute fort, um eine Stadt zu zerstören. Wir mußten alles tun; wir müssen alles tun. Du aber hauchst Feuer aus Deinem Munde. Das ist alles!' Darauf sagte Schango: ‚Ich sehe, Ihr seid unzufrieden mit meinem Willen, aber ich bin so stark, daß Ihr doch das tun müßt, was ich von Euch verlange. Das will ich Euch zeigen. Ihr seid gekommen, um



Geräte des Schangodienstes. 1—3 Rasseln aus Metall und Kürbis. 4 eine Schangotasche. 5 Tiara eines Schangopriesters, links ein Donnerkeil eingenäht. 6 und 7 Teile von Türen mit Darstellungen von Donnerkeilen, einer Schangotänzerin (7) und einer Toten der Schangofamilie (6). Größen siehe Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Euch gemeinsam über mich zu beschweren und mir zu sagen, daß ich nichts tue. So zwinge ich Euch denn hiermit, daß Ihr gegeneinander fechtet.' Darauf fochten wir zusammen; wir konnten nicht anders. Wir waren beide stark und unsere Schwerter gut. Mokwa tötete endlich Timi. Ich habe Timi getötet. Timi, der Kamerad Mokwas starb. Mokwa sagte darauf zu Schango: 'Du hast mich nun gezwungen, diesen Mann zu töten. Der Mann war aber nicht mein Feind. Deshalb will ich dich jetzt auch töten.' Schango sagte: ,Was? Du willst mich töten? Du glaubst mich töten zu können? Rufe alles Volk in der Stadt zusammen; sprich mit dem Volke. Höre das Volk. Und merke auf, was nachher geschieht.' Ich, Mokwa, rief darauf alles Volk zusammen."

Mokwa sagte zu dem Volke: „jeden Tag sendete der König Schango Mokwa und Timi aus, Städte zu zerstören und Volk zu vernichten. Mokwa und Timi wurden müde. Mokwa und Timi kamen sich zu beschweren. Schango zwang Mokwa und Timi gegeneinander zu kämpfen. Mokwa und Timi kämpften. Mokwa tötete Timi. Mokwa sagte zum Könige Schango: ,Du hast mich gezwungen, Timi zu töten. Timi war nicht mein Feind. Nun werde ich dich töten.' Schango sagte: ,So rufe das Volk.' Ich, Mokwa, habe das Volk gerufen, nun seid Ihr hier, nun bestimmt!"

„Das Volk sagte: ,Schango muß das Land in fünf Tagen verlassen.' Das Volk sagte es Schango. Schango nahm einen Strick und ging in den Wald. — Das ist der Gang der Ereignisse. Es ist wahr, niemand hätte Schango töten können. Schango ging aus eigenem Willen."

So sagte Mokwa zum Volke. Mokwa sagte weiter zum Volke: „Wenn nun in Zukunft einer sagt: ,Schango erhängte sich,' so soll ihm die Ogumedizin ins Haus gesetzt werden, die ihn verbrennen macht." Mokwa erwählte 50 andere Mokwa (dies ist der Titel der Priester Schangos), und setzte das Ogu in jedes Haus, in dem ein Mann sagte: „Schango hängte sich auf." — Der Anjobaum, an welchem sich Schango seinerzeit erhängte, bekam den Namen „Schangos Grab" oder „Ibodji-Schango." Nach Schangos Tode wuchsen aus seinem Grabe zwei Ketten; das war infolge von Schangos starker Medizin. An diesen Ketten stieg Schango dann zum Himmel empor. Schango hatte seine magische Kraft nicht von sich selbst. Schango erlernte und ererbte die Kraft von dem Schamanen Abja Ganti. Abja Ganti aber war der Großvater (?) Oronjan(g)s, also Schangos Urgroßvater. So lernte er das Feuer hervorzurufen, das als Flamme aus seinem Munde schoß. Schangos einzige Ehefrau

war (nach Ibabanglauben) Oja, die Lagune. Diese Oja war eine gewaltige, ausgezeichnete Jägerin und betrieb ihr Handwerk mit ungeheuerer Geschicklichkeit. Sie jagte alle wilden Tiere im Busch, Leoparden, Antilopen und Elefanten. Oja hatte einen jüngeren Bruder, der begleitete die Schwester überall hin auf den Jagdzügen. Als Schango geheiratet und später sich erhängt hatte, verwandelte Oja sich in den Nigerstrom.

Ein Mann aus Ilescha gab dazu noch folgende ergänzende Berichtigung: Oja war Schangos Weib; sie geht auch heute noch als Gattin vor ihm her und fegt vor ihm den Weg rein. Vorher war Oja schon einmal verheiratet gewesen, mit Ogun, der aber sehr böse war, so daß sie zuletzt zu Schango lief, ihn heiratete und bei ihm blieb. Oja gilt als die Mutter der Kinder Schangos, also als die Mutter der Alafine, des Königsgeschlechts in Ojo. In ihrer jetzigen Gestalt lebt sie heute mit Schango im Himmel. Wenn die Zeiten der Festlichkeiten der Oja herannahen, d. i. Dezember oder Januar, gehen viele Leute zum Flusse und opfern ihr. Die Priester und Priesterinnen Ojas töten stets Schafe, nie aber Ziegen für die Göttin. Ziegen zu töten oder zu verzehren ist ein Verbot.

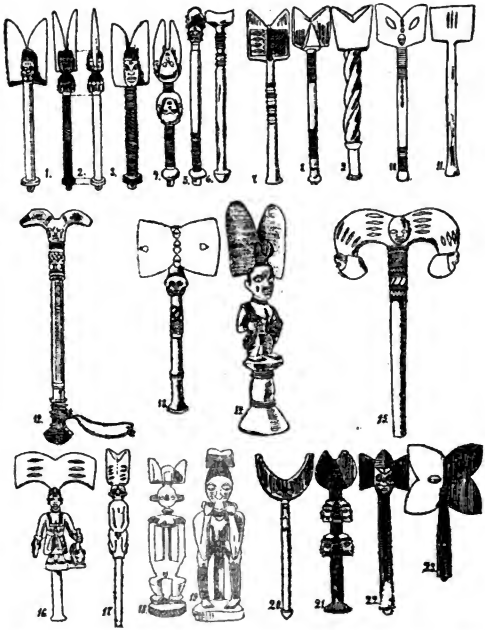
Das Hinabsteigen des Gottes zur Erde wird in vielen Legenden berichtet. Einige Versionen müssen hier noch eingefügt werden. Als Mokwa einst im Kriege war, sandte Schango dem Volke von Ojo die Nachricht, man solle Holz aufstapeln, nicht weniger als 24 Fuß hoch, und zwar mitten auf der Straße. Darauf solle man Palmkerne werfen und Palmöl gießen. So ward alles bereitet, und dann legte Schango Feuer daran. Als das Feuer dann hoch emporlohte, warf Schango Mokwa oben darauf. So ward Mokwa zu Asche verbrannt. Sobald aber Mokwa verbrannt war, wurde er wieder zu einem lebendigen Manne. Darüber war Schango sehr erstaunt. Schango sagte: „Was Mokwa kann, soll ich auch können. Ich will aber nicht zum Menschen werden, sondern zum Orischa!" Darauf nahm er sein Schurzfell und 16 Kauri (Muscheln). Er ging in den Busch zu einem Anjobaume. Er erhängte sich. So wurde Schango ein Orischa, denn er stieg zum Himmel auf; so wurden die Kauri ihm heilig, denn man wirft sie für ihn; und so wurde Mokwa sein erster Priester.

Noch interessanter ist die andere Legende, von den beiden Heerführern, schon allein deswegen, weil sie im Anfang einige organisatorische Anordnungen Schangos bringt, welche in starkem Gegensatze zu dem sonstigen Mangel an ethischen Postulaten bei diesen Völkern steht. Sie stammt aus der Umgebung Ibabans und lautet:

Der König Schango war im Takpalande geboren. Er verlangte als erste Sache die Wahrheit und haßte die Lüge. Er wollte auch nicht, daß die Leute einander vergifteten. Zum dritten wollte er nicht, daß die Joruben einander bestahlen, daß sie in den Städten einer in das Haus des anderen gingen und Sachen wegnähmen, die ihnen nicht gehörten. Wenn jemand gegen diese drei Gebote verstößt, wird er von Schango, der heute ein Orischa ist, getötet. Schango kommt dann im Ara, im Gewitter, und tötet die Menschen mit dem Steine Ara-bung, das ist unser Donnerkeil.

Schango war zu Lebzeiten ein Oni-Scheggo und ging an einer Kette zum Himmel empor. Oben tötete er sich, und das kam so: Er hatte im Kriege zwei Enondje (das sind Vertreter oder Boten), von denen der eine sehr schlecht, der andere sehr gut war. Der schlechte Enondje war Edju, der gute Ossenj. Eines Tages sagte Ossenj zu dem in Ojo lebenden König Schango, daß Edju erklärt habe, Schango dürfe nicht wiederkommen. Edju war aber damals in Kuschi im Jorubagebiete. So machte sich denn Schango auf den Weg, um Edju in Kuschi zu treffen. Unterwegs hängte sich Schango aber an einem Anjobaume auf. Deswegen nennt das Volk ihn bei seinem Anruf immer noch Obaku-su! Schango ging dann an einer Kette in den Himmel.

Ohne Schwierigkeit erkennen wir hier an den beiden deutlich benannten Angestellten des Königs den oftmals als bösartig bezeichneten Gott Edju, den Oberaufseher der Götter überhaupt (siehe nächstes Kapitel), und in dem Gotte Ossenj die segensreiche Kraft des Schamanen, die Divinationskraft, die magische Kraft, durch die ja auch die Götter sich den Menschen nur mitteilen können. Ich sagte schon oben, daß die ethischen Postulate, die Forderungen, Gutes zu tun, zunächst unnegerhaft klingen, und will deswegen das einfügen, was ich hierüber von Ojoleuten hörte. Nach einem von ihnen, der selbst Mitglied der Königsfamilie war, stammen allerdings die Alafine von dem Donnergotte Schango ab. Es hat aber zwei verschiedene Schangos gegeben. Der eine, der ältere, ist der Schango Takpa oder Schango Taba, und der andere der Mesi Schango. Jener, der ältere, muß schon seinem Namen nach aus dem Nupelande gekommen sein. Der zweite aber kam aus Borgu. Dieser Mesi kam an der Spitze der Allebjennu ins Jorubaland und wurde der erste Mesi. Mesi heißt nun in allen alten Geschichten und Erzählungen „König“. Ein heute noch angewendeter Titel ist es nicht, und die Sage berichtet, daß die Dynastie der Mesi Schango von den später wieder zur Herrschaft gelangenden Taba Schangos



Geräte des Schangodienstes. Ose- oder Osche-Schango-Tanzkeulen, deren Oberteil mit Köpfen und Darstellungen gebunden gedachter Donnerkeile geschmückt sind. Größen siehe Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

unterworfen und verdrängt, und daß damit alle Mesis wieder abgesetzt worden seien. Mesi Schango sei stets als Reiter auf einem Pferde dargestellt. Mit Mesi-Schango sei diese Darstellungsweise überhaupt erst Sitte geworden. Schango Taba wurde dagegen in einer Widdermaske gedacht. Von dieser Art Widdermaske gibt es in Ojo zwei, die als Deckel einer Schachtel dienen, in der die Feuermedizin des Gottes gelegen hat.

Ganz deutlich und klar unterscheidet die Sage hier zwei Dynastien, von denen die eine, die ältere, die zeitweilig durch die andere verdrängt wurde, den Gott in Widdergestalt mit der Zaubermedizin auffaßt, während die inzwischen regierende das Reiterbild und vor allen Dingen die Postulate, gut zu tun und gut zu leben, eingeführt habe. Diese zweite Dynastie, die eine Zeitlang im Jorubalande, von Norden her eindringend, die Oberhand gewonnen hat, wird uns in dem Teile, in dem wir die eigentümlichen mittelalterlichen Ausstrahlungen der Sahara und der Sudankultur zu besprechen haben werden, eingehend beschäftigen. Hier sondern wir diesen Teil der Legende aus, und wenden uns dem Kultus jenes älteren Gottes zu, der die Feuermedizin und den Blitz und den Donner hinter der Widdermaske verbirgt.

□ □

Der Kultus des widderhäuptigen Gottes.

2. Der Kultus des widderhäuptigen Blitzgottes. — Keinem Gotte werden im Jorubalande auch nur annähernd so große Opfer und Zeremonien gewidmet, wie dem Götterkönige Schango. Das Verschiedenartigste wird dargebracht am Tage des großen Festes, das, wie die Joruben sagen, jeden 14. Monat, das heißt in jedem November, im großen Tempel und in jedem Gehöfte eines Schangosprossen unter Leitung eines Mokwa, eines Priesters, festlich begangen sein will. Arme Familien schlachten nur einen Schafbock und feiern dann drei Tage, Wohlhabende lassen aber vom Oberpriester eine ganze Zahl von Widdern darbringen und dehnen das Fest dann wochenlang aus. Wir hatten in Ibadan einen Nachbarn, der ein Omo-Schango, ein Schangosproß war; er war wohlhabend und prunksüchtig und hat drei Wochen lang Schafböcke schlachten lassen. Das Getrommel der Jubilierenden hörte nicht eher auf, unser Ohr zu erquicken, als bis wir nach Ife abmarschierten. Jeder Familienpriester opfert die Widder in seinem Hause, aber ein Mokwa, ein höherer Priester Schangos, muß das Opfer vollziehen. Er erhält dafür seinen Anteil am Festbraten und nimmt ihn mit heim, denn während des Kultus selbst darf er nichts genießen.

Sind die Familienprivatopfer schon in ihrer Art prunkvoll, so muß das allgemeine Gemeindefest geradezu großartig sein. Ist Tag und Stunde anberaumt, so versammeln sich im Hofe des alten Mokwa ältere und angesehene Mitglieder der Schangogemeinde. Es wird allerhand Opfergetier gebracht. Vor allen Dingen aber müssen natürlich einige möglichst alte und würdige Widder ihr Leben lassen. Aber auch einige Ziegen müssen daran glauben, denn nur den Ojapriestern ist es verboten, Ziegen zu genießen, den Schangokindern nicht. Ferner werden gebracht: Hühner, Krüge mit Palmwein, Maisbier, kleine Pakete mit Kolanüssen und ähnlichen Leckereien mehr. Die heilige Opferung wird vorgenommen. Das Blut fließt über die Donnerkeile und wird gegen die Leberdecke gespritzt und über die Töpfe und Bildnisse gegossen. Es scheint eine bestimmte Gesetzmäßigkeit darin zu walten, denn nur wenige und bestimmte Stellen im Tempel und auf dem Altare fand ich blutbedeckt. Ganz besonders bedacht wurden aber die „Blitzsteine" und die Altardecke.

Nach Vollzug des Opfers beginnt das versammelte Volk sein Spiel. Es wird abgekocht und geschmaust. Nur der Leiter oder Priester muß sich der Speisen enthalten, und auch seinen Anteil an dem Widder verteilt er unter die Leute seines Hauses. Der Mokwa muß fastend die Gebete absolvieren und alle seine Gedanken dem Gotte weihen. Er muß zuvorderst vom Gotte die Botschaft erhalten, wen der Orischa sich als Bambecke, als Orakelwerfer wünsche. Denn das Orakel des Schango liest der hohe Priester nicht selbst. Den Orakelleser erwählt die Gottheit, und zwar erleuchtet sie den Mokwa so, daß er ihre Gedanken versteht. Das Orakel selbst wird nach zweierlei Art gelesen: entweder durch den Wurf von 16 Kaurimuscheln — das soll mehr im Süden üblich sein — oder durch Aufbruch und Werfen von mehreren Kolanüssen, welch letztere Form in Ibadan im Schangodienste entschieden vorherrscht und Akwa-obi oder Agba-obi genannt wird. Welche Form nun auch gewählt wurde, so handelt es sich beim Ablesen um die Frage, ob mehr Stücke auf die flache oder konvexe Seite fallen. Und in der Sache selbst handelt es sich um die Frage des Wohlwollens der Gottheit, die der Gemeinde oder hervorragenden Persönlichkeiten ein besonders ereignisreiches, glückliches oder unglückliches Jahr verheißt. Fällt die Antwort des Orakellesers ungünstig aus, so daß eine augenscheinliche Verstimmung der Gottheit zutage tritt, so wird in oben beschriebener Weise die Opferung wiederholt, bis das Orakelgerät günstig liegt, und dann lösen Schmausen und Trinken einander ab, bis die Gemeinde endlich zum Tanzen übergeht.

Die Batta, eine besondere Trommel, wird geschlagen. Der Tanz hebt an. Die Tänze des Schangofestes sind aber keine üblichen Belustigungen; es sind hochheilige Maßnahmen mit einem tiefen Sinn, und die ganze Gemeinde wartet mit Spannung darauf, ob sich das „Große" und „Bedeutungsvolle" heute ereignen wird oder nicht. Das Bedeutsame liegt in der direkten Inspiration durch den Gott selbst. Solches Ereignis erfolgt unvorhergesehen, plötzlich, impulsiv. Es sprach ein Mann, der von allen sehr hoch geachtet war, mit mir darüber. Vor einigen Jahren hatte sich Schango in ihm niedergelassen und durch seinen Mund zum Volke gesprochen. Es war ein schlichter Mann, der weder einen affektierten, noch betrügerischen, noch irgendwie berechnenden Eindruck machte. Er sprach mit natürlicher Wärme von dem großen Ereignisse seines Lebens; ich vermochte keine Spur von Schwindel wahrzunehmen. Ich fragte ihn, wie es damals zugegangen sei, und erfuhr da von ihm ganz einfach folgendes: Er hätte getanzt wie alle anderen; er hätte sehr schnell getanzt; dann hätten neben ihm einige Leute darüber gesprochen, ob es heute wohl einen Elogun-Schango (also einen Inspirierten des Gottes) geben würde; einer der Leute hätte gesagt, man könne das nie vorhersagen, auch nicht durch das Agba-obi, auch der Mann selber könne es nicht vorher wissen; denn es könne jedem zufallen. Da sei ihm sehr eigenartig geworden; er hätte in die Banga springen und ein Ose-Schango (geschnitzte Zeremonialaxt Schangos) ergreifen müssen. Was dann weiter geschehen wäre, das wisse er nicht mehr; es sei ihm sehr angenehm zumute gewesen; abends habe er dann viel getrunken und sei betrunken eingeschlafen. Am anderen Tage hätten ihn dann alle sehr geehrt, und dann hätte er erst gehört, was sich mit ihm ereignet hätte. — Solcher Bericht hat seinen eigenen Wert. Es braucht nicht alles Betrug und Einbildung zu sein, was diese Leute erlebt haben und erleben.

Die Erzählungen von Leuten, die solche Feste und hochwogenden Stimmungen erlebt haben, klingen ganz gleichlautend. Ohne daß es vorherzusehen ist, läßt sich Schango in dem Kopfe eines Tänzers, sei es nun eines Mannes oder eines Weibes, nieder. Die inspirierte Person rast in die Banga, ergreift ein Ose-Schango, das ist eines der schönen, keulenartigen Schnitzwerke, oder eine Schere-Schango, das ist die heilige Klapper dieses Gottesdienstes. Die Person beginnt vor den anderen zu tanzen. Man sieht ihr die Inspiration an. Alle Leute sind sich darüber einig: Ein vom Schango oder sonst einem Orischa ergriffener Mensch tanzt ganz anders als andere



Geräte des Schangodienstes. 1 Deckel einer Opferurne. 2—4 große Opfergefäße. 5 und 6 hölzerne Sockel. Größen siehe Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Menschen. Und sicher zeigen solche Extasen uns fast unbekannt gewordene Symptome. Dem Tanzenden schließt sich der Battaschläger der heiligen Trommel, dann das Volk an. Der Begeisterte verläßt den Tempelhof. Der ganze Zug begleitet ihn. Er tanzt seinem Hause zu. Alles Volk folgt ihm. Jeder Mann weiß nun genau, daß dies ein Freund, ein Liebling Schangos ist. Daheim wird der vom Gotte Bevorzugte für Widderopfer und Kauri, für Kola und Getränke für die Gemeinde aufkommen, so daß sein Dankgefühl aller Welt fühlbar werde. Sind an dem Tage noch andere Gottgefällige da, so wallt der Zug von dem Gehöft des einen zu dem des anderen. Schango kann mehrere Menschen an einem Tage inspirieren, aber wie es scheint, nur einen nach dem anderen, nicht gleichzeitig mehrere. Und was die Begeisterten und Inspirierten reden, das ist Orakel-Weisheit.

Für Ibadan ist noch eines Weges zu gedenken, den der Inspirierte stets einschlägt. Er führt zum Hause des jeweiligen Bale. Im Hofe des Balehauses wird wieder getanzt, und der hohe Herr wird auf jeden Fall den vom Gotte Begnadeten selbst ehren. Er nimmt seine Balemütze, die Akitajo, ab und setzt sie vor dem Gotte im Menschenkörper zur Erde. Das ist die höchste Ehre, die solch ein höherer Herr überhaupt erweisen kann, dessen Stirn, wenn nicht etwa das Henkerschwert das Haupt vom Leibe trennt, nie die Erde berührt.

Mokwa und Bambecke haben den Zug der Inspirierten nicht begleitet. Sie blieben inzwischen im Gebete daheim. Aber der Bale hat ihnen zu spenden und sendet durch den Inspirierten ein ganz rotes Kleid, Kauri und Kolanüsse. Diese Gaben werden unter die Priester verteilt. Und die Priester geben dann wieder der Gemeinde Geschenke. Die Inspiration durch die Gottheit wird oftmals durch Namensänderung dem Gedächtnisse erhalten.

In diesen Festtagen werden allerlei sehr eigentümliche und sehr bizarre Kultopferungen und -handlungen ausgeführt. Eine der interessantesten besteht in dem Feuertanze. Davon hörte ich folgendes: Der Feuertänzer hat einen Opfertopf (gleich Abjeri) oder einen Korb (gleich Agba) auf dem Kopfe, in dem das Jena-Schango, das Feuer Schangos, brennt. Er macht damit erst einige, anscheinend ziemlich wilde Runden und ist dann völlig mit magischen Kräften getränkt, mit denen er leicht wunderbare Handlungen ausführen kann. Mit der Hand ergreift er z. B. Erde; während er sie berührt, wird sie zu Salz oder auch zu Kaurimuscheln. Er vermag sich ein Ohr abzuschneiden, und das heilige Feuer, das auf seinem Haupte brennt,

wird es ersetzen. Er kann die Zunge von dem Halse trennen, und das heilige Feuer wird sie wieder anwachsen lassen. Er reißt sich ein Auge heraus, er brennt es in Feuer und verzehrt es dann. Das Auge des Feuertänzers wird aber wieder erstehen und wird klar sehen können, wie vorher. Solcher Tanz wird zum großen siebentägigen Feste ausgeführt, und die Battatrommler begleiten ihn. Bei alledem dürfen wir aber nicht vergessen, daß nach dem Glauben dieser Leute nie Schango, der große Gott selbst, diese Wunder hätte ohne weiteres ausführen können. Vielmehr muß der Feuertänzer sich vorher die Kraft des Ossenj aneignen.

Am Ende jenes Zaubertages nun, an dem zu Ehren des Donnerers so viele wunderbare Dinge ausgeführt werden, wird der Feuertopf zum Schangopriester zurückgebracht. Und wenn er übers Jahr wieder entzündet werden soll, muß der Schamane erst Kopf und Oberkörper des Tänzers gut bearbeiten, so daß die Flamme ihm nichts anhaben kann. Ohne Ossenj keine Wundertaten! Hatte die Gottheit doch selbst zu ihren Lebzeiten ihre magischen Kräfte durch einen Schamanen erhalten, so daß der große König aus seinem Munde Feuer hauchte. Wenn dieser Feuertanz des Schango in den Tagen stattfindet, in denen die Sonne sich wendet, so wird allenthalben das Feuer gelöscht und jeder Mann nimmt einen Brand von Schangos Feuer mit. Den Schangodienern ist dies dann das Fest des neuen Jahres.

Selbstverständlich gehört in den Schangodienst wie in jedes ausgebreitete und ältere Verehrungssystem eine Unmasse von Kleinkram des Aberglaubens. So gibt es dem Gotte geweihte und heilige Kräuter, Medizinen, die vom Gotte selbst geschenkt worden sind, und mit denen die vom Blitz Getroffenen geheilt werden können. Im Gewitter Erkrankte können nach ihrem Genusse genesen. Diese Mittel werden nach den Angaben, die Schango selbst den Priestern macht, mit Schibutter, Palm- und Nußöl gemengt. Großen Einfluß hat auch die Battatrommel, und endlich gibt es noch einen merkwürdigen Spruch von „Ninis Tod". Schango soll nämlich einen Sohn gehabt haben, der hieß Nini. Der ging häufig in den Krieg und wurde im Kriege getötet. Das Volk schlug die Trommel Batta und verkündete allenthalben: „Schangos Sohn, Nini, ist gestorben!" Aber seit jener Zeit darf niemand von Ninis Tod sprechen, wenn ein Nachkomme Schangos stirbt. Die Quintessenz dieser Legende, die auf einen Zauberspruch hinauslaufen soll, habe ich nicht verstanden.

Wie jede totemistische Gruppe dieser großzügigen und sozial feingegliederten Kultur hat auch die Schangogemeinde, die Nach-

kommenschaft des Donnerers, ihr Ewuo, ihr religiöses Speiseverbot. Die Omo-Schango dürfen weder die Maus Eku, noch Ago, noch das Eichhörnchen Eschoro verspeisen. Eigenartig ist es mit den exogamischen Gesetzen der Familie. Daß kein Schangosohn die Priesterinnen der Oja, der einzigen Gattin des Gottes, die heute noch als Göttin im Winde vor dem göttlichen Gewitter daherbraust und den Weg rein fegt, heiraten darf, daß die Ehe unter den Schangokindern im allgemeinen verboten ist, das versteht sich nach allem oben gesagten von selbst. Denn diese gelten als verwandt untereinander. Anders ist es mit dem Gesetze, dem die Ehe des Mokwa, des Priesters, unterworfen ist. An einigen Stellen darf der Mokwa, an anderen Orten muß er eine Schangotochter ehelichen.

Das Kultusgerät des Schangodienstes.

Einige Worte müssen unbedingt auch dem Kultusgerät des Gottes gewidmet werden. Fast auf allen fürstlichen Toren, sowie auf den Türen, die zu dem Tempel des Gottes führen, sehen wir die Abzeichen des Gottes dargestellt. Das sind nämlich: erstens kleine Steinbeile, die als die Wurfgeschosse des Gottes gelten, dann die Keile, welche mit derartigen Steinbeilen verziert sind, die Ose- oder Osche-Schango, die als ornamentale Schnitzereien vollkommen aus dem althergebrachten Kunstbestand der afrikanischen Formen herausfallen, ferner die langstieligen, dem Anschein nach aus der Form des langstieligen Flaschenkürbis hervorgegangenen Schangorasseln (die Schere-Schango), dann endlich die großen Ledertaschen (die Laba-Schango). Wenn diese Gegenstände so vielfach auf den Türen der Vornehmen anzutreffen sind, so darf man nicht vergessen, daß Schango die Gottheit der herrschenden Familie ist, die allenthalben ihr Vorrecht geltend macht. Auf den Altären sehen wir die mit Kaurimuscheln besetzten Ibauri-Schango, das sind Priesterhüte, in denen sich hier und da auch ein Steinbeil befindet; an den Wänden bei den Altären hängen die großen gemusterten Ledertaschen, deren Sinn und Bedeutung durch keinerlei mythologische Erklärung verständlich sind. Hier und da sehen wir die geflochtenen Gürtelbänder, die den Inspirierten übergeworfen werden und ihnen die Kraft geben. Die Oko-Schango sind heilige Töpfe mit allerhand eigentümlichen Figuren. Ein reicher Schatz von Emblemen, die im Tempel und auch an den Wegen zu den Feldern angebracht sind, und aus deren Anwendung immer die doppelte Bitte spricht, daß der Gott fruchtbaren Regen geben möge, ohne Menschenverluste durch Blitzschläge zu fordern. Wo aber der Bauer auf seinen Feldern alte Steinbeile findet, da hebt er sie sorgsam auf und legt sie zur Saatfrucht oder auf dem Altare des Gottes

als sein Symbol, als sein Werkzeug nieder, mit der Bitte, seine Felder immer richtig zu bedenken und ihm Regen und Erntesegen gewähren zu wollen.

Werden wir durch die Bezeichnung der Steinbeile als „Donnerkeile" schon an unsere eigene alte Mythologie erinnert, so fällt solche Parallelität doppelt auf, wenn wir hören, daß das dem Gotte als liebste Nahrung geltende Tier neben dem Huhn der Bock ist. Schango liebt und fordert den Schafbock, den Widder. Als ich am letzten Tage meines Aufenthaltes in Ibadan schon das zum Abmarsch bereitstehende Pferd im Hofe besichtigte, scharrte es frisch und munter. Ein alter Jorube betrachtete es wohlgefällig und sagte meinen Leuten offenbar etwas dem Pferde Schmeichelhaftes. Ich fragte, was er gemeint habe, und hörte zu meinem Erstaunen, daß er die Munterkeit des Pferdes mit der Fröhlichkeit „der Schafböcke Schangos" verglichen habe. Weiter befragt, sagte der alte Freund: „Schango steht, wenn er im Gewitter über den Himmel hinzieht, auf Schafböcken, und die liebste Speise des Gottes besteht im Widder." Oben erzählte ich aber, daß Schango in Ojo durch eine Widdermaske dargestellt wurde, unter der seine heilige, leuchtende Medizin verborgen liege. — Ich will nun den Weg der Beschreibung der Jorubensitten verlassen und will zeigen, wie weit solche Anschauung im Sudan und dem benachbarten Afrika Verbreitung gefunden hat.

□ □

Widder und Donnerkeil im Sudan.

3. Die widderhäuptigen Götter des Sudans. — Die Joruben bezeichnen das Gewitter als Ara und den Donnerkeil als Arabung. Wir haben soeben gesehen, daß nach der Anschauung der Leute das Gewitter von einem Schafbock hervorgerufen wird, und so wollen wir denn der Bezeichnung „Schaf" in diesen Ländern folgen. Deren Völker haben zwei verschiedene Schafrassen: die eine ist dackelartig, die andere hochbeinig. Die dackelartige ist an der Küste verbreitet, die hochbeinige im Inlande und hier im ganzen Sudan zwischen Nil und Senegal allein vorherrschend. Die hochbeinige Schafform heißt bei den benachbarten Haussavölkern, wie bei den Nupe, aus deren Land bekanntlich der Donnergott Schango stammen soll, Arra-Arra. Es liegt also eine ganz bestimmte Bezeichnung vor, und wir sehen, daß diese Bezeichnung der hochbeinigen, aus dem Norden stammenden Schafrasse mit der Bezeichnung der aus dem Norden stammenden Gewittergottheit, also Arra-Arra, mit Ara (gleich Gewitter), Ara-bung (gleich Donnerkeil)

in der Jorubasprache übereinstimmt. Bei den Haussa finden wir nun auch als Bezeichnung des Blitzes noch Ara-di. Dies ist um so auffallender, als die Vorstellung, daß das Gewitter mit einem Widder zusammenhinge, bei den Haussa nur noch sehr schwach lebendig ist. Desto verbreiteter ist aber die Bezeichnung des Gewitters und des Gewittergottes in Zusammensetzung mit diesem Arra-Arra. Bei den Joruben finden wir den Donnergott Aku-Arara, bei den Nupe den Aku-Arra. Das Interessante an der Erscheinung ist, daß, während im Namen noch die Verbindung zwischen dem Gewitter und der Schafrasse erhalten ist, in der Legende aller dieser Länder nördlich der Joruben die Schafrasse mit der Sonne in Beziehung tritt. Ich werde hierauf nachher noch eingehend zurückzukommen haben.

Der zentrale und der Westsudan bieten zwei Völkergruppen, welche die Geschicke des Sudan als herrschende Stämme seit vielen Jahrhunderten, ja, wahrscheinlich seit einigen Jahrtausenden gelenkt und geleitet haben. Im zentralen Sudan sind dies die eben genannten Haussa, Nupe, Jukum, die die Länder zwischen dem Niger und dem Tschadsee inne haben. Im Westen waren dies die Mandevölker, welche im Sudan von Senegambien bis gegen Timbuktu und zeitweise noch weiter nach Osten die Oberhand hatten.

Bei den Mandevölkern finden wir ebenfalls eine klare Beziehung zwischen dem Gewitter und dem Schaf. Nach der Tradition der Bamana gab es in alten Zeiten einen mächtigen Gott, der hieß: Saga-djigi, d. h. Schafbock oder Widder. Als der Märchenerzähler mir sagte, daß dieser Gott Saga-djigi oben im Himmel über den Wolken hinschreite und herrsche, fügte er gleich hinzu: „Du darfst dir aber ja nicht vorstellen, daß der Gott eine Widderfigur hat. Er heißt nur Saga-djigi." — Saga-djigi ist der Unwetter- und Gewittergott, der über tüchtige und untüchtige Hauptleute und Handlanger verfügt. Wir werden diese später (Kap. 13) näher kennen lernen. Sie sind ausgerüstet mit keulenartigen Holzmessern, die Hammerstielen gleichen. Die Regenmassen sind im Himmel festes Felsgestein; ein Berichterstatter behauptete direkt, es seien Felsberge. Die drei Hauptleute greifen zur Erzeugung des Regens nach ihren Holzkeulen, schlagen einiges von den steinharten Massen ab und zertrümmern die abgesprungenen Blöcke in Splitter und kleine Bruchteilchen. Dieser Grus wird dann in Kalebassen gefüllt, die mit unendlich vielen kleinen Löchern versehen sind, so daß sie wie ein Sieb sind. Indem die Siebkalebasse hin und her geschwenkt wird, wird der Regen durch die Löcher vom Himmel auf die Erde

gesprengt. In der Arbeit des Gießens lösen sich die drei Himmelshauptleute Tulluguri, Kunato und Fianto miteinander ab. Je nachdem nun der eine oder der andere gerade am Amte ist, je nachdem wird der Regen ausfallen. Saga-djigi herrscht über sie. Er selbst aber tötet die Menschen nicht, sondern das tut der launenhafte Kunato, indem er seine Holzaxt mit dem Stein herniederwirft. — So wie hier der Gewittergott in der Erinnerung noch klar als Schleuderer des Donnerkeiles und der Donneraxt erkennbar ist, und seinen Namen noch nach dem Widder führt, so treffen wir bei den meisten umwohnenden Völkern ganz ähnliche Bezeichnungen. Bei den Mossi z. B. heißt der Blitzstein Saga-uare und der Donner Saga-tassi. Bis zu den Mobba im nördlichen Togo hinein konnte ich die Verbreitung des Namens als „Donnerkeil" in Verbindung mit der Bedeutung des Widders, der hier „Saga" genannt wird, finden.

Wir haben also eine Westgruppe, die der Mande, bei denen der Widder als Saga bezeichnet wird, und eine Ostgruppe, in der der Widder den Namen Arra führt. Bei beiden handelt es sich um die gleiche, hochbeinige Schafrasse. Die Widder stehen aber als Repräsentanten der Gottheit bei allen diesen Völkern in hohem Ansehen. Noch heute kann man viele Könige in ständiger Begleitung eines derartigen Tieres einherschreiten sehen. Solche Lieblingswidder sind immer noch besonders groß und schön ausgebildete Exemplare. Oftmals sind sie geschmückt mit einem kleinen Schilde, das vorn auf der Brust herabhängt. Von diesen Widdern glaubte das Volk in früherer Zeit Glück und Fruchtbarkeit der Völker erwarten zu dürfen. Und sehr hübsch ist die Verbindung der Gedanken, die ich einmal bei den Bosso fand. Der berichtende Mann sagte mir, wenn ein solcher königlicher Widder auf der Erde scharre, so solle man nachgraben, und dann würde man einen Donnerkeil finden, der, auf das Saatkorn gelegt, reiche Ernte für das nächste Jahr gewährleiste. Alle diese Völker aber bezeichnen die in der Erde gefundenen alten Steinwerkzeuge als „Donnerkeile", als Geschosse, die mit dem Grollen des Donnerers herunterkommen, und die die Fruchtbarkeit der Aecker garantieren. Deshalb kann man in vielen Mande- und Haussagehöften diese Steinbeile als hochgeschätzte Embleme der Gewittergottheit auf den Saatkörnern und in den Speichern finden.

In dieser Hinsicht sehen wir also bei allen drei Völkergruppen, nämlich bei den Haussa, Mande und Joruben, große Uebereinstimmung. Wir können die räumliche Verbreitung der Differenzierung

aber folgendermaßen fassen: Die Stämme, die am Niger und in seinem Mündungsgebiete wohnen, sind sich bis weit hinauf nach Senegambien der Gewittereigenschaft des Widdergottes bewußt; diejenigen Stämme, die nach Osten, entfernt vom Niger, in den Haussa- und Benueländern wohnen, haben eine leichte Wandlung in der Auffassung des göttlichen Widders durchgeführt, welche entschieden eine Tendenz andeutet, den Gewittergott in einen Sonnengott zu verwandeln. Einige Beispiele mögen dies erläutern. Bei den Schamba am Nordwestrande der Kolonie Kamerun erhielt ich folgende Legende:

Die Widderlegende der Adamauastämme.

In alter Zeit rieben die Frauen immer an gleicher Stelle das Sorghum auf Steinen zu Mehl. Jeden Abend kam nun aber ein weißer Widder und fraß das von dem Mahlstein herabgefallene Mehl, jeden Abend kam der weiße Widder und stahl und fraß. Eines Abends lockte eine Frau den Widder aber ganz dicht zu sich heran und hielt ihn fest. Dann rief sie ihren Mann. Der Mann kam, die Frau sagte: „Ich habe hier den weißen Schafbock, der jeden Abend das Korn frißt, das von dem Mahlsteine herabfiel." Der Mann sagte: „Ich werde den Dieb festbinden." Der Mann band darauf den weißen Widder fest, so daß er nicht fortlaufen konnte. Nachher legten sich die Leute hin, um zu schlafen. — Die Leute schliefen. Sie schliefen in einem fort, ohne aufzuhören. Es war dunkle Nacht. Die Nacht nahm kein Ende. Die Leute schliefen lange Zeit. Es war ganz dunkle Nacht. Die Nacht nahm kein Ende. Endlich wachten die Leute auf. Die Leute sagten: „Was ist das? Es ist immer noch Nacht?" Der Gara (König) wachte auf. Der Gara sagte: „Was ist denn das? Es ist immer noch Nacht?!" Der Gara rief alle seine Leute zusammen und sagte: „Was ist das? Es wird nicht Tag." Die alten Leute sagten: „Man muß deswegen einen Nelgebea (Orakelmann, Wahrsager) befragen." Es wurde ein Nelgebea gerufen. Der Nelgebea kam und brachte sich ein Hörnchen zum Wasserschöpfen (das ist die Form des Orakellesens bei den Schamba) mit. Der Nelgebea fragte das Orakel. Der Nelgebea sagte: „Es muß jemand einen Widder gefangen haben. Weiß niemand davon, ob irgendwo ein Widder gefangen worden ist?" Der Mann der Frau, die am Abend den Schafbock herangelockt und dann festgehalten hatte, sagte: „Ich weiß davon. Meine Frau hat gestern einen Schafbock, der immer an dem Mahlstein stahl, festgehalten. Ich habe den Schafbock festgebunden, so daß er nicht fortlaufen konnte." Der Nelgebea sagte: „So muß der weiße Schafbock wieder losgebunden werden, eher wird es nicht Tag werden." Der Mann sagte: „Ich werde das sogleich tun." Dann ging er hin und band den weißen Schafbock los. Da rannte der

weiße Schafbock fort. Gleich darauf stieg die Sonne am Himmel empor. Es wurde Tag.

Diese Legende, die in voller Klarheit die Identifizierung des Widders mit der Sonne zeigt, ist vom Benue nach Süden bis in das Sambesigebiet verbreitet. Im eigentlichen Westsudan habe ich sie nicht gefunden. Dagegen finden wir bei den Haussa, also den nördlichen Nachbarn der Benuevölker, wiederum eine Identifizierung von Widder und Sonne. Bei den alten Haussa war, wie bei allen diesen östlichen Völkern, nicht der Widder, sondern der Stier die Hauptgottheit. Diese in dem Stier vertretene Gottheit heißt Maikaffo (über Maikaffo und die Stiergottheiten der Aethiopen siehe weiter unten). Maikaffo hatte eine Frau, die hieß Ra. Ra aber ist die Herrin der Sonne, der Rana. Die Sonne war nun in alter Zeit in einer Steinkiste im Meere versenkt. Die Sonne war da zusammen mit einem weißen Widder. Kein Mann vermochte die Sonne und den weißen Widder zu bringen; darauf vollbrachte dies Ra, die Sonnengöttin. Ra brachte die Sonne und den Widder an das Oberlicht.

Weitere Varianten dieser wichtigen Legende s. Kapitel 17 unter Nr. 6.

Wiedergabe dieser wichtigen Legende erfolgt in Kapitel 17 unter Nr. 7.

Weiteres finden wir in Bossolegenden, vor allen Dingen aber weit im Westen bei den Kredj, die die Sonne mit dem Widder identifizieren. Die Kredjlegende ist besonders dadurch interessant, daß der Sonnenheld, der auch gleichzeitig der Gewittergott ist, auf einem Widder reitet und die in der trostlosen regenlosen Jahreszeit gefangenen Geschöpfe aus dem Bereich der hier als Kuh dargestellten bösen Göttin der Unterwelt befreit. Der Schwanz dieses Widders ist mit Rasiermessern besetzt, und diese Rasiermesser schleudert er dann als Gewittergott, fruchtbaren Regen zur Erde sendend, auf die Felder. Hier treffen wir also wieder den Zusammenhang mit dem Gewitter.

Wiedergabe dieser wichtigen Legende erfolgt in Kapitel 17 unter Nr. 8.

Die alte Widdergottheit können wir in vielen Zeremonien sehen. Bei den Mande darf der Herrscher der alten Zeit nur auf einer Decke sitzen, die aus zwei zusammengesetzten Widderhäuten besteht. Und am anderen Ende des Sudan, in Darfur, muß der heilige Widder, nachdem er angefault ist, zur Heiligung der königlichen Familie genossen werden. Von Osten her hat sich unter bestimmten, völkergeschichtlich faßbaren Verhältnissen eine Stiergottheit eingeschoben und an manchen Orten den Widdergott verdrängt. Wir können aber diese Bewegung nachweisen und mit bestimmten Kultusformen in Verbindung bringen, wir können sehen, daß der Widder in alter Zeit eine Weile der herrschende war.

Was heißt das?

□ □

Schango, Ammon, Thor. Verbreitung des Ammondienstes in Nordafrika usw.

4. Das Alter des Widdergottes. — Einer meiner Freunde aus Fessan und aus der Umgebung von Mursuk erzählte mir eine Ueberlieferung der Leute, die dort in den Gebirgen die Herden herumtreiben; danach soll die Sonne ein Widder sein, der aus den dunklen Wolken, hinter denen er sich von Zeit zu Zeit verberge, Blitze schleudere. Damit haben wir den Sudan verlassen, sind durch die Sahara gezogen und endlich am Nordrande des alten libyschen Kulturgebietes angelangt. Hier können wir unbedingt an einen der mächtigsten Götter des Altertums erinnert werden, an Ammon, den gewaltigen Orakelgott, der zumal in der Oase Siwa verehrt wurde, jenen widderköpfigen heiligen Herrn, mit dem sowohl die alten Aegypter wie auch die Griechen in Verbindung standen, jenen gewaltigen Gott, den Alexander der Große als mächtig genug erachtete, um sich gerade von ihm als Weltherrn krönen zu lassen. Der alte Herodot erzählt, daß zu seiner Zeit in Theben Ammon der Hauptgott gewesen sei. Der Sage nach habe Herakles durchaus einmal den Zeus sehen wollen. Dieser aber habe es nicht gewollt, daß jener ihn schaue. Endlich aber auf langes Anhalten des Herakles habe es Zeus so gemacht, daß er einen Widder abzog, den abgeschnittenen Kopf des Widders sich vorhielt, mit seinem Flies sich bekleidete und so sich dem Herakles zeigte. Seitdem formen die Aegypter das Bild des Zeus widderköpfig, und nach dieser Quelle die Ammonier, die Nachbaren der Aegypter und Aethiopen. Nur an einem einzigen Tage des Jahres, beim Feste des Zeus, schlachteten die Aegypter einen einzigen Widder, zogen ihn ab und bekleideten damit wieder das Bild des Zeus, zu dem sie alsdann ein anderes Bild des Herakles herbeibrachten. Hatten sie dies getan, so schlugen sich alle bei dem heiligen Widder und bestatteten ihn dann in einer heiligen Gruft.

Dieser widderköpfige Ammon, der der gut erhaltenen Sage nach von der Oase Siwa nach Aegypten gekommen sein soll, war (ich folge hier Schweinfurth) den bisherigen Feststellungen der Aegyptologie zufolge nicht über die Zeit des mittleren Reiches hinaus nachweisbar. Die ältesten, bisher im Grabheiligtum des Ammon von Karnak aufgedeckten Bauwerke reichen auch nicht höher hinauf. Ammon war der ausgesprochene Gott der Sonne, und die Darstellung des widderköpfigen Gottes mit der Sonne zwischen den Hörnern ist allgemein bekannt. Man hat Bedenken dagegen erhoben, daß der Ammondienst von Westen nach Osten gewandert sein soll. — Mir scheint es, als ob diese Bedenken zerstreut werden können. Es gibt unter den Kultusdarstellungen des alten Aegypten eine Gestalt,

die älter ist als die ersten Widderdarstellungen, das ist die des Gottes Min. Mir erscheint es nicht ausgeschlossen, daß man Min, der besonders in Koptos verehrt wurde, mit Ammon in Verbindung bringen kann. Min könnte soviel heißen, als der Verborgene. Wir haben oben die Legende des Herodot gehört, derzufolge der Gott sich auch hinter dem Widderkopfe verbirgt. Während Ammon mehr das Symbol der strahlenden Sonne ist, ist Min mehr der Gott der Fruchtbarkeit der Felder. Vor allen Dingen wichtig ist uns aber, daß, wie ich aus den Arbeiten von Hommel ersehe, unter den Darstellungen des Gottes Min von Koptos ganz deutlich ein Symbol enthalten ist, welches als Doppelbeil variiert. Eine Gottheit mit einem Doppelbeil, welche als die Fruchtbarkeit der Aecker gilt, muß uns aber unbedingt an die das Doppelbeil schwingenden Götter der Westländer erinnern, welche ebenfalls für die Ernte vorsorgen. Und da nun Min in solcher Auffassung als rechte Gewittergottheit in Anspruch genommen werden könnte, und da sie dann durch die der Sonne gegebene variierte Ammonform abgelöst wird, so ergibt sich im Niltal die Erscheinung, daß in einer schon sehr frühen, historischen Zeit die Gewittergottheit durch die Sonnengottheit ersetzt gedacht wird. — Dies entspricht aber ganz genau dem Bilde, welches wir von der Verehrung des Widdergottes am Niger ebenfalls gewonnen haben. Auch im Niltal scheint mir die ältere Widder-Gewittergottheit durch die jüngere Sonnengottheit verdrängt worden zu sein.

Dieses Bild nun können wir durch das gesamte Nordafrika verfolgen. Im Gebiet südlich von Oran in Algier hat Professor Flammand große Bilder in den Felswänden gefunden, welche den Widder darstellen, gekrönt mit der Sonne, geschmückt mit dem Halsbande, die Sonne verziert mit Ausläufern, welche Uräusschlangen ähnlich sehen. Man hat dort fernerhin einen alten, sehr schön in hartem Stein geschnittenen Widderkopf gefunden. Ich selbst habe gehört, daß die Fessaner heute noch den Widder als Sonnen- und Gewittergottheit legendär im Gedächtnis behalten haben, und der arabische Forschungsreisende El Bekri hat die Verehrung des Widders im Susgebiete noch im Mittelalter gefunden. Flammand hat die großen Bilder nach Untersuchung der Patina in ein ungeheuer weit zurückreichendes Zeitalter schieben zu müssen geglaubt, und Dr. Bertholon in Tunis hat unabhängig von den algierischen Gelehrten bei der Untersuchung der alten Kulturreste der vorkarthagischen Religionen ebenfalls den Widder als Hauptgott eruiert. Der Widder scheint in alter Zeit von den Balearen bis nach Cypern hin im Mittelmeer vorgeherrscht zu haben und wurde von Osten her durch die Stier-

gottheit verdrängt. Wichtig ist, daß Gaillard in Lyon die Flammandschen Felsbilder auf den Ursprung der zur Darstellung gebrachten Schafrasse untersucht und festgestellt hat, daß es sich um Ovis longipes guineensis handelt. Es ist die gleiche Rasse wie das Arra der Haussa und das Saga der Mande.

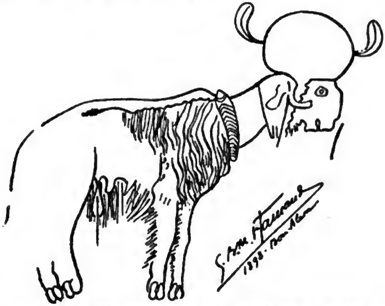


Bild eines Sonne tragenden Widders aus Oran, nach Prof. Flammand.

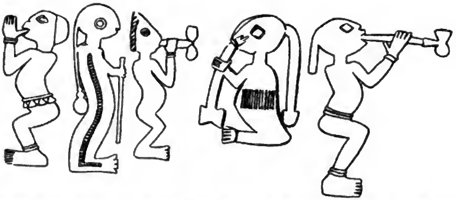
Wir können dieses Kapitel nicht schließen, ohne uns noch weiter von unserem Schauplatze zu entfernen. Wer muß, wenn er von dem Donnerkeil der axtschwingenden Gottheit des Gewitters hört, nicht an unseren alten nordischen Donar, an Thor denken! Wie bei Schango und allen Sudangöttern dieser Art liegt die Segnung der Felder in seinen Händen. Gleich jenen südlichen Göttern kämpft er gegen Osten. Gleich jenen ist er der Gott der Kultur. Er reitet nicht wie die anderen Asen, sondern er steht auf einem Wagen, der von Böcken gezogen wird. In manchen deutschen Landstrichen ist es heute noch Sitte, daß die Mütter, wenn die Kinder ängstlich schreien, in den Schafstall gehen und dem Widder gute Gräser geben, damit sie still sind. Bock, Widder hier, und der weiße Widder dort. Wie im Süden die Himmelsgottheit Obatalla erst in jüngerer Zeit die Gewittergottheit Schango durch ihre Anerkennung mehr und mehr zurückzubrängen trachtete, so wurde auch der höchste Gott des Nordens, Donar, von Wotan erst spät in der Verehrung der Menschen überflügelt. Montelius hat in einer vortrefflichen Arbeit nach-

gewiesen, daß am Mittelmeer und im Norden die axtschwingende Gewittergottheit auch eine Sonnengottheit ist, genau wie ich die Umbildung in dieser Richtung bei den Sudangöttern und im Wege von Min zu Ammon angedeutet habe. Es ist ein großes, eminentes Bild, das sich vor unseren Augen entfaltet. Schweinfurth wirft noch voller Erstaunen die Frage auf, ob es möglich sei, daß in alter Zeit die Kultur dieses Gottes einmal gegen den Strich der Weltgeschichte von Westen nach Osten gewandert sein kann. Wir, die wir von den älteren Völkern bei den Ueberlebenden der alten Zeiten, die durch den Werdegang der letzten Jahrhunderte wenig beeinflußt sind, unser Material einheimsen, wir sehen dasselbe Bild vom Norden Europas bis zum Westen Afrikas aufsteigen, wir sehen eine alte, mächtige Kultur, welche im Feldbau gipfelt, wieder aufragen, und wir kommen zu jenem eigenartigen Schlusse, den Leute wie Schrader und Hahn gefunden haben, wir kommen nämlich zu der „Wahrscheinlichkeit, daß der Schafzucht für die älteste Zeit noch eine größere Bedeutung als der Rindviehzucht eingeräumt werden muß, daß also das Schaf vielleicht das älteste Haustier der Indogermanen ist.“ Und wie verhält es sich hiermit: Gilt nicht das Schaf als eingeführt aus den nördlichen Ländern Afrikas?

□ □

Nun die andere Frage: Unter welchen Zeichen zogen die arischen Stämme einst nach Asien hinab? Was heißt es, daß der weddische Indra noch als Widder dargestellt ist, und daß im Tuti-Name dem Kaiser von Indien ein Widder beratend zur Seite steht?

■ ■



Darstellungen des Gottes Edschu (oder Edju) auf Brettern und Türen jorubischer Tempel.

(Zeichnung von Carl Arriens.)

Dreizehntes Kapitel.

Das Bild der Welt.

Ifa ein Gott? — Edschu oder Edju und Ifa. — Edschus Verehrung. — Edschus Streiche. — Das Ifagerät. — Der Ifadienst. — Die vier Himmelsrichtungen, deren Zeichen, Götter, Farben, Wochen- und Jahresfeste. — Das Templum und die Verbreitung der Weltbildidee im Altertume.

Ifa und Edschu oder Edju.

Wer einmal inmitten einer echten, rechten Jorubenstadt und inmitten eines ihrer großen Gehöfte, sei es in welchem Winkel und Kämmerlein auch, gewohnt hat, der wird manchen Morgen geweckt worden sein durch ein eigentümliches Geklapper, das immer genau mit Sonnenaufgang in dem Heiligtume des Hausherrn oder aus dem Raume anderer, ansehnlicher alter Männer erklingt. Wenn er dann die Eingeborenen gefragt hat, was dieses Geklapper bedeute, so wird ihm entschieden geantwortet sein: „Der und der hat den Gott Ifa befragt, wie der Tag verlaufen werde." Diese Angabe ist sicherlich ehrlich gemeint und ist doch im Grunde genommen falsch. Es ist wahr, daß der größte Teil der jorubischen alten Herren allmorgendlich mit dem Elfenbeinstiel gegen die Ifaschale schlägt, dann ein Gebet spricht und das Orakel befragt. Es ist auch wahr, daß der größte Teil der eingeborenen Leute sowohl das Orakel als den

Gott, an den es gerichtet ist, mit Ifa bezeichnen. Und doch kann kein Zweifel darüber herrschen, daß ein eigentlicher Gott Ifa gar nicht existiert. „Ifa“ heißt: „Palmkern“, und der wesentlichste Prozeß bei der Orakelbefragung besteht darin, daß die Palmkerne geworfen, aufgefangen, gelegt und nach ihrer Lage gedeutet werden. Man kann im ganzen Lande der Joruben von Nord nach Süd, von Ost nach West alle Städte absuchen, und man wird weder einen Altar des Gottes Ifa, noch eine Darstellung des Gottes Ifa, noch einen Menschen finden, der sich als Sohn des Orischa Ifa ausgeben kann. Ifa ist ebenso wenig ein Orischa wie Egun oder Oro oder Ossenj. Ifa ist nichts weiter als die Erfüllung des Kausalitätsbedürfnisses, eines Strebens nach konkreter Konzentration einer Welt, die die Eingeborenen nicht mehr verstehen. Und diese Welt ist über alle Maßen merkwürdig. Ich glaube, es wird in keinem Teile Afrikas ein auch nur annähernd so eigenartiges und wunderbares System der Anschauung geben, wie dieses Ifasystem der Joruben.

Ich sagte, es gäbe keine Darstellung des Gottes Ifa. Als Illustration zu diesem Kapitel ist allerhand Zeremonialgerät des Ifadienstes abgebildet, und jeder Beschauer wird, besonders bei der Betrachtung der Ifabretter, finden (S. 275), daß hier stets am Rande oben ein Gesicht dargestellt ist, daß dieses Gesicht an vier Seiten, häufig auch noch öfter, wiederkehrt, und der Beschauer wird fragen, ob dies nicht etwa Ifa sei? Recht häufig hat der Schreiber dieser Zeilen in allen möglichen Winkeln des Landes und bei allen möglichen abgesprengten Teilen dieses Volkes nach der Bedeutung dieses Bildes gefragt, und er erhielt immer wieder die gleiche Antwort, welche lautete: „Es gibt kein Bild des Ifa; das Bild, das auf den Ifabrettern, auf den Ifakästen dargestellt ist, bedeutet Edschu (oder Edju).“

Edschu! Die schwarzen und weißen Missionare, welche, von der Küste vordringend, den Joruben die Lehre vom erlösenden Heiland bringen, haben den Eingeborenen beigebracht, dieser Edschu sei der Teufel. Ueberall, wo ein Missionar war, spricht das Volk heute von Edschu, dem Teufel. Aber geht man in die Gehöfte, spricht man mit den Leuten in wärmeren Tönen, so hört man: „Ja, Edschu, der hat sehr viel Streiche begangen; Edschu hat oft die Leute untereinander zum Kriege gebracht; Edschu hat den Mond versetzt und die Sonne weggetragen; Edschu hat alle Götter zum Kriege untereinander veranlaßt. Aber Edschu ist nicht schlecht. Edschu hat das beste gebracht, was es gibt: Edschu brachte das Ifaorakel; Edschu brachte die Sonne. Ohne Edschu können die Felder keine Früchte tragen.“ — Also wohl oder übel werden wir uns

mit Edschu befassen müssen, und werden damit beginnen, daß wir ein für allemal den Gedanken von einem Teufel verbannen. Edschu hat nichts mit einem Teufel zu tun, wie überhaupt jede Vorstellung der Bösartigkeit dieses Gottes im Sinne des Mittelalters absolut fehlt. Edschu ist ein lustiger Kumpan, der Streiche ausführt, etwa wie der Gott Maui in Polynesien; er hat aber vor allen Dingen den Menschen Gutes erwiesen, denn er brachte das Ifaorakel; und die Legenden hierüber will ich in der Form erzählen, in der ich sie von einem Manne, der an der Grenze des Kukurukulandes wohnte, hörte:

Edschu bringt das Ifa-Orakel.

In der Vorzeit hatten die Götter großen Hunger. Sie bekamen von den Söhnen, die auf der Erde wanderten, nicht genügend zu essen. Die Götter waren auch unzufrieden miteinander und stritten sich. Einige Götter gingen hin und wollten jagen. Andere Götter, und vor allem der Meeresgott Olokun, wollten fischen; aber obgleich eine Antilope und ein Fisch gebracht wurden, so genügte dies doch nicht für längere Zeit. Die Nachkommen der Götter hatten aber die Götter vergessen, und die Götter fragten sich, wie sie wieder von den Menschen ihre Nahrung bekommen könnten. Die Menschen verbrannten keine Opfer mehr, und die Götter hungerten. Edschu machte sich auf den Weg. Edschu suchte bei Jemaja ein Ding, mit dem er die Neigung der Menschen wieder gewinnen könne. Jemaja sagte: „Du wirst keinen Erfolg haben. Schankpanna hat die Menschen mit Krankheit gezüchtigt; sie kommen aber doch nicht und opfern ihm. Er wird alle Menschen töten, sie werden ihm aber kein Essen bringen. Schango hat den Menschen den Blitz gesandt. Er hat die Menschen getötet. Die Menschen aber kümmern sich nicht um ihn, sie sterben und bringen ihm keine Opfer dar. Wende dich also lieber einer anderen Sache zu. Vor dem Tode fürchten sich die Menschen nicht. Gib ihnen etwas, was so gut ist, daß sie sich danach sehnen und deswegen leben bleiben wollen." Edschu ging weiter. Edschu sagte bei sich: „Was ich nicht von Jemaja bekomme, werde ich von Orungan erhalten." Er ging zu Orungan. Orungan sagte: „Ich weiß, weswegen du kommst. Die 16 Götter hungern. Nun müssen die 16 Götter etwas haben, was sie erfreut. Ich weiß etwas derartiges. Es gibt eine große Sache, die besteht in 16 Palmnüssen. Wenn du die 16 Palmnüsse erlangst, und wenn du verstehen lernst, was sie sagen, so wirst du die Menschen wieder gewinnen können." Edschu ging dahin, wo die Palmen standen. Edschu erhielt von den Affen 16 Palmkerne. Edschu betrachtete die 16 Palmkerne. Edschu wußte aber nicht, was er mit den 16 Palmkernen machen sollte. Die Affen sagten zu ihm:



Zum Ifadienst. Darstellungen des Gottes Edschu in Holz und Elfenbein als Tanzkeule, Altarschmuck und (z. B. 3) als Schmuckfigur, die neben das Ifabrett gestellt wird. Größen siehe Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

„Edschu, du weißt nicht, was du mit den Palmkernen machen sollst? Nun wollen wir dir aber einen Rat geben. Mit List hast du die 16 Palmkerne gewonnen, nun gehe du um die Welt und frage an jedem Orte nach dem Sinn dieser Palmkerne. An 16 Orten mußt du gewesen sein, um zu wissen, was die 16 Palmkerne bedeuten. An jedem der 16 Orte wirst du 16 Sprüche kennen lernen. Nach einem Jahr mußt du 16 mal 16 Sprüche verstehen. Dann kehre wieder zu den Göttern zurück. Lehre die Menschen dein Wissen, und dann werden die Menschen dich auch wieder fürchten lernen."

Edschu tat, wie er gehört hatte. Edschu ging an den 16 Stellen herum. Edschu kehrte zum Himmel zurück.

Edschu lehrte die Götter, was er gelernt hatte. Die Götter sagten: „Dieses ist gut." Dann lehrten die Götter ihre Nachkommen dies Wissen, und nun konnten die Menschen täglich den Willen der Götter und die Geschicke der Zukunft erfahren. Als sie sahen, was alles Böses in der Zukunft liege, und was sie dadurch, daß sie opferten, vermeiden konnten, begannen sie wieder Tiere zu schlachten und für die Götter zu verbrennen. So brachte Edschu die Ifa (Palmkerne) zu den Menschen. Als er zurückkam, blieb er zusammen mit Ogun, Schango und Obatalla, und die vier achteten darauf, was die Menschen mit den Ifakernen machen würden. —

Man sieht ganz deutlich aus dieser Legende, daß überhaupt gar nicht von einem Ifagott zu reden ist. Es handelt sich darum, daß Ifa eben die Palmkerne sind, daß die Menschen das komplizierte System des Befragens und seinen Ursprung nicht mehr zusammenzureimen vermögen und demnach eine Aushilfe darin gefunden haben, daß sie den Gott Ifa „interpolierten". Unsere Aufgabe wird es sein, festzustellen, was diese eigentümliche Sechzehnzahl und diese eigentümliche Ursprungslegende bedeutet. Ich habe mich bemüht, alle Leute, die etwas davon verstanden, zu veranlassen, ihre Weisheit auszugraben. Das Resultat der Arbeit war ein sehr einfaches. Es wird nicht schwer sein, es hier vorzulegen. Als eine dringende Notwendigkeit muß ich es aber bezeichnen, einen Schritt nach dem anderen zu gehen, und vor allen Dingen zu zeigen, welch merkwürdige Bedeutung überhaupt der Edschu in der ganzen Sache hat.

□ □

Der Edschudienst.

Edschu wird besonders von den nördlichen Jorubastämmen verehrt. Bei den südlichen geht er, zumal in der Küstenregion, in die Gestalt Elegbas über, dessen Eigenart anderen Ortes besprochen



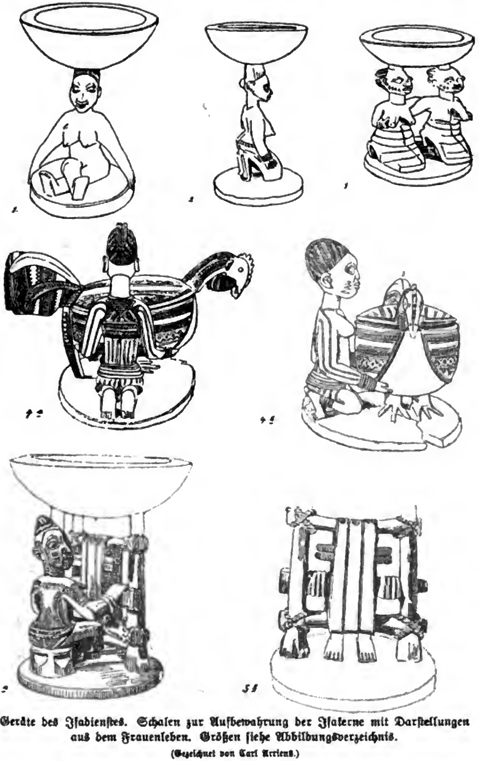
Geräte des Ifadienstes. Schalen zur Aufbewahrung der Ifakerne mit Darstellung des jorubischen Reichsgründers. Größen siehe Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

werden muß. Der Edschu der nördlichen Joruben gilt als ein Gott, der vom Niger kommt, also von Osten. Einmal erhielt ich die Angabe, Edschu sei mit der Sonne gekommen, einmal die andere Angabe, Edschu habe die Sonne gebracht. Edschu muß in irgendeiner Beziehung zur Sonne stehen. Er hat nicht nur die Sonne gebracht, sondern auch die Ifakerne. In der Ifalegende ist er es gewesen, der zum ersten Male die Olokunglasperlen zugänglich gemacht hat. Er ist also ein „Bringer"!

Allenthalben gilt Edschu als eine Art Anführer oder Aufseher der Götter und zwar der sechzehnzähligen Göttergruppe, deren Mutter nach der Küstenlegende Odudua war. Er ist aber nur in dem Sinne der „Götteraufseher", daß er als ihr Anordner und Obermarschall gewissermaßen für die Ordnung auf dem jorubischen Olymp Sorge trägt. Die Edschuverehrer versichern, daß ohne diesen Gott alle anderen Orischa nichts auszuführen imstande seien, und da die Nachkommen der anderen Götter zu dieser Behauptung schwiegen und kleinlaut zur Seite sahen, so erkannten sie gewissermaßen damit die Oberhoheit dieses eigentümlichen Gottes an. Dabei ist er aber gar nicht etwa als König der Götter aufzufassen. Vielmehr als Ordnungsmarschall, wie etwa im Parsivalliede der gestrenge Zeremonienmeister der Tafelrunde des Königs Artus. Der Gott Edschu wohnt an jedem Kreuzwege = Orita. Kleine Lehmkegel sind hier errichtet. Lehmkegel stehen auch in den Gehöften der großen Priester des Ifadienstes, und um diese Lehmkegel werden in bestimmter Anordnung zu bestimmten Jahreszeiten Tänze und Rundgänge aufgeführt. Edschu ist häufig plastisch dargestellt und stets zeigen die Edschubilder, sei es nun auf Türen oder Brettern oder sonst wo, wenn sie nicht nur als Kopf, sondern auch in ganzer Gestalt auftreten, ein bestimmtes Schema: alle Bilder dieser Art sind im Profil dargestellt, was sonst niemals vorkommt. Alle Edschufiguren zeichnen sich durch unverhältnismäßig große Füße aus. Alle Edschufiguren sind unbekleidet, aber geschlechtslos. Alle Edschufiguren haben einen langen Zopf. Alle Edschufiguren haben etwas im Munde oder in der Hand, oft auch eine Keule über der Schulter. Auffallend häufig wird dem Edschu eine Tabakspfeife oder eine Signalpfeife in die Hand gedrückt. Wenn er sonst nichts hat, um es in den Mund zu stecken, so ist es wenigstens der eigene Daumen. Es ist die charaktervollste Götterfigur in der ganzen Darstellungswelt der Joruben.

Die nördlichen Joruben betonen ebenfalls, daß Edschu der wahre Gott der Aufwiegelei und ein ständiger Hetzer sei, der überall Unfrieden und Unruhe stiften müsse. Wo vier Leute zusammenstehen,



Geräte des Ifadienstes. Schalen zur Aufbewahrung der Ifakerne mit Darstellungen aus dem Frauenleben. Größen siehe Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

muß Edschu sich dazwischen drängen, um sie zu entzweien. Sein eigenstes Element ist das Feuer, die Flamme. Wo ein Haus brennt, da hat Edschu seine Hand im Spiele. Seine eigentliche Wohnstätte ist bei einem unterirdischen Ina (d. h. Feuer). Man sagte mir sogar, er wohne in Bergen, die inwendig eine Ihu (d. h. eine Höhle) haben, die mit Feuer gefüllt sei. Von Zeit zu Zeit breche ein Berg auf, und Edschu, der alte Mann — er gilt immer als alter Mann — komme in der Flamme heraus. Es scheint fast so, als ob nach diesen Erzählungen eine dunkle Erinnerung an irgendwelche Ausbrüche von Vulkanen noch lebendig sei. Mit dem Feuer steht er auch insofern in Verbindung, als man ihm kein Opfer ohne Feuer darbringen kann. So wird der Platz, an dem Edschu ein Heiligtum errichtet wird, immer erst mit einem Feuerbrande und mit Asche gereinigt. Das ist genau das gleiche, wie im Dienste Oruns, der Sonne, der aber so gut wie ausgestorben ist. Edschu ist vor allen Dingen auch der unruhige, der ewig wandernde Gott. Der heilige Vogel Edschus im Okmelande ist Equo, die Eule. Das Ewuo der Edschufamilie ist Adi, das schwarze Oel, das aus verbrannten Palmkernen gewonnen wird.

Nun vor allen Dingen das Fest! Das große Fest, das Edschu gefeiert wird, das Odu-Edschu, findet statt im Monat Aroa-bung, das ist also etwa Ende Juni oder Anfang Juli. (Nach dem, was wir gleich hören werden, muß es Ende Juni sein.) Die Hauptzeremonie dieses Festes scheint in der Errichtung einer neuen, holzgeschnitzten Edschustatue zu bestehen. Der Ille-sude, der Oberherr der Stadt, bringt dann die Figur selbst an ihre Stelle, hebt sie mehrfach in zeremoniellem Rhythmus empor und stellt sie dahin, wo die alte Figur inzwischen entfernt wurde. Die neue Edschufigur empfängt ein kleines Beil, über die Schulter gelegt, und einen Kauribehang. Sie ist für ein Jahr höchstes Heiligtum der Familie. Inzwischen wird die entfernte alte Figur des vorigen Jahres irgendeinem neugeborenen Kinde aus angesehener Edschufamilie anvertraut. Die Figur ist für das ganze Leben dieses Menschenkindes sein erstes Heiligtum. Wenn dieses Fest stattgefunden hat, werden die Tage kürzer. Würde das Fest nicht gefeiert, so würde keine Nacht kommen. — Man sieht also, das ist das Fest der Sonnenwende. Von einem Feuer, das bei dieser Gelegenheit entzündet würde, habe ich allerdings nichts gehört, was ich besonders betonen möchte.

Um den Charakter dieses Gottes noch näher kennen zu lernen, wollen wir einige weitere Legenden von ihm buchen:



Geräte des Ifadienstes. Schalen zur Aufbewahrung der Ifakerne mit Darstellungen aus dem Leben am Hofe der Vornehmen. Größen siehe Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Edschus Schandtaten. Olokun (der Gott des Meeres), Orun (der Gott der Sonne) und Oschu (der Gott des Mondes) hatten im Anfange ein jeder seine eigene Wohnstätte. Olokun lebte im Flusse, also im Wasser. Oschu pflegte jeden Abend sein Haus zu verlassen und bald dahin, bald dorthin in die Welt hinauszugehen. Orun aber stieg jeden Morgen hoch über seinem Hause empor und kam abends wieder zurück.

Eines Tages kam Edschu zu Olokun und sagte zu ihm: „Dein Haus ist nicht gut; komm, ich will dir etwas besseres zeigen." Olokun sagte: „Gut, zeige es mir!" Edschu ging zu Oschu und sagte: „Dein Platz ist nicht gut! Komm, ich will dir einen besseren zeigen." Oschu sagte: „Gut, zeige ihn mir!" Edschu ging zu Oru und sagte: „Dein Platz ist nicht gut. Komm, ich will dir einen besseren zeigen." Oru sagte: „Gut, zeige ihn mir." Edschu brachte Olokun in Oschus Haus, Orun in Olokuns Haus, Oschu in Oruns Haus.

Oschalla war der Oberherr aller Götter. Er lebte auf einem Kreuzwege, auf dem er sein Haus hatte, und an dem er an jedem Tage Orun und in jeder Nacht Oschu vorbeikommen sah. Am anderen Tage sah Oschalla aber Oschu vorbeikommen. Oschalla fragte Oschu: „Was ist das? Du kommst am Tage?" Oschu sagte: „Es kam ein alter Mann und veranlaßte das." Oschalla sagte: „Oschu, du gehst sogleich dahin zurück, wohin ich dich gestellt habe, den alten Mann aber schicke mir einmal her." Oschu ging. Als es Nacht war, kam Orun. Oschalla sah ihn und fragte: „Was ist das? Du kommst in der Nacht?" Orun sagte: „Ein alter Mann hat mir gesagt, er wolle mir das Leben wegnehmen, wenn ich nicht diesen neuen Weg gehe." Oschalla sprach noch mit Orun, da kam Olokun dazu. Oschalla fragte Olokun: „Was machst du hier? Warum bist du nicht im Wasser?" Olokun sagte: „Ein alter Mann hat mir gesagt, ich solle diesen Weg gehen." Oschalla sagte: „So, du gehst sogleich zurück in dein Haus und auf den Weg, den ich dir gesagt habe. — Orun, du gehst auch sogleich in dein Haus und tust das Werk, das ich dir gesagt habe." Orun ging nach Hause. Olokun ging in sein Haus. Edschu ging zu Oschu und sagte zu ihm: „Du, Oschu, wenn du heute nicht das tust, was ich will, dann töte ich dich heute. Geh also in Oruns Haus, und damit du keinen Streit mit Oschalla hast, gehe um Oschallas Platz im Bogen herum." Oschu sagte: „Wenn du es so willst, muß ich es tun." Oschu machte sich auf den Weg. Er ging um Oschallas Haus herum und kam zu Oruns Platz. Orun sah Oschu kommen und sagte zu ihm: „Wer kommt da? Hast du hier ein Haus?" Oschu sagte: „Weshalb gehst du nicht aus deinem Hause und läßt mir das Haus?" Oschu und Orun



Geräte des Ifadienstes. Schalen zur Aufbewahrung der Ifakerne mit Schmuck von Tiergestalten und Ornamenten. Größen siehe Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

stritten miteinander. Edschu kam dazu. Edschu sagte zu Oschu: „Weshalb läßt du dir das gefallen?" Edschu sagte zu Orun: „Weshalb läßt du dir das gefallen?" Orun und Oschu begannen einen harten Streit. Oschalla hörte den Streit. Er ging zu der Stelle hin. Als Edschu ihn kommen hörte, ging er ihm entgegen und sagte: „Ich habe den Streit schon geschlichtet! Geh nur wieder nach Haus!" Oschalla ging.

Dann ging Edschu in das Wasser zu Olokun und sagte: „Komm heraus, sonst nehme ich dir das Leben." Olokun sagte: „Du hast mir das Leben nicht gegeben." Edschu sagte: „Komm oder ich nehme dir das Leben!" Olokun kam heraus. Edschu zeigte ihm den Weg in den Busch. Oschalla hörte, daß Olokun aus dem Wasser in den Busch gekommen war. Oschalla gab Schankpanna einen Grashalm und sagte: „Geh zu Olokun. Olokun ist gegen meinen Willen in den Busch gegangen. Sage Olokun, er solle und dürfe nicht wieder in das Wasser zurückkehren; denn er war nicht bei mir, als er das Wasser, das ich ihm als Wohnstätte gab, verließ." Schankpanna nahm den Grashalm. Er ging damit zu Olokun und sagte: „Oschalla sendet dir diesen Grashalm. Du hast gegen seinen Willen das Wasser verlassen. Verwandle dich in einen Oke (Hügel)." Olokun verwandelte sich in einen Hügel. Danach kamen alle Kinder Olokuns aus dem Wasser, um Olokun auf dem Hügel aufzusuchen. Edschu traf sie auf dem Wege. Edschu sagte zu ihnen: „Geht durch den Busch zu eurem Vater. Geht nicht bei Oschalla vorüber." Oschalla hörte es. Oschalla sah, daß Olokuns Kinder um ihn herumgegangen waren. Oschalla verwandelte alle Kinder Olokuns in Affen. Seitdem hüpfen Olokuns Kinder als Affen herum.

Oschalla rief nun aber Schankpanna und sagte zu ihm: „Bringe mir Edschu!" Schankpanna machte sich auf den Weg. Er kam an einen Kreuzweg und fragte: „Wo ist Edschu?" Die Leute sagten: „Edschu ist auf dem Markte." Schankpanna nahm sein Auwo (Binsenbesen zu Zeremonialzwecken) zur Hand und ging damit auf den Markt, auf dem den Angaben nach Edschu sein mußte. Schankpanna traf Edschu. Schankpanna sagte: „Oschalla hat mich hergesandt, um dich zu strafen." Schankpanna nahm seinen Binsenbesen und begann, auf Edschu einzuschlagen. Edschu aber nahm sein Ogo (d. i. Schulterstock). Damit wehrte er die Schläge Schankpannas ab und schlug auf Schankpanna. Orun hörte die Schläge und das Reden der Streitenden. Orun sagte: „Schankpanna ficht mit Edschu. Ich muß unbedingt Schankpanna helfen." Orun kam zu den Streitenden. Orun sagte zu Schankpanna: „Wenn ich meine Augen aufmache,

kann Edschu nicht sehen. Das will ich also zuerst machen." Schankpanna sagte: „Es ist gut. Tue das!" Orun ging auf Edschu zu. Orun öffnete seine Augen. Edschu ward blind. Schankpanna schlug mit seinem Besen auf Edschu ein. Edschu konnte sich nicht wehren. Oschalla sah das. Oschalla sagte: „Alle kleinen Kinder sollen zu Schankpanna und Orun gehen und jubeln, weil Schankpanna Edschu besiegt hat." Alle kleinen Kinder gingen hin und sagten: „Schankpanna ist stark im Kampfe." Schankpanna schlug inzwischen immer auf Edschu ein. Alle Schläge Schankpannas hinterließen auf dem Körper Edschus Wunden (Striemen). Edschu lief zum Flusse, um sich zu baden. Edschu badete sich. Als Edschu im Wasser war, sagte er: „Nun sollen die Schläge Schankpannas durch das Wasser auf alle Menschen, die in diesem Wasser baden, übergehen, und sie sollen alle Leute wie Feuer brennen." Wer nachher in dem Wasser, in dem Edschu die Striemen Schankpannas gewaschen hat, badet, bekommt die Pocken und die Pockennarben. So ging Edschus Rache auf die Menschen über und ist unter ihnen lebendig geblieben. — — —

Während in dieser Mythe kosmogonische Züge überwiegen, und der Streit sich unter den Göttern abspielt, so gibt es doch eine ganze Reihe von Erzählungen, in denen die Freude am Geschichtenerzählen sich des schönen Stoffes bemächtigt hat, um möglichst variantenreiche Schilderungen der Bosheit des Gottes zu produzieren. Aus Ojo stammt folgende Geschichte Edschus, in welcher sich ein Zug findet, den wir später als sehr wesentlich erkennen werden.

In alter Zeit machte Olorun erst Enja, den Menschen, dann erst Edschu, den Gott. — Zwei Menschen waren einmal Freunde. Wenn sie ausgingen, trugen sie immer gleiche Kleidung. Alle Leute sagten: „Das sind die besten Freunde." Edschu sah es. Edschu sagte: „Diese beiden sind die besten Freunde. Diese beiden werde ich auseinander bringen, und damit wird ein guter Anfang für ein ganz großes Idja (ein Rechtsfall, ein Palaver) gegeben sein." Die beiden Freunde hatten ihre Felder nebeneinander. Ein Weg führte zwischen beiden hindurch. Auf dem Wege pflegte Edschu morgens einherzugehen, und zwar hatte er dann eine schwarze Filla (Mütze) auf.

Als Edschu nun den Streit beginnen wollte, machte er sich eine Mütze aus grünem, schwarzem, rotem und weißem Stoff, so daß sie von jeder Seite betrachtet eine besondere Farbe zeigte. Diese Mütze setzte er eines Morgens auf, als er sich auf den Weg durch die Felder machte. Dann nahm er seine Tabakspfeife, aber

nicht so wie gewöhnlich in den Mund, sondern er steckte sie in den Nacken, als ob er mit dem Hinterkopfe rauche. Endlich nahm er noch wie stets einen Stock, aber er trug ihn ebenfalls umgekehrt, so nämlich, daß er nicht vorn über der Brust, sondern hinten über die Schulter hing. Beide Freunde arbeiteten auf ihren Feldern. Sie sahen einen Augenblick auf. Edschu rief ihnen einen Gruß zu. Die Freunde antworteten und arbeiteten dann sogleich weiter.

Nachher gingen die beiden Freunde gemeinsam nach Hause. Der eine sagte zum anderen: „Der alte Mann (Edschu) ging heute in anderer Richtung als sonst den Weg zwischen den Feldern. Ich sah es an seiner Pfeife und an seinem Stock." Der andere Freund sagte: „Du irrst dich; er ging in derselben Richtung wie sonst, ich sah es an seinen Schritten." Der erste sagte: „Es ist nicht wahr; ich habe die Pfeife und den Stock zu deutlich gesehen. Auch hatte er heute nicht eine schwarze, sondern eine weiße Kappe auf." Der andere sagte: „Du mußt blind sein, oder du hast geschlafen; er hatte eine rote Kappe auf." Der erste sagte: „Du mußt heut morgen schon Palmwein getrunken haben, daß du weder die Farbe, noch die Richtung gesehen hast." Der andere sagte: „Ich habe heute noch keinen Palmwein gesehen. Du scheinst mir aber verrückt zu sein!" Der erste sagte: „Das lügst du alles, um mich zu kränken." Der andere sagte: „Du bist ein Lügner! Ich habe es schon sonst gesehen!" Der eine zog sein Messer und schlug auf den anderen ein. Der andere bekam eine Wunde. Er zog sein Messer und schlug es dem einen über den Kopf. Beide liefen fort. Beide bluteten, als sie in der Stadt ankamen. Die Leute sahen es. Die Leute sagten: „Die beiden Freunde sind überfallen worden, es kommt Krieg!" Der eine sagte: „Nein, der Lügner ist nicht mein Freund!" Der andere sagte: „Glaubt dem Lügner nur kein Wort. Wenn er den Mund auftut, fliegen die Lügen heraus."

Edschu war inzwischen zum Könige der Stadt gegangen. Er sagte zum Könige: „Frage doch nur einmal die beiden Freunde, was sie haben! Sie haben sich die Köpfe mit Messern blutig geschlagen." Der König sagte: „Was, diese beiden Freunde, die immer die gleichen Kleider trugen, haben sich geschlagen? Ruft sie!" Die beiden Freunde wurden gerufen. Die beiden Freunde kamen. Der König fragte sie: „Ihr seid beide in einem schlechten Zustande. Wie seid ihr in Streit geraten?" Die beiden sagten: „Wir sind darüber in Streit geraten, was den Weg zwischen unseren Feldern hingegangen ist." Der König fragte: „Wieviel Leute gingen denn über euren Feldweg?" „Es war ein Mann, der alle Tage denselben Weg geht.

Er ging heute in einer anderen Richtung und hatte statt einer schwarzen Kappe eine weiße auf", sagte der eine Freund. Der andere rief: „Er lügt! Der alte Mann hatte eine rote Kappe auf und ging in derselben Richtung wie sonst!" Der König fragte: „Wer kennt den alten Mann?" Edschu sagte: „Ich bin es selbst gewesen. Die beiden streiten sich nur, wie ich es wollte." Edschu zog seine Mütze hervor und sagte: „Ich habe diese Mütze aufgesetzt. Sie ist auf der einen Seite rot, auf der anderen weiß. Vorn grün, hinten schwarz. Jeder sah mich auf seiner Seite anders. Ich steckte meine Pfeife in den Nacken. So gingen meine Schritte nach der einen Seite, mein Anblick aber nach der anderen Seite. Die beiden Freunde mußten sich streiten. Das habe ich getan! Streit verbreiten ist meine größte Freude."

Der König hörte Edschu. Der König sagte: „Fangt diesen Mann; bindet ihn; er ist ein Hetzer!" Die Leute wollten Edschu binden. Aber Edschu lief sehr schnell auf einen benachbarten Hügel. Dort schlug er Steine gegeneinander. Er wiederholte das, bis das trockene Gras Feuer fing. Das brennende Gras warf er hinab auf die Stadt. Das Gras fiel auf die Dächer. Die Dächer begannen zu brennen. Edschu warf hierhin Feuer, er warf dorthin Feuer. Er brannte hier ein Haus ab, er brannte dort ein Haus ab. Alle Leute rannten durcheinander. Darauf kam Edschu wieder in die Stadt. Er sah, daß jeder aus den Häusern heraus retten wollte, was er konnte. Der eine trug einen Korb heraus. Der andere trug einen Sack heraus. Der dritte trug Kalebassen heraus. Der vierte trug Töpfe heraus.

Edschu ging unter die Leute. Er sprang zu und nahm die Lasten ab. Wem er die Lasten abnahm, der sah nicht hin, wem er sie gab; er sprang zurück in das brennende Haus, um noch mehr herauszuholen Edschu aber trug die Lasten mit den Töpfen zu den Sachen dessen, dem die Lasten mit den Kalebassen zukamen. Die Lasten mit den Kalebassen trug er zu dem, dem die Last mit den Körben zukam. Die Last mit den Körben trug er dem zu, dem die Last mit den Säcken zukam. Die Last mit den Säcken trug er dem zu, dem die Last mit den Töpfen zukam. Das Feuer brannte herab. Viele Häuser waren niedergebrannt.

Nach dem Feuer suchte ein jeder seine Sachen zusammen. Der Mann, dem die Kalebassen gehörten, fand sie bei dem Korbmanne. Da sagte er zu dem Korbmanne: „Du bist ein Dieb! Du hast die Verwirrung dazu benutzt, meine Lasten zu stehlen!" Der Korb-

mann selbst sagte: „Die anderen sind Diebe!" Der Mann, dem die Töpfe zukamen, sagte zu dem, bei dem er sie fand: „Nun habe ich doch den Dieb! Ich habe schon lange gedacht, daß du ein Dieb bist." In der Wut nahmen alle Stöcke. Sie schlugen aufeinander ein. Sie trafen auf die Kalebassen und Töpfe. Die Töpfe und Kalebassen wurden zerbrochen. Der Mann der Töpfe und der der Kalebassen wurde noch zorniger. Beide begannen mit der Stoßkeule der Frauenmörser aufeinander loszuschlagen. Was das Feuer nicht vernichtet hatte, das zerstörte jetzt die Wut der Menschen. Auch wurden einige Menschen totgeschlagen.

Der König ließ die Wütenden auseinander bringen. Er fragte sie: „Was ist hier geschehen?" Ein jeder rief immer vom anderen: „Das ist ein Dieb! Er hat mich bestohlen, als es brannte." Die anderen schrien: „Nein, jener hat mich bestohlen, als es brannte." Die Leute schrien alle durcheinander. Der König fragte: „Sind denn alle meine Leute Diebe?" Edschu kam und sagte: „Nein, mein König! Deine Leute sind keine Diebe. Sie sind nur dumm. Ich habe mit ihnen nur gespielt, und sie haben es sehr gut gemacht. Wenn ich wieder einmal sehr lachen will, komme ich wieder hierher." Edschu lief fort. Niemand konnte ihn fangen. — —

Soweit einige Legenden. Einige besonders bedeutsame Züge werden wir im Nachfolgenden wiederfinden.

□ □

Einführung in den Ifadienst. Kultusgerät.

Wir wollen uns nun die allgemeinen Handlungen und Sitten des Ifaorakels vergegenwärtigen, und dann die ursprüngliche Bedeutung des Systemes zu verstehen suchen. Ich betonte schon, daß Ifa eigentlich nur „Palmkerne" heißt, daß Ifa jedenfalls nicht als Gott entstanden ist, sondern mehr ein Orischasystem oder die Grundlage eines Orischasystems darstellt. Nach dem Gesagten kann es nicht auffallen, daß Ifa auch nicht an der Spitze eines totemistischen Clanes steht. Ifa hat nicht wie etwa Schango oder Schankpanna oder Oja oder sonst eine Gottheit eine Nachkommenschaft. Vielmehr kann sich dem Ifadienste jeder Mann widmen, ohne daß diese Verehrungsform in irgendeiner Beziehung zu einem der Götter zu bringen ist. Leute, die vollkommen eingeweiht sind in die Geheimnisse dieses Dienstes, nennt man deswegen auch nicht Omo-Ifa (d. h. Sohn des Ifa), sondern Babalawo (Vater des Geheimnisses). Jeder Mensch kann Babalawo werden, wenn er die nötigen Mittel an Geld und Verstand und außerdem die gehörige Ausdauer be-

sitzt. Verfolgen wir den Eintritt eines Jünglings in die Genossenschaft der Babalawo.

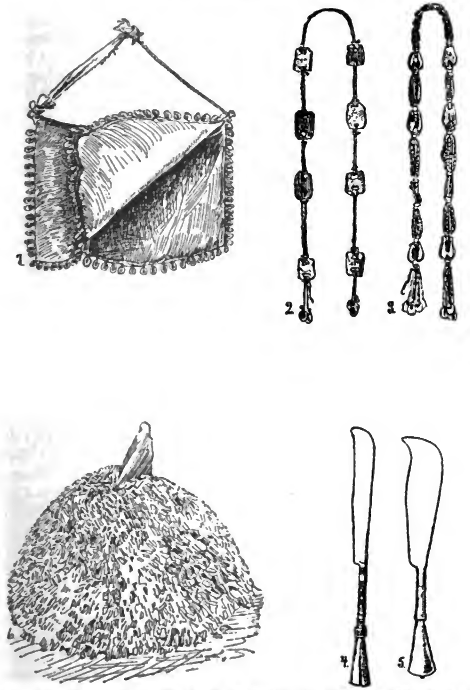
Der Novize oder Kandidat hat zunächst folgende Ingredienzen zu besorgen: 1. Ikode, das sind Papageienschwanzfedern; 2. den Fisch Boli; 3. eine Ekete; 4. eine Eku (Maus); 5. die Wurzel Kanka, mit der man wäscht. Der Kandidat hat einen Babalawo gebeten, sein Lehrer zu sein und ihn in die Geheimnisse einzuführen. Seinen Lehrer redet er an mit: Oluwo. Oluwo ist im allgemeinen der oberste Priester des Ifa; aber jeder Novize redet auch seinen Lehrer mit diesem ersten Titel an. Der Oluwo führt den Kandidaten, der die fünf Gegenstände zusammengepackt und auf den Kopf genommen hat, zum nächsten Flusse, in Ibadan zum Oschun. Priester und Novize sind beide ganz weiß gekleidet. Der Priester führt sein heiliges Gerät bei sich. Am Flusse legen sie ihre Dinge nieder, und der Babalawo wäscht den Neuling. Danach wenden sie sich in den Busch. Im Busche befindet sich eine heilige Stelle, welche aus drei aufeinander folgenden breiten Plätzen besteht. Den ersten dürfen alle Leute betreten. Auf dem zweiten findet die erste Einführung des Novizen statt, den dritten, das Allerheiligste, darf nur der Priester betreten. Das Zeremoniell beginnt mit einem Mahle. Boli, Ekete und Eku werden gekocht, ein appetitliches Gericht daraus bereitet und verspeist. Dabei sind anwesend: nur der Priester, der Novize, dem es um die Einführung in die Wahrheit zu tun ist, und als Zeuge ein Mitglied aus dessen Familie.

Alsdann öffnet der Priester seine Tasche, eine Ledertasche, deren Rand meistens mit Kauri besetzt ist. Er entnimmt ihr zunächst die 16 Palmkerne, die das wichtigste, das fundamentale Gerät bei der Prozedur sind. Ferner birgt die Tasche noch das Oqua-Ifa, das Ifabrett, auf dessen freien Mittelraum feines Holzmehl gestreut wird. Hier, vor den Augen des Novizen, wird nun einmal das Ifaorakel in der Weise gelesen, wie ich es nachher schildern werde. Aus dem geraden oder ungeraden Fall der geworfenen und aufgegriffenen Kerne ergibt sich eine Reihe von paarweisen oder einzelnen Strichen, von denen immer vier einen Odu ergeben, und nun kommt es darauf an, ob die in dem weißen Mehl des Ifabrettes sich bildenden Zeichen den Willen der Odu verkünden, daß der Jüngling aufgenommen werden soll. Ist die Frage von den Odu bejaht, so ist für heute die Hauptsache erledigt. Hat der Jüngling nun noch irgendeine Frage auf dem Herzen, so kann er sie bei dieser Gelegenheit vorbringen und kann nun zum ersten Male sehen, wie der Babalawo Tages- und Schicksalsfragen aufwirft und die Antwort darauf

erhält. Jedenfalls hat damit — um den Ausdruck der Joruben zu wiederholen — „der Herr seinen Knecht gnädig angesehen". Dieser Herr ist aber nicht etwa ein Gott, ein Orischa, um das noch einmal zu betonen, sondern einer der Odu, der Köpfe, die aus den Zeichen der Palmkernlage sprechen. Danach reibt der Priester dem Jüngling die Haare weiß ein, bindet ihm die Papageienfedern um und legt ihm das Oquelle (siehe weiter unten) so an, daß die Mitte über die Schulter fällt und die Enden vorn herunterhängen. Er gibt dem jungen Mann 16 Palmkerne und sagt zu ihm: „Dies ist dein Ifa."

Sie gehen heim. Der Priester voran. Der Priester trägt das Messer, an dem unten die Glocke ist, voran. Sie treten in das Haus des Priesters und an seine heilige Orakelstelle. Wenn der Neuling die Schwelle überschreitet, streut der Priester weißes Mehl, und heißt ihn damit in dem Hause und im Namen des Ifa willkommen. Denn alles, was weiß ist, und demnach auch das weiße Mehl, ist Ifa heilig. Andere Babalawos kommen nun dazu. Alle begrüßen den Neuling, alle sprechen mit ihm, sie reden von der Tiefe der Weisheit Ifas und der Ehrwürdigkeit dieses Kultus. Und damit befindet er sich in der neuen Gemeinschaft der Babalawo, die viele, viele Leute umfaßt, die dem Ifa ihre Reverenz erweisen, täglich sein Orakel legen und allmorgentlich den Ifa begrüßen.

Die Einführung in die Orakelkunst geht sehr langsam vor sich. Sie währt im allgemeinen drei Jahre. Im ersten Jahre hat der Neuling nichts anderes zu tun, als die Namen der Odu zu lernen. Im zweiten Jahre prägt er sich die heiligen Wahrheiten, soweit er sie versteht und sein Gedächtnis dafür ausreicht, ein. Im dritten Jahre endlich bemüht er sich, die eigentliche Praxis, die Verwertung zu erlernen. Wer es nur darauf abgesehen hat, ein einfacher Babalawo zu werden, ein Mann des einfachsten Grades der in drei Klassen gegliederten Weisheitslehrer des Ifadienstes, hat nach diesen drei Jahren das Studium erledigt, und ist nun imstande, jeden Morgen für den Hausbedarf aus dem Fallen des Oquelle oder der Ifakerne Sinn und Wesen des Tages zu erkennen. Wer als Priester den Ifadienst als eigentlichen Beruf erwählt, muß noch einige Jahre studieren, um höheres Ansehen und noch intimere Kenntnis der Weisheiten und Wahrheiten, der Bedeutung der Odus zu erlangen. Als Priester kommt er dann in die zweite Klasse. Den höchsten Grad erreicht nur der Oberpriester, von dem wir nachher sprechen werden. Infolge der vielen Wahrheiten und Weisheitssprüche, die mit jedem Odu verbunden sind, erlernt sich die Orakelkunst Ifas sehr schwer.



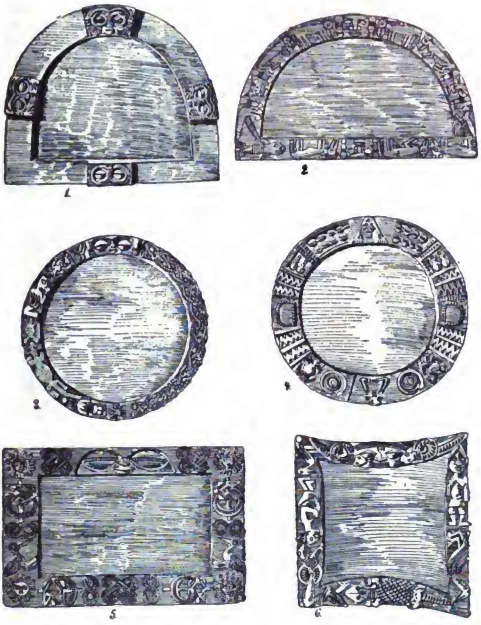
Geräte des Ifadienstes. 1 Die Tasche, in welcher die (2 und 3) Würfelschnüre aufbewahrt werden. 2 Schnur mit Kalebassenstücken für Schüler. 3 Mit halben Palmkernen für Lehrer. 4 und 5 Opfermesser. 6 Der Origi; Mittelpunkt des sakralen Umganges. Größen siehe Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Die einfache Grundlage der Weisheitssprüche soll allein nicht weniger als 1680 Weisheiten für jeden der 4096 verschiedenen Odus betragen. Es ist natürlich, daß kein Mensch diese immense Summe in seinem Kopfe haben kann, und da es noch immer auf die Auffassung und Anwendung des betreffenden Spruches im Verhältnis der Lage der verschiedenen Odus ankommt, so ist der Auslegung freier Raum gelassen, und dieses Orakel ist ebenso geheimnisvoll, wie das einer Pythia oder eines Ammon. Allabendlich geht der Novize zu seinem neuen Lehrmeister. Mit Eintritt der Dunkelheit versenkt er sich täglich in die göttliche Weisheit. Er begleitet den Lehrer hierhin und dorthin und sieht aufmerksam zu, wie der Meister sein Werk betreibt und aus dem Wurfe der Palmkerne oder der Palmkernkette das Orakel liest. Es versteht sich von selbst, daß solcher Unterricht nicht umsonst erteilt wird, und daß ein gutes Einkommen dem Haus des Priesters zufließt.

Der Schüler kauft sich nun ein Adjelle-Jfa, abgekürzt Adjelefa genannt, das ist eine Schale, die von einer Figur getragen wird (siehe Abbildungen S. 259—265). Diese Jfaschalen sind von erstaunlicher Mannigfaltigkeit. Einige sind nur mit durchbrochenen ornamentalen Füßen versehen, andere zeigen Tauben, Antilopen, Hühner mit Schlangen im Schnabel, Fische usw. Sehr hübsch sind die Formen, die einen bewaffneten Reiter als Träger haben; diese sind zum Teil mit Speeren, teilweise mit altertümlichen Flinten bewaffnet. Einer hat auf seine Lanze ein Kind gespießt, hält aber mit der anderen Hand eine Pfeife, die vom Munde bis zum Boden reicht, das Bild des ausgebildeten Gemütsmenschen. Ganze Gruppen angesehener Männer mit Frauen und Trommlern tragen solche Schälchen. Am beliebtesten sind aber Darstellungen aus dem Frauenleben. Bald sitzen zwei Freundinnen nebeneinander; bald nährt eine Frau ein Kind, bald bietet die Frau die Schale dar, bald sitzt eine Frau am Webstuhle, bald trägt sie in landesüblicher Weise das Kind auf dem Rücken. Eine unendliche Lebensfrische spricht aus dem allen. Vielleicht tritt weniger monumentale Götterdarstellung dabei hervor, desto mehr aber Beobachtung des menschlichen Lebens. Es sind hübsche, kleine Schnitzereien, die, wenn wir nicht wüßten, um was es sich handelt, eher in die Kategorie afrikanischer Frauenstühlchen als in die würdiger Heiligenschreine gerechnet werden müßten.

Außer diesen Schalen, in denen die 16 Kerne liegen, die heiligende Opfer aus Nußöl und Maismehl mit Wasser empfangen, muß als zweiter, wesentlicher Bestandteil das Oqua-Jfa, ein Brett, beschafft



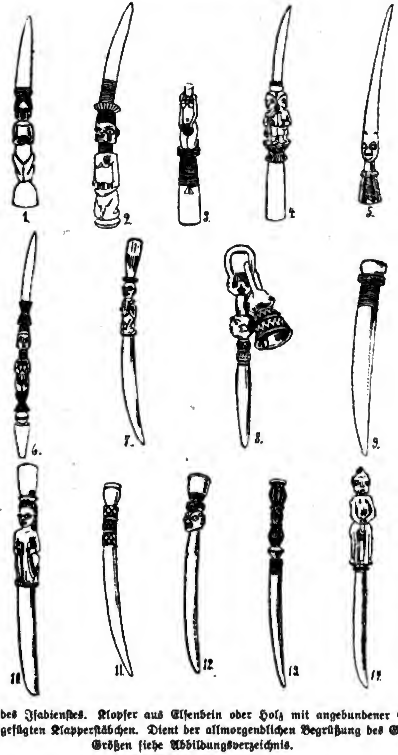
Geräte des Ifadienstes. Die Ifabretter, auf die Mehl gestreut wird. In die Mehlfläche werden dann die Orakelzeichen eingedrückt. Größen siehe Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

werden, das dem Süden zu mehr eine viereckige, dem Norden zu vorzüglich eine kreisrunde Form zu haben pflegt. Solche Bretter könnte man mit Brottellern Mitteldeutschlands vergleichen, nur daß auf dem erhabenen Rande statt des frommen: „Unser täglich Brot gib uns heute . . .“ allerhand heidnische Figuren eingeschnitten sind. Diese Bretter sind von ganz außerordentlicher ornamentaler Schönheit und fallen ebenso wie die Osche-Schango aus dem Rahmen der afrikanischen Schnitzformen heraus. Es muß ein tiefer Sinn in diesen Dingen liegen.

Daß dies der Fall ist, geht schon aus der Anordnung hervor. Wohl stets ist oben im Ifabrett ein dominierendes, zum Teil tief in das Brett hineinragendes Antlitz geschnitzt, das wie ein Wächter über der kahlen Innenfläche thront, auf die das Holzmehl gestreut wird und die Zeichen dann mit dem Finger gemalt werden. Dies Antlitz ist zuweilen seitlich mit Händen oder mit Schlangenohren oder mit einfachen Ornamenten abgegrenzt. Dem Antlitz gegenüber, oder in genauer Vierteilung auch noch rechts und links, finden wir abermals eine Teilung des Raumes, sei es durch einfache Ornamente, stärker betonte Erhabenheiten oder aber Wiederholung von Gesichtern, so daß das ganze gleichsam nach den vier Himmelsrichtungen in vier Abschnitte gegliedert ist, die nun zuweilen mit vornehmer, flacher, feinerer, bald mit einfacherer ornamentalen Musterung bedeckt, bald mit Tieren, Ereignissen aus dem Leben, oder sonstigen plastischen Skulpturen ausgefüllt sind. Diese erinnern mehr an mittelamerikanische, streng ornamentale Raumgliederung, als an afrikanische Unmäßigkeit im Phantasiespiel. Es sind eben die schönsten Produkte westafrikanischen alten Kunstgewerbes, und besonders diejenigen Stücke, die dem eigentlichen Oluwo dienen, zeichnen sich durch besondere Schönheit aus. Gelangt ein Babalawo zu der höchsten Stelle eines Oluwo, so erhält er aus dem alten Familienbesitze meist das schönste Brett. Und wenn der Babalawo gestorben ist, so wurde ihm in alter Zeit dieses Brett als Unterlage mit in das Grab gegeben. Aus den alten Gräbern haben wir verschiedene derartige Bretter erhalten. Sie sind die schönsten, die von uns aufzutreiben waren. Wenn es überhaupt möglich ist, die Grundlage und die Entstehungsgeschichte des Ifadienstes verstehen zu lernen, so werden wir die Symbolik dieser Bretter studieren und deswegen nachher auf ihren Sinn und ihre Bedeutung zurückkommen müssen.

Als weiteres Ausstattungsstück des Ifadienstes ist das Iroke zu erwähnen. Es ist eine Klapper, ursprünglich wohl aus den Stoßzähnen der Elefanten hergestellt, wie ich nicht nur der ganzen Form,



Geräte des Ifadienstes. Klopfer aus Elfenbein oder Holz mit angebundener Glocke oder eingefügten Klapperstäbchen. Dient der allmorgendlichen Begrüßung des Gottes. Größen siehe Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

sondern auch der Tatsache entnehme, daß heute noch eine große Reihe aus diesem Material hergestellt wird, und daß auch die in Holz geschnitzten in der vorderen Zuspitzung, in der Krümmung und in der hinteren Aushöhlung so genau den Elfenbeinvorbildern nachgeformt sind, daß oft ein scharfes Hinsehen dazu gehört, um das Holzmaterial des Stückes zu erkennen. In der hinteren, bei Elfenbeinzähnen von Natur vorhandenen trichterförmigen Oeffnung ist häufig ein kleiner Schwengel oder Klöppel angebracht, so daß, wenn die Hand das Mittelteil hält und mit der Spitze gegen das Ifabrett klopft, ein Holzglockengeklapper hervorgerufen wird. Die Mitte des hinteren Teiles des Iroke ist meist in sehr geschmackvoller Weise, sei es mit einfachen Ornamenten, sei es mit einem Kopfe oder einer Figur geschmückt. Mit diesem Iroke klopft der Babalawo jeden Morgen um die Zeit, wenn die Sonne aufgeht, gegen das Ifabrett, und begrüßt damit die über dem Ifa thronende Gottheit Edschu.

Ganz besonders wohlhabende Leute haben zudem noch ein Okwong-Ifa, eine Art Koffer mit mehreren inneren Einteilungen. Diese Koffer haben zum Teil und in der Idee eine außerordentliche Aehnlichkeit mit den Mungerri, den schön geschnitzten Holzbüchsen der Bakuba.

Im Zentrum der Innenteilung befindet sich eine Aushöhlung, in der die Ifakerne zu liegen pflegen. Der umgebende Raum zwischen dem mittleren und dem Rande ist in den weitaus meisten Fällen in vier Abteilungen gegliedert, und zwar enthalten diese vier Aushöhlungen der Reihe nach: Lehm, Holzkohle, Kalk und Rotholzfarbe. An Stelle des Lehms ist bei ganz wohlhabenden Leuten auch Emi-Orun (d. h. Exkremente der Sonne), das ist Schwefel, aufbewahrt. Auf die Bedeutung dieser vier Schalenfüllungen werde ich nachher zurückkommen. Außen sind diese Koffer meist sehr hübsch geschmückt mit einer eingeschnittenen oder erhabenen Verzierung. Oft befindet sich dabei ein Kopf, der häufig von Schlangen umgeben ist. Dann finden wir aber auch das Bild einer Schildkröte oder einer Varanus oder eines Kriegers, der einen Gefangenen gepackt hält. In der Mitte hat der Deckel meist einen Knopf, der dem sogenannten „Nabel" der Mungerri der Bakuba entspricht. Ich erhielt als Bezeichnung für diese Griffknöpfe „Ischiguang".

Zuletzt sei das Oquelle erwähnt. Das ist eine Schnur, an der acht halbe Palmkerne befestigt sind und die den Enden zu meist in ein zierliches Perlenornament ausläuft. Der Oberpriester in Ife hatte ein solches Oquelle, welches mit gelben Nußstücken statt der halben Palmkerne versehen war, und Schüler, die sich in der Kunst

des Orakelns übten, verwandten meistenteils ein Oquelle, bei dem die Palmnußkerne durch Kalebassenstücke ersetzt sind. Derjenige, der das Orakel mit dem Oquelle befragen will, ergreift die Schnur in der Mitte, so daß nach den beiden Seiten je vier halbe Palmkerne herabhängen. Beim Hinwerfen der Schnur kommt es nun darauf an, welche von den Palmkernen mit der konvexen, welche mit der konkaven Seite nach oben fallen. Hieraus allein entsteht schon ein Odu oder eine Figur.

Priestertum und Orakelweise des Ifadienstes.

Das eigentliche Orakellesen findet nun, je nach dem Zweck, in ganz verschiedener Form statt. Allmorgendlich wirft jeder Babalawo, d. h. also jeder Mann, der überhaupt in die Geheimnisse des Ifakultus eingeweiht ist, das Oquelle. Und die entsprechende Auskunft, die die Odu ihm geben, beziehen sich dann auf das Privatleben und auf die Ereignisse des Tages. Dagegen wird bei allen großen Unternehmungen der Gemeinde oder Ortschaft der Hauptpriester herangezogen. Jeder Herrscher, sei es der Alafin oder der Oni oder einfache Fürstlichkeiten wie der Bale, haben ihre eigenen Priester, welche vielfach mit dem Titel Araba bezeichnet werden. Dies Wort Araba hat nun aber nichts mit den Arabern zu tun, wie dies hier und da eigentümlicherweise behauptet wird. Als Araba bezeichnet der Jorube jeden hervorragenden Gegenstand. Stehen mehrere Baumwollbäume beieinander, so wird der höchste als Araba bezeichnet. Aber Araba ist auch kein eigentlicher Titel des Oberpriesters. Die Priesterschaft besteht vielmehr aus folgenden Beamten:

1. Der oberste Babalawo oder Oluwo. Oluwo ist der Oberpriester der Gemeinde, aber jeder Zögling redet auch seinen Lehrer so an.
2. Der Stellvertreter des Gemeindeoluwo ist der Odofin. Ist der Oluwo in irgendeiner Weise behindert, so tritt der Odofin an seine Stelle.
3. Der Stellvertreter des Odofin wird als Aro bezeichnet, und dieser nimmt die priesterliche Amtshandlung vor, wenn Oluwo und Odofin behindert sind.

Weiterhin hat ein jeder Oluwo, Odofin und Aro seinen Adjutanten, welcher als Adjigbona bezeichnet wird. Als Boten, Diener, Pagen fungieren die sog. Asare-Pawo, die wiederum unter sich die Asawo haben. Unter sich sind die Priester auch wieder eingeteilt in Oluwo-Otun-Awo und Oluwo-Osi-Awo, denen sich der Olopon-Eleji anschließt. Da Otun und Osi nun „rechter und linker Hand" bedeuten, sehen wir auch hier wieder dieselbe Gliederung, die wir

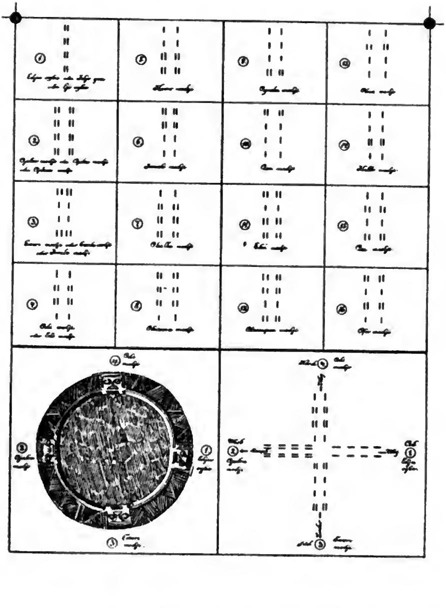
seinerzeit bei der Anordnung des Balestabes der Jegbe- und Egbegruppierungen fanden (siehe Kap. 9—10).

Diese Priester nun lesen das Orakel, und zwar wird die Zeremonie des Palmkernwerfens in folgender Weise vorgenommen: Die 16 Palmnüsse heißen Iki oder Aki. Außer ihnen wird noch eine 17. Figur zu Hilfe genommen, die Odufo heißt und in Elfenbein geschnitzt ist. Sie heißt auch Iki, hat aber keine runde oder schalenförmige Gestalt, sondern stellt einen Kopf, und zwar den Kopf des Edschu, dar, was man an dem hinten lang herunterhängenden Zopfe erkennen kann. Die Figur steht neben dem Ifabrett und hält gewissermaßen die Wache über die Handlung des Babalawo und den Fall der 16 Ike. Der Babalawo bestreut das Ifabrett mit weißem Mehl. Er nimmt die 16 Ifakerne und wirft sie in die Luft, der linken Hand zu. Die linke Hand greift sie. Nun kommt es darauf an, ob die Zahl der gefangenen Kerne eine gerade oder ungerade ist. Wenn die linke Hand eine ungerade Zahl faßt, so werden zwei senkrechte Striche gezogen (II). War die Zahl eine gerade, so ergibt sich ein einzelner Strich, der mit dem Finger der rechten Hand auf dem Brette ausgeführt wird (I). Viermal wird geworfen, und die Zeichen untereinander geschrieben. Die so entstehende Figur aus vier Zeichen wird als „Medji" oder „Paar" bezeichnet. Achtmal wird dies Verfahren wiederholt, und zwar werden immer zwei Medji nebeneinander, also 4×2 untereinander, gezeichnet. Die niedergeschriebenen Zahlen sind die Odus, die dem Tagesorakel vorstehen. Abgelesen wird das auf dem Brette in das Mehl gemalte Bild von rechts nach links. Auf umstehender Seite habe ich nun die wichtigsten Medjis dargestellt, so wie ich die Namen im mittleren Joruba erhielt. Jedes dieser Medji repräsentiert ein Odu, von welchem man annimmt, daß es aus 16 Odus besteht, von denen jedes wieder aus 16 Odus zusammengesetzt ist usw. Die Odus sind nun die eigentlichen geistigen Faktoren in dem Orakelwesen. Ganz gleichgültig ist es fürs erste, welche Wahrheiten und Weisheiten mit jedem Odu verbunden sind. Für die Erkenntnis des Ursprunges und der Bedeutung des Ganzen ist vor allen Dingen von Wert, festzustellen, welche Bedeutung diese Dinge ursprünglich hatten.

□ □

Das Ifabrett und die Himmelsrichtungen.

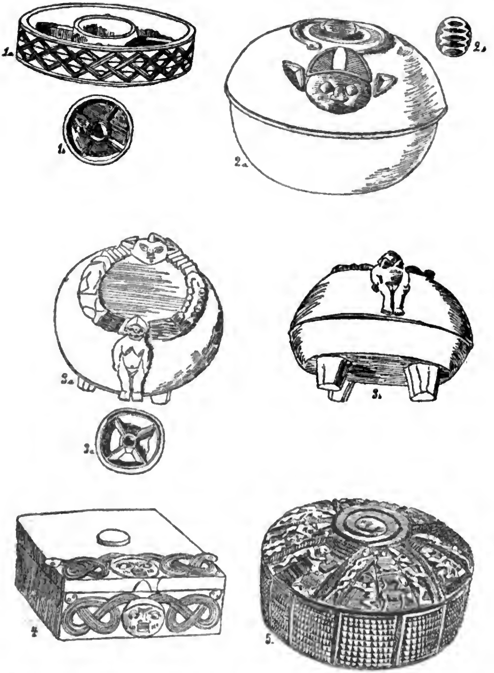
Um den ursprünglichen Sinn zu erkennen, der diesem komplizierten System des Orakelns das Leben gegeben hat, werden wir die einzelnen Tatsachen miteinander vergleichen müssen. Auf den



Zum Ifadienst. Oben die 16 Odùzeichen, unten links ein Brett mit Verteilung der vier Hauptodus, rechts die Verteilung und Anlage der vier Hauptodus nach Maßgabe der vorgeschriebenen Himmelsrichtung.

vorhergehenden Seiten habe ich die 16 Grundfiguren, die Odus, die Hauptköpfe, erwähnt. Jeder dieser Köpfe hat seinen Namen, jeder sein symbolisches Zeichen. Weiterhin habe ich oben die Ifabretter geschildert und gesagt, daß auf ihnen fast stets die vier Himmelsrichtungen in irgendeiner Weise betont sind, nicht selten durch vier das Ganze in vier Teile gliedernde Köpfe. Der Priester, der das Orakel liest, wendet sich stets mit dem Gesicht nach Osten und legt das Brett immer in derselben Weise vor sich auf den Boden. Zum mindesten ist auf jedem Brette ein Antlitz dargestellt. Auf dieses Antlitz schaut der betende Priester, so daß er es zwischen sich und der Sonne hat. Dieses Antlitz nun heißt Edschu-ogbe. Es entspricht ganz genau dem Odu Nr. 1. Auf Brettern, die mit vier Gesichtern verziert sind, entspricht das dem Edschu-ogbe gegenüberliegende, also mit der Stirn dem Betenden zugekehrte, dem Zeichen Ojako-Medji, das, welches der Babalawo rechts hat, dem Evori-Medji, das, welches der Babalawo links hat, dem Obi-Medji. Wir haben also eine vollkommen klare Gliederung, welche auch den Babalawos noch fast allgemein bekannt zu sein scheint. Wenigstens habe ich diese grundlegende Erklärung sowohl in Ibadan als in Ife, als auch bei den Joruben in Lokoja erhalten. Des weiteren versagt die Mitteilung meiner Mitarbeiter aber so gut wie ganz. Nur ein alter Babalawo in Lokoja konnte mir noch hinsichtlich der vier Köpfe sagen: „Als in alter, alter Zeit einmal alles durcheinander gemengt und jung und alt gestorben war, da rief Olodu-mare (gleich Gott) Edschu-ogbe und sagte: „Du, ordne die Gegend im Sonnenaufgang." Er sagte zu Ojako-Medji: „Du, ordne die Gegend um Sonnenuntergang." Darauf machte am Morgen Edschu-ogbe die Gegend im Osten gut, und am Abend Ojako-Medji diejenige im Westen." — Damit hört die Legende auf, und mit dem wirklichen Wissen des alten Babalawo war es zu Ende. Als ich nun über die Tätigkeit des Evori-Medji Nachricht einziehen wollte, sagte er, daß einer die Gegend vom Sonnenaufgang bis Abend geordnet habe, und daß Obi-Medji ihm dabei helfe. Letzteres kam sehr zögernd heraus, der Mann war offenbar unsicher. Dann faselte er noch einigen Unsinn und war am Ende.

In Wahrheit ist für uns die Sache nicht ganz so schwierig zu erklären, wie es im ersten Augenblick scheint. Nachdem wir einmal erkannt haben, daß die vier Himmelsrichtungen auf den Brettern dargestellt sind, und nachdem die vier Himmelsrichtungen mit den wichtigsten vier Odus identifiziert sind, nachdem sich ergeben hat, daß das Brett immer in derselben Weise gehalten und abgelesen



Geräte des Isadienstes. Koffer mit den Ausschalungen für Schwefel, Kohle, Kalk und Rotholz. Größe siehe Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

werden muß, können wir verschiedene Dinge in Parallele setzen. Der Priester, der mir die Darstellung des Brettes in vier Glieder erklärte, malte in den Sand das Bild, welches ich neben dem Ifabrett auf Seite 281 abgebildet habe. Er stellte also die vier Zeichen für Osten und Westen, Norden und Süden gleichsam als Flügel zu einem Kreuz zusammen, so daß Edschu-ogbe nach Ojako-Medji überging und Evori-Medji nach Obi-Medji. Er bezeichnete dann die von Osten nach Westen verlaufende Linie als den „Hauptweg", und die von Süden nach Norden gezeichnete als „den zweiten Weg". Ueber die Bedeutung der Wege befragt, sagte er, auf dem Hauptwege besuche Edschu den Schango, und auf dem zweiten Wege besuche Obatalla den Ogun. Es ist also ganz klar, daß dem Osten der Gott Edschu, dem Westen der Gott Schango, dem Süden der Gott Obatalla und dem Norden der Gott Ogun präsidiert. Wenn irgendwelche Zweifel über die Ursprünglichkeit dieser Angaben bestehen, so können diese leicht zerstört werden.

Die Farben und Götter der Himmelsrichtungen.

Ich erwähnte oben die Koffer der Ifaleute, welche in der Mitte die 16 Ifakerne und in vier Schalen, die nach den vier Himmelsrichtungen geordnet sind, vier verschiedene Stoffe enthalten. In Ife erklärte mir nun ein Oluwo, daß die mit Schwefel gefüllte Schale das Opfer für Edschu aufnehme, die mit Kohlen gefüllte das für Schango und die mit Kalk gefüllte das für Obatalla, die mit Rotholz gefüllte dasjenige für Ogun. Daraus ergibt sich, daß in der Tat die Richtungslage der Götter damit ganz genau übereinstimmt. Wir finden auch hier wieder, genau wie in der Angabe über den Weg, Obatalla dem Ogun gegenübergestellt (auf dem zweiten Wege) und Edschu dem Schango (auf dem Hauptwege). Dazu können wir noch eine dritte Angabe heranziehen, die sich ganz harmlos in eine der vorhergehenden Edschulegenden eingeschlichen hat. Als Edschu nämlich den Streit unter die Leute bringen will, geht er zwischen den Feldern der beiden Freunde hin. Er geht wohlgemerkt in umgekehrter Richtung seinen Schritten nach. Er hat eine Mütze auf, die vier verschiedene Farben hat. Es steht ausdrücklich in der Legende, daß die Mütze vorn grün, hinten schwarz, demnach auf der linken Seite rot, auf der rechten weiß war. Grün ist hier gleichzusetzen mit Gelb. Dann haben wir aber das Bild, daß der Gott, auf der Hauptstraße in umgekehrter Richtung gehend, gelb dem Osten, schwarz dem Westen und die beiden Farben Obatallas und Oguns nach den beiden Enden des zweiten Weges (Norden und Süden) den präsidierenden Göttern zuwendet. Also haben wir in dieser Legende das Bild der Wanderung

über den Hauptweg, und zwar einer umgekehrt gerichteten Hauptwanderung (in der Umkehrung liegt der Grund des Streites), beschrieben. Es würde demnach also zu folgern sein, daß die vier Himmelsrichtungen, nach denen die sich kreuzenden beiden Weltwege sich wenden, von vier Göttern präsidiert werden. Und es handelt sich nun um die Frage, ob wir vielleicht nicht noch anderes Beweismaterial für die Richtigkeit dieser verschiedenen, soweit untereinander glänzend übereinstimmenden Angaben finden.

Das ist nun in der Tat so.

Die entsprechende Parallele finden wir in der Gliederung der Jorubawoche. Die Joruben haben fünf Wochentage, welche ihrem Zeremoniell nach folgendermaßen geordnet sind: Die Götter der Woche und der Jahreszeiten.

1. Odjo-awo, das ist der Tag des Geheimnisses, also der Tag Ifas;
2. Odjo-Ogun, das ist der Tag des Schmiede-, Schwert- und Kriegsgottes Ogun;
3. Odjo-Jakuta. Jakuta bedeutet soviel wie Steinschleuderer und bezieht sich stets auf den Gott Schango, welcher eben die Donnerkeile zur Erde sendet;
4. Odjo-Osche-Oschalla. Dies ist der heilige Tag des Himmelsgottes Oschalla oder Obatalla. Das ist gleichzeitig der heilige Tag für alle Götter, welche eine weiße Perlenkette, das Tschedsche-feng, um den Hals zu tragen pflegen;
5. endlich haben wir den Odjo-Osche, das ist der heilige Tag, an dem die sämtlichen Götter in der Weise verehrt werden, daß ihre Tempel gereinigt und gewissermaßen sonntäglich geschmückt werden.

Die betreffenden Tage heißen in Ife: der erste Odjafe (Ifas Tag), der zweite Aje-badju (Schangos Tag), der dritte Iremo (Oschallas Tag), der vierte Nikogun (Oguns Tag), der fünfte Aje-Osche (der heilige Tag). Die Woche als solche heißt Arun-Osche, d. h. die heilige Woche. Die Gliederung ist im ganzen Jorubalande die gleiche. Sie findet sich noch bei verschiedenen Stämmen der Westküste, während sonst im allgemeinen im großen südwestlichen Kassai- und Kongobecken die viertägige Woche und im Sudan die sieben- und neuntägige Woche vorherrscht. Die Woche gliedert sich also demnach in zwei verschiedene Teile, von denen der erste Teil die vier den bestimmten Göttern geweihten Tage enthält, während der zweite einen heiligen Tag hat, der gewissermaßen in der Mitte steht. Sehr wichtig ist nun die Angabe, die ich von einem Manne aus Alt-Ojo

erhielt, der zufolge nämlich an allen vier Tagen vordem nicht je einer, sondern vier Götter verehrt wurden, dies also zusammen eine Verehrung von 16 Hauptgöttern ergab.

Vergleichen wir nun die eine Seite der Woche, so sehen wir sich einander folgen: 1. die Verehrung des im Osten wohnenden Edschu, 2. die Verehrung des im Norden wohnenden Ogun, 3. die Verehrung des im Westen wohnenden Schango, 4. die Verehrung des im Süden wohnenden Obatalla. Wir sehen also, daß diese Gliederung genau dem Bilde entspricht, das wir von der Stellung der vier Hauptodu auf S. 284 gewonnen haben. Aber wir sind in der Lage, noch ein anderes Vergleichsmoment heranzuziehen. Bei Ilescha gab es in alter Zeit einen Hügel, der als ganz besonders heilig galt, und um den herum dementsprechend eine Stadt gegründet war. In der Mitte des Hügels war der Beschreibung nach ein Denkmal errichtet, das vier nach den verschiedenen Himmelsrichtungen gewandte Köpfe zeigte. Diese vier Köpfe mußten in regelmäßigen Zeitabständen viermal im Jahre beopfert werden, und zwar ward jedesmal ein kleines Kind dargebracht. Als Opfertage wurden mir angegeben: im Juni ein Opfer für den nach Osten gewandten Kopf, im September ein Opfer für den nach Norden gewandten Kopf, im Dezember ein Opfer für den nach Westen gewandten Kopf, im März für den nach Süden gewandten Kopf. Dazu bemerke ich, daß der Priester, wenn er mit seinen Anhängern um den im Hofe des Edschuheiligtumes errichteten kleinen Erdhügel den zeremoniellen Tanz aufführt, zuerst auf der Ostseite ein Opfer darbringt und dann nach Norden, Westen und Süden herumschreitet. Vergleichen wir damit unsere anderen Angaben, so sehen wir, daß genau ebenso den vier Köpfen auf den Hügeln bei Ilescha in den vier Vierteln des Jahres geopfert wurde, und daß in genau derselben Reihenfolge die Wochentage heilig sind, nämlich der erste dem im Osten wohnenden Edschu, der zweite dem im Norden wohnenden Ogun, der dritte dem im Westen wohnenden Schango, der vierte dem im Süden wohnenden Obatalla. Eine größere Uebereinstimmung ist unmöglich. Die Reihenfolge der Gebete (der sakrale Turnus), die Bedeutung der Formen des Kultgerätes, die Reihenfolge der Wochentage, die Reihenfolge der Jahreszeitenopfer und die Umwendung beim Gebete (der sakrale Turnus also), entsprechen einander ganz haarscharf.

Aber noch mehr. In der Legende, in welcher erzählt wird, wie Edschu seiner Zeit in den Besitz der Ifakerne gekommen ist, wurde angegeben, daß der Gott die Geheimnisse und die Wahrheiten der Würfel auf einer Wanderung, und zwar im Verlaufe eines Jahres

an 16 Stellen in Erfahrung bringen müsse. Also treffen wir hier wieder die 16 Götter, die dem viermalviergliedrigen Systeme genau entsprechen, die 16 Götter, von denen die Ursprungslegende sagt, daß sie einstmals gleichzeitig von Jemaja in Ife geboren worden seien, die 16 Götter, die genau den 16 Odus des ganzen Orakelsystems entsprechen.

Wir haben also ein System, das in einem Hauptwege, der Sonnenfahrt entsprechend, den Osten mit dem Westen, und auf dem zweiten Wege den Süden mit dem Norden verbindet. Ein System, welches das Weltrund im Kreislauf von Osten über Norden gehend umschreibt. Die Mütze auf Edschus Haupt, die vier Köpfe auf den Ifabrettern, der Inhalt der Kofferausschalungen entsprechen einander ganz genau. Wir haben also nicht eine Gruppe zusammengewürfelter Einzelheiten vor uns, sondern ein großes System, eine Weltauffassung, deren Zusammengehörigkeit heute den Eingeborenen zwar nicht mehr bekannt ist, aber aus den Einzelheiten noch mit großer Leichtigkeit rekonstruiert werden kann. In diesem Systeme ist uns der Grund geboten, weswegen das System der Götter, sowie jede Einrichtung des politischen und des sozialen Lebens von einem Rechts und einem Links ausgeht, da eben die Welt, entsprechend der Direktion der Hauptstraße, auch in ein Rechts und ein Links zerfällt.

Verbreitung der Weltbildidee in Westafrika.

Ehe wir die Schilderung des Weltbildes der Joruben abschließen, ist es aber wichtig, die Frage aufzuwerfen, ob diese Vorstellung der Vierteilung der Welt in Afrika allein bei den Joruben heimisch ist, oder auch bei anderen Afrikanern. Da muß ich sagen, daß ich außerhalb des eigentlichen Nigergebietes bisher nichts Entsprechendes gefunden habe. Dagegen vermag ich auf zwei Anschauungen hinzuweisen, welche eine gewisse Verwandtschaft mit solchen Ideen belegen. Schon eine bei den Songai, von denen ich bei Mopti folgende Erklärung in bezug auf die Weltanschauung gewann: Im Himmel gibt es acht Wesen, welche den Regen auf die Erde senden. Zwei heißen Gala und wohnen im Osten, zwei heißen Sala und wohnen im Westen, zwei heißen Arba und wohnen im Norden, zwei heißen Mika und wohnen im Süden. Je nach dem Vorherrschen der entsprechenden Paare gibt es Regen oder Trockenheit. Im allgemeinen gilt als Anführer Gala, und zwar Gala-Babila. Welchen Gegenden die einzelnen Götter präsidieren, haben wir gesehen, welchen Jahreszeiten, das vermochte ich nicht mehr festzustellen.

Ferner fand ich ein ähnliches System bei den Mande, und zwar dasselbe, von dem ich oben schon gelegentlich des Gewittergottes sprach. Saga-djigi, Tulluguri, Kunato und Fianto heißen hier die

vier Himmelsgötter. Von diesen wohnt Saga-djigi, der Gewitterwidder, im Westen, also wie bei den Joruben, während von den drei anderen eine entsprechende Verteilung nach den drei Himmelsrichtungen den verschiedenen Angaben nach schwankt. Aehnliche Anschauungen haben auch die Malinke. Wir sehen also, daß von Senegambien aus eine gleiche Vorstellung bis über den mittleren Niger hinaus bei den Völkern, die nahe am Strome wohnen, noch heimisch ist, daß sie sich aber am unteren Niger bei den Joruben in vollkommenster Ausbildung erhalten hat. Ich werde Gelegenheit haben, über diese Verteilung anderweitig zu sprechen, betone aber hier, daß für die Beurteilung der afrikanischen Heimat oder des Einzuges in Afrika wesentlich sein muß, Ausläufer in den Nachbargebieten zu finden.

Die größte und wichtigste Frage ist nun für uns die, ob wir irgendwo in der alten Kulturwelt ein annähernd gleiches Weltbild wiederfinden.

□ □

Templum; Sinn und Verbreitung der Weltbildidee im Altertume.

Im Jahre 1869 veröffentlichte ein Gelehrter mit Namen Heinrich Nissen ein Buch, welchem er den Namen gab: „Das Templum". In diesem Werke, einem der bedeutendsten kulturgeschichtlichen Bücher des vorigen Jahrhunderts, legte der Verfasser dar, in welcher Weise im Altertume die Grundsteinlegung altitalienischer Städte, Kriegslager, Tempel und auch Häuser unter Anpassung an das Gelände erfolgte. Es wurde ein Weg angelegt, der von Osten nach Westen verlief, und Decumanus genannt wurde. Er wurde von einem zweiten Wege geschnitten, der von Norden nach Süden verlief und Cardo hieß. Nach diesen vier Himmelsrichtungen war nicht nur die Gliederung der Siedlungen orientiert, sondern ihm entsprechend wurde auch die Verehrungsstätte angelegt. Bei den Römern finden wir dementsprechend vier Hauptpunkte, bei den Etruskern, von denen die Römer die Grundlage des Systems erhielten, finden wir 16. Eine jede Gründung dieser Art stellte derart das Templum, d. h. wenn wir es frei dem Sinne nach übersetzen, das Weltbild jener alten Zeit dar. In ihm kam zum Ausdruck der Glaube an eine Vier- resp. Sechzehnteilung der Welt, wobei angenommen wurde, daß jedem der vier Teile eine Gottheit präsidiere. Die alten Etrusker, die bekanntlich außerordentlich gläubige Menschen waren, richteten nun ihr ganzes Leben nach den Gesichtspunkten ein, welche ihnen die Wahrsager aufstellten. Diese Wahrsager hatten aber u. a. eine Art des Orakels, bei dem nach dem Niederfallen der Blitze die Zu-

kunft und der Wille der Götter eruiert wurde. Sie hatten das ganze Weltbild, also den Horizont, in 16 Teile gegliedert, und je nach dem Abschnitt, in dem ein Blitz vom Himmel herabschoß, und nach der Art, wie diese Blitze aufeinander folgten, wurde die Zukunft und der Wille der Götter erklärt. Diese Grundlage des Weltbildes haben die alten Tyrrhener seinerzeit bei ihrer Wanderung aus Kleinasien mit nach Etrurien gebracht. Die Untersuchungen von Hommel und Milani haben gezeigt, daß im alten Babylonien, in Troja und Etrurien diese Weltbilder genau den Kultus und das Verehrungswesen leiteten.

Vergleichen wir diese Weisheit, die in Etrurien und in der etruskischen Religion wohl am besten aus dem Altertume der Nachwelt erhalten ist, mit unserem jorubischen System, sd erkennen wir ohne weiteres, daß der Decumanus der Hauptstraße der Joruben, daß der Cardo dem zweiten Wege unserer atlantischen Völker entspricht. Wir sehen fernerhin, daß dem Orakel der sechzehngliedrigen Blitzablesung das Orakel der 16 Odu vollkommen entspricht. Wie die 16 Götter die 16 Himmelsrichtungen in Etrurien bewohnen, so auch im Jorubalande.

Wir können die Uebereinstimmung bis in ganz feine Gliederungen hinein verfolgen. Wie die Joruben, so hatten alle Träger der alten Weltbildidee, der Vorstellung vom Templum, eine fünftägige Woche, die erst später, anscheinend durch das Uebergreifen südsemitischer Elemente, zu einer siebentägigen erweitert wurde. Ich möchte hier wenigstens kurz darauf hinweisen, daß in jener alten Zeit, welche sehr weit zurückgelegen haben muß, auch Völker, deren Beziehung zum asiatischen Kulturzentrum sonst schwer nachzuweisen ist, Reste dieser Templumsidee besessen haben müssen. So z. B. die Indogermanen des Nordens. Auch sie hatten ursprünglich eine fünftägige Woche. Und zwar präsidierten auch bei ihnen über die entsprechenden Tage entsprechende Götter. Wenigstens bei drei Gottheiten läßt sich eine schlagende Uebereinstimmung mit den Jorubengöttern klar nachweisen. Dem früher mächtigsten Gotte Donar entspricht Schango. Dem „nach Süden gewandten Himmelsgotte" Wotan entspricht Obatalla. Und dem Schwertgotte entspricht ganz genau unser Ogun. Diese Schwertgötter des Nordens werden wieder genau wie im Jorubalande unter denselben Zeichen bei vielen germanischen Stämmen, dann bei den Skythen und im Süden in Mars, dem Ahnherrn des Romulus, verehrt. Auf eine kleine Differenz, die vielleicht gerade der Abweichung halber wichtig ist, soll aber noch hingewiesen werden. Wenn die alten Römer beteten, so wendeten sie sich

dem Laufe der Sonne entsprechend von Osten über Süden dem Westen zu, also rechts herum. Plinius berichtet eigentümlicherweise: „Beim Anbeten bringen wir (Römer) die rechte Hand an den Mund und wenden den ganzen Körper (rechts) um, was in Gallien nach der linken Seite geschieht." — Nun entspricht aber, was sehr bezeichnend ist, die Sitte, sich beim Beten in einer bestimmten Richtung zu wenden, bei den Joruben genau dem Gedankengange der Römer und Gallier; im speziellen aber in der Wendung nach links der gallischen Sitte.

Also sehen wir, alles in allem, eine vollkommene Uebereinstimmung des Weltbildes, des Zeremoniells und der Grundanschauung. Wir sehen, daß die Religion unseres atlantischen Gebietes nicht nur in den Einzelheiten, sondern auch in ihrem ganz ureigentümlichen Grundwesen unbedingt als Teil der Verehrungsform eines großen Kulturgebietes aufzufassen ist. Diese merkwürdige jorubische Religion steht nicht allein da. Sie ist genau eingegliedert in das vollendete System eines Uraltertums. — Es ist nicht meine Aufgabe, die einzelnen Teile der in jener Zeit die Welt durchdringenden und überziehenden Kultur in ihren Anregungen und Folgeerscheinungen zu vergleichen und die Altersstufen einzeln zu gliedern. Es ist wesentlich, daß die Tatsache als solche erkannt ist, und wir können auf Probleme und Fragestellungen hinweisen, deren Lösung und Beantwortung gleichbedeutend sein wird mit einer enormen Vertiefung der Weltgeschichte.

Das ist die Bedeutung dieses Weltbildes, das ich bei den Joruben entdecken konnte.

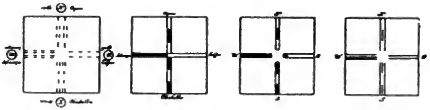
Wie umfangreich die Ausdehnung jener alten Weltvorstellung und die expansive Kraft jener alten Kultur gewesen sein mag, dafür möchte ich wenigstens noch einen Beweis erbringen.

Am Schlusse dieses Kapitels bringe ich eine Abbildung, bei der ich vier verschiedene Kreuze nebeneinander stelle. Das erste zeigt uns das Weltbild, wie es mein Jorubapriester in den Sand gezeichnet hat. Als er damit fertig war, sagte er: „Man kann das Weltbild auch auf zwei Stöcken darstellen, und zwar entspräche die Herrichtung der Stöcke dann ganz genau der Oduausbildung. Nämlich überall da, wo ein Odu nur mit einem Strich markiert sei, müsse die Rinde entfernt werden. Da wo sie mit Doppelstrichen dargestellt sei, müsse die Rinde belassen werden. Es entsteht so ein Bild von vier Stockteilen, dessen rechtes ganz weiß und rindenbar, dessen linkes ganz dunkel, weil rindebelassen ist. Von dem oberen Ende des Kreuzes sind die Endstücke entrindet, bei dem unteren das Mittelstück." Das Bild entspricht, wie der Leser sich vergegenwärtigen möchte, in der Tat genau der Darstellung des Odubildes, soweit es das Ifabrett erläutert.

Als dritte Figur habe ich nun die vier Würfel des Spieles der Pueblo in Arizona in Amerika daneben gezeichnet. Genau in der Richtung, wie sie die Himmelsgegenden nach der Legende und dem Kultusverfahren dieser Indianer andeuten. Weitere Worte kann ich mir ersparen. Als viertes Kreuz endlich habe ich ein Stück ausgewählt, welches von der anderen Seite der Erde stammt, nämlich aus Korea. Die Koreaner symbolisieren die vier Himmelsgegenden ebenfalls durch Striche wie die Joruben. Da sehen wir denn, daß im Osten durch Weglassung des dritten Innenstriches die absolute Helle dargestellt ist, die absolute Dunkelheit des Westens durch Einführung eines Striches in ganzer Länge, die Helligkeit im Süden durch mittlere Unterbrechung des Mittelstriches am unteren und die Helligkeit im Norden durch Abbrechung des dunklen Striches an den Enden des obersten Flügels.

Es gehört stets ein gewisser Mut dazu, auf das Forum der Wissenschaft derartige Anregungen zu werfen. Ich möchte mich aber insofern salvieren, als ich ausdrücklich betone, daß ich meine edlen Joruben weder zu den Altvorderen der Indianer Amerikas, noch etwa zu den Nachkommen der alten Koreaner machen möchte. Aus uralter Zeit hat sich an den Grenzen der Oekumene ein Rest hochbedeutungsvoller umspannender Weltauffassung erhalten. Aus diesem Reste wird es den einzelnen Fachgelehrten vielleicht gelingen, den historischen und vorgeschichtlichen Zusammenhang zu erkennen.

Als ein eminentes Monument ragt das Weltbild der Joruben aus jener Zeit in das Heute herüber.



Anordnung der 4 Hauptodu bei den Joruben.

Das Weltbild bei den Joruben in Stabform dargestellt.

Die Weltordnung nach Würfeln der Pueblo in Arizona.

Die Zeichen der 4 Himmelsrichtungen bei den Koreanern.



Wie die zeremonialfreudigen, vornehmen Ifeherren den Oni begrüßen.
(Zeichnung von Carl Arriens.)

Vierzehntes Kapitel.

Die heilige Stadt.

Der Name und die Lage der Stadt. — Das altertümliche Bild der Stadt und das Wesen seiner Bewohner. — Der Palast des Oni, das Zeremoniell bei Hofe und die Macht des Prälaten. — Die hohen Würdenträger und ihre Quartiere im Stadtbilde. — Die Schöpfungssage. — Uebereinstimmung der Stadtgliederung und Sippen- und Göttergliederung in Ife und im jorubischen Weltbilde.

Näher und näher rückt uns die Frage, was diese wundersame Uebereinstimmung der Kultur zu bedeuten habe. Die Gedanken überschlagen sich wirbelnd in Verfolg all der Perspektiven, die sich hier eröffnen. Kalt und ruhig müssen wir aber herantreten, um nicht im letzten Augenblick den sicheren Weg der Erkenntnis aus dem Auge zu verlieren und in die Irrwege zu geraten, die sich so leicht dem freudig erregten Entdeckerherzen öffnen. Alle die Fragen, die sich hier aufdrängen, schieben wir deswegen noch einmal zurück. Wir müssen noch einmal zur einfachen Beschreibung zurückkehren, wollen noch einmal uns den Zustand der Dinge von einem anderen Gesichtspunkte aus vergegenwärtigen, ehe wir an die letzten Schlußfolgerungen herantreten. Wir schieben all die Probleme, die sich uns eröffnet haben, beiseite, und gehen über

zur Schilderung der heiligen Stadt, die heute bei allen Joruben als geistiger Mittelpunkt des westafrikanischen Weltbildes gilt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Name der heiligen Stadt.

Der eigentliche Name der Stadt, in der es uns gelang, die ersten Spuren einer hohen Kultur und höheren Kunstform als Reste eines vorgeschichtlichen Altertumes nachzuweisen, ist genau geschrieben: Ilifse, d. h. nach der Volksethymologie: (Ile = Haus) Haus Ifas oder auch Haus der Palmkerne. Das Volk spricht schlechtweg von Ife, was eine Abkürzung sein dürfte, die auf der englischen Generalstabskarte irrtümlich in Ite verwandelt ist. Im übrigen lernte ich noch andere Bezeichnungen kennen. In Ibadan nannte man als heiligen (heilig = osche) Namen der Stadt zunächst Illai, dann Illoni und endlich Illokun. Die erstere Benennung ist gänzlich zu verwerfen. Die Illai oder besser Illari sind Beamte und Pagen des Priesterkönigs, die überallhin ins Land gesandt werden, um die Befehle des hohen Herrn zu überbringen. Daher soll die Bezeichnung Illai kommen, die aber schlecht und auch so gut wie verschwunden ist. Nur alte Leute wissen, daß sie zur Zeit eines jetzt längst verdorrten Johannistriebes aufkam, als man sich scheute, den wahren Namen der Stadt auszusprechen. Illoni oder Ille-oni, d. h. die Stadt des Oni, des Papstes der Joruben, hat mehr Berechtigung, ist aber auch mehr eine Umschreibung, als ein echter Name. Dagegen hat der heilige Name Illokun ein ebensolches Recht wie Ilifse. Illokun, richtiger Ille-olokun, d. h. „Stadt des Meergottes", ist ein Name, der wohl ebenso alt ist wie Ilifse oder Ife. Ich hörte ihn nur dreimal: Einmal in Atakpame (also in der deutschen Kolonie Togo), einmal in Wagadugu (im Mossilande in der Mitte des Nigerbogens) und einmal in Lagos. Im eigentlichen Bannkreise der Stadt und in dem weit über das Land hin ausgedehnten Wirkungskreise des heiligen Oni wird er nicht mehr gehört. Ifa hat den Gott Olokun überwunden, wenigstens dem Namen nach. Ich habe den Eindruck gewonnen, als ob die beiden Namen Ilife und Illokun gleich alt sind. So bietet allein schon der Name dieser Stadt eine reiche Fülle von Anregungen zum Nachdenken. In ihrer Mannigfaltigkeit spiegelt sich der Wechsel historischer Umformungen und die Kompliziertheit der, wenn auch noch so einheitlichen Auffassung des Weltbildes. Und aus dem bunten Gemenge der Namen erkennen wir eigenartige, historische und geistige Tiefe.

Diese Mannigfaltigkeit der Namen und der daraus erkennbare Wechsel läßt aber noch etwas anderes erkennen: Einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Namenswechsel in Westafrika und der

Namensstarre am Nordrande des Erdteils. Namen, die in Marokko, Algier und Tunis, in der Cyrenaika und Aegypten schon in der arabischen Zeit leicht verknüpfbar mit klassischen Erbstücken waren, Namen, die dort als solche schon aus der Zeit vor der christlichen Zeitrechnung stammen, sind heute noch lebendig. Wir vermögen deshalb historisch anzuknüpfen, was wir in Westafrika nicht können. Die Namen, die die alten Römer und Griechen den Städten dort im Nordlande gaben (oder auch, die sie vorfanden), sind heute noch leicht wiederzuerkennen, und das Alexandria des großen griechischen Stadtgründers hat heute noch bei uns den gleichen Namen und erlitt bei den Arabern die leichte Umwandlung in Iskandria. Weshalb das so ist, das vermögen wir leicht zu erkennen. Die kulturgeschichtliche Entwicklung unserer Zeit knüpfte hier eben an die des Altertums unmittelbar an. Es hat in dieser Beziehung nie eine Unterbrechung stattgefunden; wohl haben Herrscher und herrschende Völker gewechselt, wohl haben die leitenden Kulturgedanken und Kulturformen sich in aller möglichen Weise umgewandelt, aber die Beziehung als solche blieb ununterbrochen, und das Fundament der Kultur bedeutet für das Altertum in jenen Ländern dasselbe, was es heute ist.

So sind die nordafrikanischen Orte und Volksnamen durchaus ererbt, starr, historisch greifbar, zeugniskräftig. Und solche Zeugniskraft ist überhaupt charakteristisch für alle Namengebung in allen jenen Nordländern. Hierfür will ich ein Beispiel geben, um den westafrikanischen Gegensatz deutlicher zu machen. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts nannten die Nubier und Aegypter alle Leute, die von Timbuktu oder dem Nigerbogen oder aus den Haussaländern nach Osten kamen, also alle auf diesem Wege nach Mekka befindlichen Pilger Tekrori (oder ähnlich). Heute werden sie Fellata genannt. Ein altes Reich Tekrur bestand im Nigerbogen, südwestlich von Timbuktu, im Anfange des Mittelalters. Es ist schon seit langer, langer Zeit nicht mehr vorhanden. Der Name blieb aber, weil die Beziehung nie aufhörte. Erst als die enorme umwälzende Kraft der Fullani oder Fellata dem westlichen oder zentralen Sudan ein anderes Antlitz gab, begann der neue Name Fellata sich einzubürgern, und heute, nachdem die Fellani keine staatenbildende Rolle mehr spielen, ist er üblich geworden. Das sind Beweise fester, ununterbrochener Beziehung.

Ganz anders in Westafrika. Schon in den Geschichtsbüchern der Araber wechseln die Namen stark. Die rapide vor sich gegangenen Umwälzungen haben keinen Namen bis zu dokumentaler Kraft und

traditioneller Festigung kommen lassen. Sie schwanken. Das beweist uns, daß diese Länder lange Zeit hindurch von den Beziehungen zum Mittelmeere und von den Beziehungen zur Ostkultur abgeschnitten waren.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die geographische Lage Ilifes ist so bemerkenswert und eigenartig, daß wir aus ihr allein schon die merkwürdige Tatsache verstehen können, daß aus klassischer und vorchristlicher Zeit eine Stadtanlage bis heute absolut die gleiche bleiben konnte. Ilife liegt im Quellgebiet des Oniflusses, und zwar westlich einer Hügelkette von Granitköpfen. Am Fuße dieser Kuppe dehnt sich ein schwammiges Land aus, welches eine Unzahl von Quellen und rieselnden Wasseradern, von Sümpfen und Morästen in bunter Abwechslung aufweist. Die Lage Ifes.

In der Mitte dieser wasserreichen Landschaft liegt auf einer leichten Anhöhe, die nur eine einzige Kuppe (den Elle-sije) aufweist, die heilige Stadt. Als wir von Ibadan nach Ilife kamen, mußten wir einen Damm passieren, der durch ein mehrere Kilometer langes Sumpf- und Quelland geführt war. Will man weiter nach Westen über Modeke marschieren, hat man einen Sumpf zu überschreiten. Sumpfland ist nach Ilescha hin zu kreuzen; in Sumpfland kommt man, wenn man über das Ibenaheiligtum hinaus nach Südosten wandert; Sumpf ist im Süden. Also liegt die Stadt ziemlich unverrückbar in Sümpfe eingekeilt. Sie ist aber dadurch nicht nur fest gelagert; sie ist für einfache, afrikanische Kriegsverhältnisse so gut wie uneinnehmbar. — Der Fluß Oni aber, der nach Süden durch die Lagunen in das Meer abfließt, hat seinen Namen von der sicheren Lage des Wohnortes seiner Heiligkeit des Oni.

Infolge dieser Lage ist aber Ilife auch durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Gewaltige Wälder und herrliche Bananenhaine sind die Zeugen. Weit dehnen sich, zumal nach Ilescha hin, die Felder aus. Es ist von bedeutendem kulturgeschichtlichen Interesse, daß die Ilifeleute sich fast nur von Mais und Bananen nähren, sogar heute, zur Zeit des großen Verkehrs, daß Jams sehr selten und teuer, daß Sorghum aber in der Stadt überhaupt nicht mehr vorhanden ist. Die Ilifer sind ein ausgesprochen maisessendes Volk. — So liegt Ilife an der Nordgrenze der westafrikanischen Küstenländer. Als wir nach Norden, nach Ede, einmarschierten, kamen wir in der Mitte zwischen Ilife und Oschun in die typische Grassteppe, der kein Waldriese mehr angehört. In Ilife besteht die Oberdecke der Dächer noch aus Blättern, in Ede aber lediglich aus Stroh.

Anderseits bietet aber Ilife selbst wieder einige gute Symptome der Einwirkung und der Nähe des Steppenlandes: Im Hofe des Königspalastes und an einem Markte stehen wundervolle Baobabbäume, Wahrzeichen kultureller Beziehung zum Norden. Es waren die südlichsten, durchaus vereinzelten und augenscheinlich angepflanzten Exemplare ihrer Art, die ich auf dieser Reise kennen lernte.

Das sind die wesentlichsten geographischen Grundlagen, die uns die Lebensdauer dieser Stadt, wenn auch natürlich nicht erklären, so doch wenigstens verständlich machen.

□ □

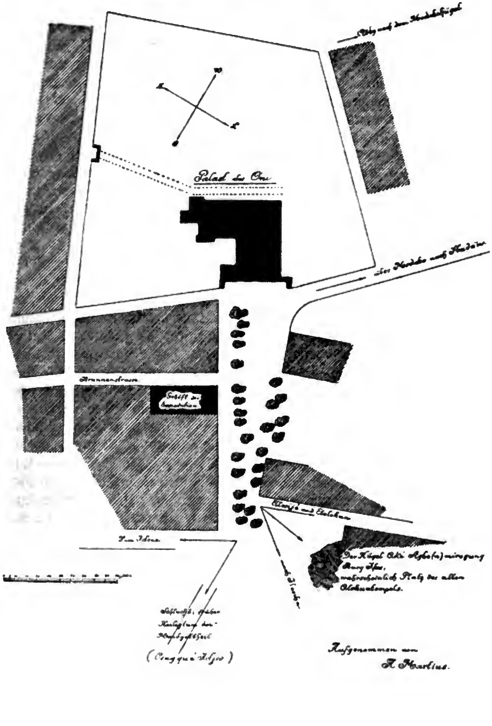
Das Bild der Stadt und das Wesen ihrer Bewohner.

Die heutige Stadt ist gebaut wie alle Städte der zentralen Joruba. Sie setzt sich zusammen aus einer großen Anzahl Gehöftsanlagen von verschiedener Ausdehnung, die aber durchweg die Charakterzüge ererbter Wohlhabenheit tragen. Man sieht sowohl die häßlichen Symptome modernen, negerhaften, lagosgeborenen Parvenütums, als auch die Spuren wirklichen Verfalles ganz außerordentlich selten. Hier sind noch nicht die mächtigen Gehöfte alter Patriarchen weggeräumt, um neuen Aufkömmlingen und ihren absurden Affenkäfigen Platz zu machen. Das gewaltige Blätterstrohdach herrscht noch in Ife, und die Stadt hat bis heute nur zwei Wellblechdächer.

Zwei ziemlich parallele Hauptstraßen verlaufen von Modeke nach den Zentren der Stadt. Sie sind breit genug, um dem Getümmel des wirtschaftlichen Lebens Raum zu bieten. Hier und da erweitern sie sich zu Märkten. Aber wenn neben jedem Marktplatze in Ibadan ein oder mehrere Heiligtümer von Orischas gelegen sind, so ist das in Ilife nicht der Fall. Die großen und wichtigen Gottheiten wohnen alle der Stadtmauer nahe, innerhalb der Peripherie.

Wenn der Haupthandelsverkehr an diesen weiten Straßen sich abspielt, so soll damit nicht gesagt werden, daß nicht auch anderweitig gehandelt werde. Kleine Kaufstätten findet man in der Brunnenstraße und an den Wegen nach Ebolokun, dem Idenaheiligtume und an der Ileschastraße. Nur bei e i n e r bedeutenden Anlage wird so gut wie kein Handel getrieben, was sehr vornehm wirkt; das ist der Platz vor dem Onipalaste. Vor dem Palaste des kirchlichen Fürsten darf niemand sitzen; auf dem Platze selbst weiden nur dann und wann die Ochsen Seiner Heiligkeit, und nur da, wo der Ebolokunweg abzweigt, hökern einige alte Weiber.

Lageplan von Ife.



Die Stadt scheint durchaus nicht ebenmäßig gebaut. Hier und da trifft man auf eine Trümmerstätte, wenn auch viel seltener als in dem den modernen Wirtschaftskrisen unterworfenen Ibadan. Aber die geographische Lage bringt dafür angenehm anzuschauende Abwechselung: hier und da ein Wässerlein, einen Sumpf, einen Bananenhain und höheren Baumwuchs. Am üppigsten entwickelt sich solche tropische Pracht an den beiden Straßen nach Ebolokun und dem Idenaheiligtume. Hier wandert man auf langen Strecken zwischen hohen Blätterwänden und unter mächtigen Palmen und wohlerhaltenen Urwaldruinen. Die „heilige" Palme ragt hier und da empor, und ein aus ihren Kronen gebildetes Blättertor führt dann zu jenen heiligen Nebenstraßen und Plätzen, die ich weiter unten schildern will.

So kann es denn kein Zweifel sein, daß schon diese ganze Anlage und Bauweise der Stadt Ilife den Charakter einer wohltuenden Würde verleiht. Und wenn ich das ganze Leben und Treiben, den Gesamteindruck der Palmen- und Götterstadt zusammenfassen soll, so kann ich zwar nicht von etwas Großem und Erhabenem sprechen, das liegt hier zu tief vergraben im Erdreich und Schutt der Jahrhunderte, wohl aber von einer träumerischen Vornehmheit, die in solcher Hinsicht durchaus an die Weltfremdheit einer seitab vom großen Tagesleben gelegenen mitteldeutschen Residenzstadt gemahnt.

So das Stadtbild, dessen Wirkung durch die gewaltigen Ruinen des Palastes Seiner Heiligkeit und durch das Bewußtsein traditioneller Vergangenheit noch gehoben wird. So auch die Bewohnerschaft, die ihrem Wesen nach so altertümlich ist, wie sie sich der Kenner des jorubischen Landes nur wünschen kann. Tracht und Gestus wirken hier zusammen. Hier fällt nicht der Ladenschwung von Lagos Gnaden unangenehm auf die Nerven. Hier dominiert die Achtung vor den alten Würdenträgern! Diese Leute sind noch nicht so abgehetzt, daß sie gerade nur noch Zeit zum Schnapsgenuß erübrigen. Hier wird nicht nur vom Geschäft geredet; hier wird vor allem außerordentlich stimmungsvoll, wenn ich auch nicht gerade sagen will, sehr gehaltreich, geschwiegen. Schweigen und Grüßen sind die beiden großen Betätigungen der Herren in Ilife.

Das Schweigen brauche ich nicht besonders zu schildern. Es kann zuletzt an jedem Biertische einer jeden europäischen Klein- und Großstadt mit der gleichen Würde betrieben werden, wie in Ilife. Anders verhält es sich mit dem Gruße, dessen verschiedene Varianten uns allerdings in Europa als etwas sehr Merkwürdiges auffallen würden. Schon andere Jorubenstämme müssen als vorbildlich höflich im Gruße, ja nach unserem Begriff als etwas weitgehend hierin,

bezeichnet werden. Die Ilifer haben aber in leichter Variierung eine so sublime, feinnüancierte Art im Zeremoniell geschaffen, daß jeder Kenner, sei er nun fürstlicher Zeremonienmeister oder königlicher Ballettmeister, seine wahre Freude daran haben müßte. Leider bin ich in diesem Fache außerordentlich Laie, und ich kann hier nur vom Effekt sprechen, nicht aber von der feineren Unterscheidungstechnik. Aber wenn eine Iliferin oder ein Ilifer sich begrüßen, sei es durch einfachen schlichten Hofknicks (der hier die bescheidenste Bewegungsart im Gruße ist), sei es durch Niederknien, sei es durch Sichaufdengrundwerfen, sei es im Stirnbodenkuß, gleichviel, immer liegt eine Gemessenheit, eine Großartigkeit, eine Würde, eine ernste Hingabe darin, die jede Geste, jeden Faltenwurf, die das Ganze als durchaus bedeutungsvolle und wesentliche Sache erkennbar werden läßt. Ohne jede besondere Verschwendung von Aufmerksamkeit muß allein schon hierin jeder Beobachter die ganz auffallende Würde und die Gemessenheit und Wichtigkeit wahrnehmen, die die vornehmeren wie die ärmeren Eingeborenen den Verkehrsformen beimessen.

Eine so auffallende Würde, eine Art, das Kleid und den Schal und den Rock zu bewegen und zu werfen, eine Kunst in der Gestaltung ihrer Bewegungssilhouette haben diese Menschen, daß der Zuschauer zunächst mit Recht zu der Ueberzeugung kommt: Diese Menschen müssen ungemein viel Zeit übrig haben. Und einmal bei solchem Gedankengange angelangt, fragen wir weiter, wie denn das ganze Leben aussieht, das hinter dieser schönen und durchaus einmütigen Maskerade sich abspielt. Das ist meist eine schwierige Frage, aber sie ist im vorliegenden Falle nicht unschwer zu beantworten. In den vorhergehenden Kapiteln habe ich die von der alten Kultur zeugenden Geisteseigenschaften und Verwertung des Intellekts der Joruben ja schon als sehr hochstehend geschildert. Die Ilifer sind durchaus Joruben, und als solche im allgemeinen den anderen auch gleichgeartet. Aber ebenso wie die guten Bürger einer europäischen, seitab der Verkehrsstraße gelegenen Provinzialstadt von den Bewohnern der Riesenstädte desselben Landes abweichen, ebenso die Ilifer von den Ibabanern oder Lagosern. Das Ifevolk ist, um es besonders auszusprechen, als Volks- und Rassentypus im allgemeinen der Bürgerschaft anderer Jorubastädte als gleichbedeutend zur Seite zu stellen, seiner Erziehung und Ausbildung nach aber jedenfalls als zurückgebliebener, interessenärmer, reaktionärer und hinterwäldlerischer zu bezeichnen. Andererseits sind die Ilifer fraglos ausgeglichener, charakteristischer und insofern auch dem Typus und Wesen nach vollendeter.

Es liegt im Typus der Ilifer etwas Starres, und als charakteristische Eigenschaft ist mir immer wieder die innere Armut der Leute erschienen. Das ist natürlich für den Kulturhistoriker ungemein auffallend und mag zunächst befremdend und unverständlich erscheinen, wenn man bedenkt, daß Ilife der religiöse Mittelpunkt, oder wie die Bewohner selbst sagen, der „Nabel" des sozial-religiösen Lebens der Joruben, die Stadt des Priesterherrschers, das eigentliche Rom des ganzen Jorubalandes ist. Das klingt widerspruchsvoll; denn reaktionär war die Priesterschaft manches Volkes, aber gedankenarm ist sie doch wohl selten. Gerade das erschien mir aber besonders wesentlich. Hier liegt der Kernpunkt des Rätsels, das diese eigenartige Stadt Afrikas bietet, klar zutage; diese Menschen verwalten ein Erbgut, dessen Entstehung nichts mehr mit der ihnen heute eigenen Art zu tun hat. Das ilifer Volk lagert wie ein schläfriger Drache über dem Golde der vorgeschichtlichen Prunkkammer. Gedankenarm, weil verständnislos, hüten sie die alte Stätte, die ihnen Ansehen, hoheitsvolle Stellung und religiöse Vormacht im Jorubareiche verleiht, einfach, weil sie die alte Stätte bewohnen, weil das Blut ihrer ersten Gründer und Schöpfer in ihrer Masse aufgegangen und verdunstet ist, nicht aber, weil das heute noch vorhandene Wesen etwas anderes als nur äußerliches aus dem Bereich des Altertumes und der Periode geistiger Schöpfungskraft Stammendes herübergerettet hat. Es ist ganz erstaunlich, welchen Stumpfsinn die Leute bei ihrer „Auslegung" den ihnen überall sich aufdrängenden Resten aus alter Zeit entgegenbringen; es ist notorisch, daß die Ilifer in religiösen Dingen die ärmsten geworden sind, weil Steine und Terrakottafiguren ihrem verständnislosen Auslegungsbedürfnis Starrheit verliehen und die Beweglichkeit raubten, jene Beweglichkeit, die beim Beobachten und Bedenken selbstgemachter, vergänglicher und oft zu erneuernder Holzbildnisse eigener Produktion vermehrt, variiert und vielleicht sogar entwickelt wird.

Also erstarrt und verarmt, weil Inhalt und Form hierbei im Zwiespalt liegen. Die Form des Altertums blieb bestehen; aber um den Inhalt lebendig zu erhalten, dazu reichte das eingeimpfte Blut nicht aus; die Symptome des Negertums überwucherten die fremden Pflanzen allzu üppig. Wir werden das in den kurzen, geschichtlichen Notizen, die ich zu gewinnen vermochte, abgespiegelt finden. Die Ilifer bieten jedenfalls unter allen mir bekannt gewordenen Afrikanern, sogar die isolierten Bergstämme nicht ausgenommen, das typische Beispiel geistiger Inzucht infolge mangelnden Kampfes ums Dasein und um die Erhaltung und Förderung

ihres geistigen Besitztumes. Sie wurden eben immer gleichmäßig als Besitzer der ältesten Monumente geehrt und geachtet und geschätzt. Alle Joruben waren darin einig, daß Ife als heilige Stadt geschützt werden müsse. So floß ihnen kein neues Blut zu. So wurden sie nie erweckt zu einer tatkräftigen Handlung. So verkümmerten sie geistig in der gleichen Weise wie alle irdischen und kulturellen Wesen, die mühsam vor Betätigung geschützt werden, und deshalb, weil derart geschützt, verweichlichen, atrophieren und verkümmern.

Wir haben versucht, in die Seele dieser Menschen zu blicken. Nun dürfen wir fragen, ob das im inneren Wesen und an den Werken Beobachtete auch irgendwie aus Physiognomien und Kulturbildung spricht. Ich gebe den anderen Joruben vor meiner eigenen Ansicht den Vortritt. Diese pflegen von den Ilifern zu sagen: „Die Ilifer sind so gelb wie der Kukuruku; sie sind nicht so schwarz wie die anderen Joruben." — Ich kann das nicht entscheiden, einmal, weil auch die anderen Joruben einen ungemein starken Zusatz von gelben Elementen haben, und zwar dies ganz besonders im Adel, so daß man die Joruben unmöglich als „schwarz" bezeichnen kann, dann auch, weil die Ilifer ebenfalls einen recht beträchtlichen Teil dunkler Leute unter sich haben. Also ist die Ansicht der Eingeborenen, wie meist in solchem Falle, generalisiert und übertrieben. Aber das eine stimmt als richtige Beobachtung: die Zahl der gelben Menschen ist unter den Ilifern eine auffallend hohe. Unter „gelb" muß man hier die Hautfarbe der Malaien verstehen, nicht etwa die der Chinesen. Diese auffallend extreme helle Farbe konnte ich nun in der Umgebung des Oni unter hundert Leuten bei fünf, bei Versammlungen der Vornehmen ganz genau entsprechend unter 20 bei je einem Individuum feststellen.

Es ist nicht schwer, die Familien der Adligen bei den Ilifern zu erkennen: Diese sind entweder gänzlich ohne Ziernarbe, was in Westafrika sehr auffallen muß, oder aber sie haben nur eine Linie unter jedem Auge, die dann vom Lid zur Backe verläuft. Nur den Angehörigen solcher Familien, die gar keine oder diese Einnarbenverzierung haben, ist es in Ilife gestattet, die alten heiligen Plätze zu besuchen. Besonders im Bereich der ersteren trifft man sehr viele gelbe, wirklich auffallend gelbe Leute. Arriens hat eine Skizze einer alten Dame entworfen, die ganz ungemein charakteristisch und gut in Farbe und Form getroffen ist; man würde diese alte Frau nie als Afrikanerin, weit eher als eine Eingeborene von Sumatra oder Borneo ansprechen.

Ferner sagen die Joruben: „Die Ilifer reden nicht unsere Sprache.“ Auch das ist übertrieben und sogar falsch. Die Ilifer sind, linguistisch genommen, so waschechte Joruben, wie nur irgendein verwandter Stamm. Sie verstehen sich untereinander so vollständig, wie das bei Abweichungen nur möglich ist. Dennoch hört man manchen recht fremdartigen Ausdruck. Ich stelle hier wenigstens einige wenige einander gegenüber.

Es heißt:

	in Ibadan:	in Ilife:
Mein Freund:	Oremi	Onukumi
Was ist das?:	Etichó?	Kini?
Gib mir:	Besumi!	Mukomi!

Mit Absicht stelle ich gerade diese paar Worte auf, weil sie noch eine andere Sache zur Erinnerung bringen. Die Ausdrücke, die ich hier als Ilifedialekt angebe, wird man nämlich in ganz gleicher Aussprache und Bedeutung im Dialekte der Joruben im deutschen Atakpamelande wiederfinden, und zwar aus dem Munde von Leuten aus Dume, Kamina, Tschetiquo usw. In der Tat scheinen diese beiden Dialekte bis in auffallende Kleinigkeiten hinein sich zu gleichen, und in dieser Uebereinstimmung der Hauptgruppe der Jorubendialekte gegenüberzustehen. Diese Uebereinstimmung zwischen Ilifern und Atakpamern ist aber auch in anderen Dingen zu bemerken. So werden wir gleich die eigenartige Form der Strohmitra der alten Patriarchen kennen lernen. Das gleiche Bild wiederum in Ife und Atakpame. Dann herrschen hüben und drüben auch schon jene Familien mit dem einen Längsschnitt vom Augenlid zum Backenknochen, und endlich nun, um die Sache zum Schlusse zu bringen, geben die deutschen Joruben an, aus Ilife oder Ife zu stammen. Und als Beleg hierfür legen sie auch jene schönen und eigenartigen langen Glasperlen vor, die man im englischen Jorubalande angeblich nur im Heiligtume Olokuns, in Ebolokun, findet, die aber auch in einer bestimmten Gegend des deutschen Togolandes ausgegraben werden können.

□ □

Der Palast des Oni und seine Heiligkeit selbst.

Das, was jedem Besucher des heutigen Ilife am meisten auffallen muß, ist der Palast des Oni, dessen massige Mauern, von welcher Seite man auch kommen mag, einem entgegenblicken. Besonders die Front mit dem schönen, davor ausgebreiteten Platze bietet auch heute noch in ihrer Ruinenhaftigkeit einen imposanten An-

blick. Das Mauerwerk der Fassade ist leiblich erhalten. Aber es ist abgespült, ausgewaschen, haltlos. Es sind gewaltige Mauern, unten über einen Meter stark und über fünf Meter hoch. Von dem weitüberragenden Dachgerüst und der Verandabedeckung sind nur noch klobige Stützbalken, kümmerliches Sparrenwerk und Bambuslatten erhalten. Noch einige Regenzeiten, und das Gerüstwerk ist zusammengebrochen; noch einige Dezennien, und die hochstrebenden Mauern sind ebenso eingestürzt wie die Wälle an den anderen Seiten. Man steigt über Trümmer älterer Mauern und über den Schutt vergangener Jahrhunderte die Stufen zum Tore hinauf. Man findet die mächtige Eingangspforte durch einen schön geschnitzten Türflügel geschlossen, aber — wie bezeichnend! — er ist verkehrt eingehängt! Seit zwanzig und vielleicht mehr Jahren stehen die Figuren der Schnitzereien auf den Köpfen! Wer sieht es? Wen stört es? Stumpfsinn verwaltet eben in Ilife den ererbten Reichtum!

Ein schmaler Vorhof führt auf einen großen Platz, auf dem, wie in alten, so in der letzten der verschiedenen verflossenen Glanzperioden der heilige Fürst Hof hielt. Galerieartige Veranden und Gänge laufen rund herum, und dem Eintretenden gerade gegenüber liegt der Thronplatz des kirchlichen Fürsten. Die Macht und Bedeutung des Oni sind heute so gering, daß er zu seinen pomphaften Festen dieses mächtigen Platzes nicht mehr bedarf. Ein kleiner Raum genügt dem Bedürfnis!

Wir queren den großen, alten Zeremonialplatz, gehen durch ein Tor, durch Gänge und betreten den ersten von den drei kleinen Höfen, die sich nach links hinziehen. Im äußersten, am meisten nach links zu gelegenen thront jetzt der Fürst, dem diese enge Stätte zur Hofhaltung heutzutage gerade paßt. Von da aus führt der Weg in die Privaträume des hohen Herrn, die heute nicht mehr allzuviel Platz einnehmen; leider ist sogar ein moderner Bau im Küstenstil darunter. Dieser steht aber nicht, wie die anderen Teile des Palastes, auf altem, vordem, wie aus allem hervorgeht, aus Brandziegeln gemauertem Fundament.

Das ist jetzt alles! Der Stil entspricht dem allgemeinen Jorubastil, der aus Tembenbau und Satteldachschutz mit Verandenvorbau besteht, und der auch hier mehrere Impluvialanlagen gezeitigt hat. Bei den meisten der Gebäude des Onipalastes kann man sehen, daß auch ältere Mauern schon auf ganz alten, sehr schweren und festgemauerten Fundamenten neu aufgekleistert sind. Daß die ganze Anlage sich in der Neuzeit besonders geändert habe, ist nicht wahrscheinlich. Eine stürzende Mauer wurde immer wieder durch

neue Lehmwände ersetzt. Aber das Ganze ist auf diesem Grundbau eingeschrumpft und außerdem jämmerlich verkommen. Daß einst das Riesengehöft mit Bauwerken vollkommen ausgefüllt war, ist leicht zu sehen. An den Innenseiten der großen Umfassungsmauer erkennt man noch die Löcher, in welche die Tragbalken eingelegt waren; galerieartig umgaben hier Ställe und Gesindehäuser auf der einen Seite, Frauengemächer auf der anderen die Höfe und Rüstkammern, von denen heute nicht mehr als einige Trümmer aus dem hohen Unkraut und Gestrüpp aufragen, und an die der Fuß der königlichen Prinzen manchmal stoßen mag, wenn sie die heutige Bestimmung des internen Palasthofes erfüllen, nämlich, ihre Bedürfnisse darauf zu erledigen. Armer Oni! Armer Palast! Wie seid ihr verkommen! Einst ragte hier ein pomphaftes Gebäude aus richtigen gebrannten Ziegeln, geschmückt mit Ziegelkacheln und allerhand Ornamenten, empor! Einst stampften hier Rosse, einst dampften hier Rauchopfer empor, und manches Menschenleben ist hier unter den Gebeten der höchsten Priester dieses merkwürdigen Landes hingeschlachtet worden.

Andere Zeiten, andere Bilder! Sehen wir erst, was der Oni heute ist, besuchen wir einige seiner Audienzen!

Wir durchschreiten die drei kleinen Impluvialhöfe, die wir nach dem Passieren des alten großen Empfangsplatzes erreicht haben, nach links hin und werden am Ende des letzten unter dem baldachinartigen Verandavorbau zum Sitzen aufgefordert. Vor uns erhebt sich nun eine Nische, die in der Mitte eine geschnitzte Tür aufweist, und zu der zwei hohe, an der ganzen Wand sich hinziehende Stufen emporführen. Nachdem wir uns niedergelassen haben, erscheint ein Illari, der dadurch als solcher charakterisiert ist, daß sein Oberkörper entblößt, höchstens mit einem Umschlagetuch, nie aber mit einer Tobe bedeckt, und daß sein Kopf auf der einen Seite glatt geschoren ist, während auf der anderen die Haare einen Zentimeter hoch bürstenartig emporstehen. Der Illari teilt uns mit, daß der Oni sogleich erscheinen werde.

In der Tat deutet das auch das Auftreten zweier anderer Pagen an (man muß sich diese Illari oder Pagen ebenso wie diejenigen der Mossi, Dagomba, Kotokolli als etwa 20 bis 30 Jahre alte Männer, nicht aber als junge Burschen vorstellen), deren einer mit einem Besen die Mittelteile der Stufen reinfegt, während der andere auf dem Boden davor eine Matte ausbreitet. Ein dritter Illari bringt ein dickes Lederpolster, das vor die Stufen hingelegt wird, und auf dem Seine Heiligkeit nachher Platz nimmt.

Darauf erscheinen schon einige alte Herren, jeder mit einem runden Fellfächer, der meist mit aufgenähten Mustern bedeckt und entsprechend der Längsrichtung des Stieles diagonal zu einem Halbmonde zusammengeklappt werden kann. Dieser Fächer wird als Unterlage vor die unteren Stufen auf die linke Seite neben dem Onikissen hingelegt, und der Alte setzt sich nieder. Diese Alten auf der linken Seite des Kirchenfürsten sind nicht eigentlich derart hohe Herren, wie die nachherkommenden, sondern nur angesehene Familienälteste. Nach ihnen kommt aber aus den geheimen Gebäuden des Hintergrundes der Zug der eigentlichen Prälaten, der Egarese. Sie sind alle mit einer eigenartigen, mitraähnlichen, feinen, strohgeflochtenen Mütze geschmückt. Sie sind sehr alt, treten in Gemeinsamkeit und sehr feierlich auf und lassen sich auf der rechten Seite des Onisitzes vor den Stufen nieder, nachdem sie ihre Fächer untergelegt haben. Eine längere Pause verstreicht, und dann endlich erscheint Seine Heiligkeit! Vor der Oeffentlichkeit ist der Oni stets in reiche, bunt gemusterte, aus europäischen Seidenstoffen hergestellte Toben gekleidet, und trägt auf dem Kopfe eine Mitra aus ähnlichem Stoffe und reich mit Goldborte besetzt. Im Privatleben ist er wie jeder Ilifer in eine Toga gehüllt.

Der derzeitige Oni ist jung, etwa zwischen 20 bis 30 Jahre alt, etwas fett und schwerfällig, ein an sich gutmütiger Herr, seit der Mitte des Jahres 1910 auf dem Throne und dementsprechend noch etwas schüchtern und leicht verlegen. Gleich den Mossiherrschern hat er an sich und von sich aus nicht viel zu sagen, und somit ist es alles in allem kein Wunder, wenn er nicht sehr sicher auftritt, vielmehr zurückhaltend und etwas scheu ist. Dieser kirchliche Fürst tritt zusammen mit seinen Illari auf, die in zwei Reihen hinter ihm in der Nische Platz nehmen, und die ihm, nachdem er sich auf dem Lederkissen niedergelassen hat, Wind zufächeln oder die weite Tobe auf- und niederwehen, so daß sie ihm Kühlung gewährt.

Der Oni sitzt nun ziemlich steif da. Die Anwesenden oder jeder noch Ankommende wirft sich zum Gruße auf die Knie nieder und berührt die Erde erst mit der Mitte der Stirn, dann mit der linken, endlich mit der rechten Schläfe. Das wird dreimal wiederholt. Der Fürst dankt durch ein leises Gemurmel und unmerkliche Kopfbewegung. Nach morgenländischer Art sitzt er möglichst gleichgültig da, und das mag ja einem aufgeweckten, erfahrenen und energischen, will sagen einem verhältnismäßig selbständigen Herrscher nach afrikanischer Art ganz wohl anstehen. Der gegenwärtige Oni ist aber weder aufgeweckt noch erfahren, noch energisch, noch im geringsten selbständig. Und so

Die hohen Würdenträger.

kann seine Gleichgültigkeit und das vorsichtige Hinäugen nach den Alten nicht gerade sehr imposant wirken. Das läßt sich besonders bei jeder Wendung der Unterhaltung und Besprechung bemerken. Der Oni ist in seiner Stellung viel zu vorsichtig, um irgendeine direkte Zusage oder Ablehnung auszusprechen. Wird ihm etwas vorgeschlagen, so sieht er dem alten Sprecher in die Augen, läßt sich das Wünschenswerte einflüstern, betont dann und wann bei passenden Gelegenheiten die Güte und Bravheit der gegenwärtigen Prälaten und Patriarchen und hat im übrigen, wie ich aus seinem eigenen Munde gehört habe, eine heilige Angst davor, daß seine Geschäftsführung den gewaltigen Mummelgreisen mißfallen könnte, und diese ihn demnach mit kräftigen Mitteln aus dem Wege schaffen könnten. Der Oni ist Puppe in den Händen der so harmlos dreinschauenden Alten, genau so, wie so mancher andere Sudanfürst, zu dem die ihn umgebende Greisenschaft ostentativ devot und unterwürfig aufschaut, solange andere anwesend sind, und den sie doch in jeder wichtigen Sache so beeinflussen, wie es ihnen paßt. Dieses Spiel finden wir immer wieder, ganz besonders hier im Onipalast. Man braucht nur über die Reihen der an den Thronstufen entlang hockenden Alten hinzuschauen, um auf den ersten Blick zwar nur den Ausdruck der ehrerbietigsten Ergebenheit, absoluter Gefühlstreue und Unterwürfigkeit zu erkennen, dann aber in jedem Gestus und Gruße eine Ehrerbietung wahrzunehmen, die man kaum anders als mit dem häßlichen Worte „Speichelleckerei" bezeichnen kann. Beobachtet man aber dann länger und eindringlicher, dann nimmt man eine ganz entgegengesetzte Tendenz wahr; man sieht, daß diese Greise ununterbrochen scharf aufpassen, was der hohe Herr nun wohl sagen und tun werde; und an dem gelegentlichen Winken mit den Augen erkennt man, wie eifersüchtig sie über der Aufrechterhaltung und Durchführung ihres Willens wachen. Ja, ja, es sind recht devote Diener!

Geht somit vom Oni selbst keinerlei Kraft im produktiven Sinne aus, so gilt das von seinem Prälatenstabe noch viel mehr. Alle diese Leute kleben lediglich am Alten, am Ererbten, an Privilegien und Ansprüchen und dem sorgfältigen Innehalten von Zeremonien und Zelebrationen, welche beiden letzteren aber durchaus unverstanden und nur immer wieder äffisch nachgeahmt werden. Dabei sind sie augenscheinlich von ständiger Eifersucht geplagt. Jeder beobachtet aufs schärfste den Nachbarn und die anderen Greise und ist offensichtlich darauf bedacht, daß nicht etwa ein anderer einen größeren Machteinfluß auf den Herrscher gewinne, als er selbst. Es ist ein ungemein kleinliches Spiel, ein widerliches Haschen um die kleinsten Erfolge

des Einflusses, ein beständiges Abwiegen der Bedeutung der eigenen Person und der eigenen Familie gegenüber den anderen.

Ich will hier die Schilderung des Hofhaltes damit abschließen, daß ich die Prälaten und Patriarchen aufzähle, und zwar werde ich bei ihnen gleichzeitig die Götter angeben, die sie heute verehren. Man zählt im ganzen 17 Kirchenfürsten, von denen ich die ersten acht wohl besser als „Prälaten", die anderen neun als „Patriarchen" bezeichnen kann.

Prälaten (Egarefe)	1. Igia-rua . . .	diese 5 verehren die gleiche Gottheit wie der Oni selbst, also den Orischa Lajamisan.
	2. Aguro	
	3. Arode	
	4. Djaran	
	5. Gjagu-osin . .	
	6. Arunto	verehrt mit allen seinen Leuten den Orischa Osun.
	7. Abadjo	„ „ „ „ „ „ „ Orimse.
	8. Balorun . . .	„ „ „ „ „ „ „ Omitoto.
Patriarchen (Agbase).	9. Oba-Lara . .	„ „ „ „ „ „ „ Obalufan.
	10. Oba-Lejugbe	„ „ „ „ „ „ „ Orise-teko.
	11. Balea	„ „ „ „ „ „ „ Orisa (La).
	12. Oba-Lasse . .	„ „ „ „ „ „ „ Olu-orogbo.
	13. Oba-Uarra .	„ „ „ „ „ „ „ Elesan.
	14. Okogun . . .	„ „ „ „ „ „ „ Oroninyan.
	15. Olokere . . .	„ „ „ „ „ „ „ Abagede.
	16. Oba-dio . . .	„ „ „ „ „ „ „ Oba-dio.
	17. Awa-okun . .	„ „ „ „ „ „ „ Olokun.

Es war recht schwierig, über die soziale Stellung dieser 17 Herren etwas Spezielles zu vernehmen. Ich will hier versuchen, das wiederzugeben, was aus den Traditionen noch zu erkennen ist. Die Machtstellung und die historische Vergangenheit der Aemter scheint eine recht verschiedene zu sein. Die ersten fünf Herren sind aus dem eigenen Clan der jetzigen Onidynastie, und der Oni darf nichts ohne sie unternehmen. Diese hohen Herren, deren Stellung wie die aller anderen erblich ist, pflegen allmorgentlich im Palaste zu einer ersten Begrüßung anzutreten und mit dem Oni alles zu besprechen; da sie sich auch stets untereinander einigen, so ist er immer informiert über den Willen seiner „Ratgeber". Daß sie bei solcher Audienz sehr devot tun, ändert nichts an der Tatsache, daß sie die eigentlichen Herren der Stadt und des Staates sind.

Während die ersten fünf heute zum Clan des Oni gehören, haben die anderen zwölf ein jeder seinen eigenen Orischa. Sie sind Vorstände von Stadtteilen, die früher mit der Einteilung in Clansiedlungen identisch waren. Die Söhne siedeln sich immer beim Vater, die Brüder aber durchweg nebeneinander an. Wenn nun

diese Aufstellung der Fürsten im Reiche den alten Verhältnissen entsprechend war, so müßten demnach um den einen Wohnsitz des Oni herum zwölf andere Clane gebildet und angesiedelt gewesen sein. Das ist aber nicht so. Der Tradition nach besteht Ife in alter Zeit eben aus 17 Stadtteilen, d. h. einem zentralen, vier nach den vier Himmelsrichtungen gelegenen, und zwölf zu je drei dazwischen geschobenen. Die Zahl ist also in der Gesamtzahl der Prälaten und Patriarchen wohl erhalten, dagegen die Gruppierung und die Verehrung der Götter eine veränderte. Wir wollen zunächst daran festhalten, daß also Ife in alter Zeit in 17 Gebiete zerfiel, vergessen dabei aber nicht, daß die Verehrung der Clangruppe sich, den Angaben der Eingeborenen entsprechend, seit der alten Zeit stark verschoben hat. Ich werde auf diese Tatsache zurückkommen.

Die Stellung der Patriarchen und Prälaten ist erblich. Jeder von ihnen hat Rechtsprechung, Gebührenerhebung und Verwaltung eines Stadtteiles und somit Quartiervorherrschaft. Dabei geben die Leute selbst an, daß das Zusammenwohnen nach bestimmten Clanen durchaus nicht mehr so gesetzmäßig ist wie früher. In alter Zeit war das Stadtrund verschiedenen Orischas zugeteilt. Heute wohnen die verschiedenen Göttersöhne ohne bestimmte Ordnung durcheinander. Feststellen konnte ich, daß, genau dem alten Gehöftverteilungssystem entsprechend, die Agbase heute noch bei Audienzen und öffentlichen Sitzungen links vom Herrscher, die Egarese aber rechts von seinem Sitze Platz zu nehmen haben. Weiterhin erinnerte sich mein alter Schamane noch der Angabe eines Greises, derzufolge sowohl die Agbase, als auch die Egarese je acht gewesen sind, daß der neunte Agbase aber der Nachkomme einer inzwischen verdrängten Onidynastie sei.

Das Auftreten der Egarese ist ganz besonders feierlich. Wenn solch ein alter Mann mit seiner Strohmitra über die Straße schreitet, gehen kleine Buben vor ihm her, die eine eiserne Glocke schlagen, so daß die Ankunft des hohen Herrn und Würdenträgers immer sehr weit voraus bekanntgegeben wird.

Das wichtige und wesentliche der Oniherrschaft besteht darin, daß der Fürst als Besitzer aller alten Heiligtümer des Landes und als Papst aller Joruben gilt. Das ist eine Stellung, die ihm niemand bestreitet, wenn auch der Anspruch auf Macht ein recht schwach fundierter ist. In Wahrheit ist der Oni nur noch der Tradition nach der kirchliche Fürst; und zwar deshalb, weil die Dynastie des jetzigen Oni die eines Usurpators ist. Der Oni ist nicht mehr ein

Nachkomme derjenigen Gottheit, die hier eigentlich herrschen soll. Den meisten Eingeborenen ist dies nicht mehr bekannt. Wohl aber hat sich die Erinnerung an solche Verschiebung noch vielfach in der Provinz erhalten. Eingeborene Ojos und Dschogbos sagten mir, daß aus diesem Grunde die Fürsten der anderen Jorubastädte sich auch nur noch nominell vom Oni bestätigen ließen. Irgendwie in die Staatsgeschäfte anderer Fürsten hineinzureden, darf der Oni heute nicht mehr wagen. Und die Tradition hat mehrere Geschichtsperioden vermerkt, in denen der Oni von seinen Weltfürsten arg gedemütigt und seine Macht von ihnen gebrochen wurde. Wir werden das aus den Bruchstücken der Ueberlieferung, soweit ich diese sammeln konnte, erkennen und werden dann auf die Stellung des Oni zu seinen Prälaten und Patriarchen zurückkommen.

□ □

Schöpfungssagen und Geschichte Ifes.

An die Spitze dieses Abschnitts mag die Erinnerung an den Bericht gesetzt werden, den 1894 der vorzügliche englische Forscher A. B. Ellis mitgeteilt hat, und der an der Küste gesammelten Mitteilungen entsprang. Danach verfiel der Orischasohn aus Geschwisterehe einer rasenden Leidenschaft zu seiner Mutter. Aus den gewaltsamen Vorgängen entstand die Geburt der Welt. Der göttliche Leib Jemajas, der Mutter aller Feuchtigkeit, zerbarst und gab 16 Göttern das Leben; an ihrer Spitze stand nach einer von zwei abweichenden Auffassungen Olokun, der Gott des Meeres. Die Stätte, an der sich das abgespielt haben soll, wird Ife, die „heilige Stadt“ genannt.

Diese Legende war weder in Ibadan, noch in Ilife bekannt, ihr Vorhandensein wurde mir aber von Leuten aus Bagdagry bestätigt. Wie schon im Verlaufe unserer Darlegungen auseinandergesetzt, weicht die Darstellung der Ilifer und Ibadaner hiervon stark ab, und ich wies schon darauf hin, daß Odudua, nicht, wie an der Küste, als eine Göttin, sondern als ein Gott, als der Gott der Erde, bekannt und verehrt war. Von der eigentlichen Schöpfungssage der Ilifer will ich hier einige Versionen geben:

Erste Version der Schöpfungssage:

Vordem gab es keine Erde. Es gab nur Okun (oder Olokun), das Meer, ein Wasser, das unten überall ausgebreitet war. Oben war Olorun. Olorun (der Orischa des Himmels) und Olokun (der Orischa des Meeres) waren gleich alt. Sie hatten alles inne (oder

besaßen alles). Olorun hatte zwei Söhne. Der ältere hieß Orischalla (gleich Obatalla, der hier auch einfach Orischa genannt wird), der jüngere Odudua. Olorun rief Orischa. Er gab ihm Erde. Er gab ihm ein Huhn mit fünf Fingern (Adje-alesse-manu). Er sagte zu ihm: „Steige hinab (gleich: gehe hinunter zur Erde), und mache auf dem Okun die Erde." Orischa ging. Unterwegs fand Orischa Palmwein. Orischa begann davon zu trinken und betrank sich. Dann schlief er ein. Olorun sah das. Da rief Olorun Odudua und sagte zu ihm: „Dein (älterer) Bruder hat sich auf dem Wege nach dort unten betrunken. Gehe du, nimm den Sand und das Huhn mit den fünf Fingern und mache die Erde auf dem Okun." Odudua ging. Er nahm den Sand. Er ging hinab und legte ihn auf das Meer. Er setzte das Huhn mit den fünf Fingern darauf. Das Huhn begann zu scharren und dehnte den Sand aus und drängte das Wasser beiseite. Die Stelle, wo das geschah, war Ilife, um das zuerst noch das Meer floß. Odudua herrschte als erster König über dem Lande Ilife. Das Olokunmeer wurde kleiner und kleiner und rann durch ein kleines Loch von dannen, durch ein Loch, aus dem man heute noch das Gotteswasser nehmen kann, sehr viel, ohne daß es versiegt. Man nennt es Oscha. Orischa war aber erzürnt darüber, daß er die Erdschöpfung nicht ausgeführt hatte, er begann einen Krieg gegen Odudua. Sie kämpften lange miteinander, danach aber schlossen sie Frieden. Sie gingen später beide in die Erde, und man sah sie nie wieder. —

Zweite Version der Schöpfungssage:

Im Anfang gab es keine Erde. Es gab nur Wasser. Olorun sandte Oschalla hinab. Er gab ihm einen Ballen Sand mit. Er sagte: „Breite das auf dem Wasser aus." Oschalla ging. Unterwegs griff Oschalla eine Flasche mit Palmwein auf. Er versuchte und sagte: „Das ist gut!" — Er ging und trank. Er trank immer, wenn er durstig war, einen Schluck. Er trank sehr früh schon den ersten Schluck. Er wurde dann müde, schlief ein und vergaß, was Olorun ihm übertragen hatte. — Darauf nahmen die anderen Orischas einen Spiegel (Awo-aje), sahen hinein und erkannten, daß Oschalla unten getrunken hatte, eingeschlafen war und vergessen hatte, was Olorun ihm aufgetragen hatte. Danach sandte Olorun Odudua und sagte zu ihm: „Tue das, was ich Oschalla gesagt hatte." Odudua war ein starker Mann. Er nahm einen Erdballen mit. Er ging hinab. Er machte die Erde und drückte das Wasser zur Seite, Olorun gab dann Odudua ein Huhn, das war

Adje elesse mahun genannt, es war ein Huhn mit fünf Fingern, das trieb das Wasser zurück, so daß es zum Meere ward. Als Odubua und Oschalla ihr Werk vollendet hatten, gingen sie in Ilife, wo sie ihre Arbeit angefangen hatten, in die Erde und wurden zu Steinen. Seitdem verehren die Menschen diese Steine. Oba-diu ist der oberste Priester Odubuas. Oba-giu ist der oberste Priester Oschallas. Odubua ist sehr gefürchtet. Ehe die Leute in Ife den Namen Odubua aussprechen können, müssen sie ein Schaf schlachten und sein Blut trinken, so stark ist diese Gottheit!

Außer diesen empfing ich noch eine andere Schöpfungslegende, welche sich auf Ife bezieht, mir aber von einem Priester aus Offa mitgeteilt wurde.

Diese lautet:

Dritte Schöpfungssage.

Im Anfang war alles ein Wasser. Es war aber in der Mitte eine Insel (Illa-odo). Darüber irrten die ersten Häuptlinge umher und wußten nicht, was sie tun sollten. Nach längerer Zeit kam Olorun vom Himmel. Der setzte sich mitten auf die Insel. Mit ihm kamen die anderen Götter. Olorun sagte: „Edschu, setze dich hinter mich, Schango, setze dich vor mich. Ogu, setze dich zu meiner Rechten, Obatalla, setze dich zu meiner Linken. Ihr anderen Götter, setzt Euch rund herum." Olorun rief die Häuptlinge und sagte zu ihnen: „Ihr seht, was hier ist. Nun merkt wohl auf. Diese Stadt soll in Zukunft Ife heißen. Der Hügel, auf dem ich sitze, wird drei Palmen tragen. Besser als an einem anderen Orte können die Babalawos hier die Odus erkennen. Mit mir sind 16 Götter gekommen. Diese werden Kinder haben, und sie werden um Euch herumwohnen. So wird Ife reich bevölkert werden. Du aber, Oni, du sollst hier herrschen und sollst den Alafinen sagen, was die Götter wollen."

Uebereinstimmung der Stadtgliederung und Sippen- sowie Göttergliederung in Ife und im jorubischen Weltbild.

Olorun ging. So entstand die Stadt Ife, in der einst die 16 Götter wohnten.

Die letzte Ueberlieferung läßt nichts zu wünschen übrig. Jetzt ist nur noch die Frage, in welcher Beziehung die 17 Patriarchen und Prälaten zu der Ursprungslegende aus Offa stehen. In Ife trat ich in nähere Beziehungen zu einem alten Aba-usche. Er war der einzige, dessen Angaben sich stets als zuverlässig erwiesen haben. Der Alte wies verschiedentlich darauf hin, daß er als Schamane ja außerhalb der Streitereien, der Reibereien der einzelnen Clane stehe, und dies war sicher richtig. Der alte Wahrsager sagte mir: Viele von den

anderen werfen sich gegenseitig vor, ihre Orischas gestohlen zu haben, also gar nicht von dem Gotte abzustammen, von dem sie ja abzuhängen behaupten. Er sagte: Viele hätten absolut nicht ein Anrecht auf die Herkunftsangabe, denn in früheren kriegerischen Zeiten wäre oftmals alles durcheinander gekommen. Die beiden Clane des Orischa Olokun und die des Orischa Odudua gäbe es überhaupt kaum mehr. Und wer heute sich nach diesen Göttern benenne, der lüge. Am schlimmsten sei es aber mit dem Onistamme selbst. Ein Vorfahre des jetzigen Oni sei ein Mann aus dem Westen gewesen, der eines Tages in seiner Farm ein Steinbild fand, dasselbe als Orischa Lajamisan ausgab (ein Orischa, den man vorher gar nicht gekannt hatte) und ihn auch zu seinem Orischavater gemacht habe. Danach hätte der schlaue Mann den Oni eines Tages gestürzt und sich selbst auf dem Oke-Ado (dem Hügel der Krönung) die Onimitra aufsetzen lassen.

Diese Angabe machte durchaus den Eindruck der Wahrheit, so daß ich sie schon damals glaubte annehmen zu können. Sie ist aber insofern außerordentlich wichtig, als sie uns die Art der Clanbildung in Ilife gründlich kennen lehrt. Ich habe dann in späteren Zeiten mich noch eingehender erkundigt, in welcher Beziehung denn überhaupt die Clane zu den Götternamen ständen. Ich glaube folgende Beobachtung als Grundsatz aufstellen zu können: Jeder Orischa der Joruben hat nicht nur seinen eigenen Namen, sondern auch die verschiedensten Beiworte. So heißt Schango auch „Steinwerfer", „Feuerhaucher", „der im Gewitter Spaltende", „der Befruchtende" usw. Aber nicht nur dadurch wird der Name variiert, sondern jede Gottheit empfängt auch noch nach den verschiedenen Plätzen, an denen sie sich ganz besonders kräftig erwiesen hat, ein Beiwort. Wenn z. B. eines Tages in Ilescha im Schankpannaheiligtum irgend jemand eine ganz besondere Gnade erfährt und seine Gebete in ganz besonders reicher Weise erfüllt sieht, so werden die Leute aus den umgebenden Orten ebenfalls dieses Heiligtum aufsuchen, und dann wird der „Schankpanna von Ilescha" sehr einflußreich werden, und auch die Schankpannaleute von Oschogbo werden z. B. ein Opfer in Ilescha einem Opfer in Oschogbo vorziehen, wenn ihnen etwas ganz besonders am Herzen liegt. Dann sagt das Volk: „Der Schankpanna von Ilescha ist stärker als der Schankpanna von Oschogbo." Ganz ähnlich verhält es sich nun mit den Denkmälern. Die Bildnisse erhalten bestimmte Beiworte. Wenn z. B. auf einem Grundstück, das Olokun heilig ist, ein Kopf gefunden wird, der sich durch seine Schönheit auszeichnet, so wird der Kopf z. B. „der Schöne" genannt. Er wird angesehen als ein Olokun, wird aber bezeichnet als „der Schöne". Fernerhin, und das

ist die Hauptsache, kann aber auch dieser Kopf nach dem betreffenden Finder genannt werden. Findet z. B. ein Mann mit Namen Adeke einen Olokunkopf, so wird dieser als Olokun Adekes bezeichnet. Olokun fällt schließlich fort und er heißt nur Adeke! Einen solchen Fall erlebte ich mit einer Frau, die Alaja hieß. An einer Stelle ward ein Kopf ausgegraben, von dem niemand wußte, welchem Gotte er heilig war. Als ich nach dem Namen fragte, wurde mir gesagt, der Kopf hieße Alaja. Ich erkundigte mich nach einem entsprechenden Orischa Alaja und erfuhr, daß es einen solchen nicht gäbe. Aber eine alte Frau mit diesem Namen habe gesagt, von ihrem Vater gehört zu haben, daß an dieser Stelle ein altes Bildnis in der Erde vorhanden sein müsse. Auf diese Angabe der Alaja hätten sie nachgegraben, und da sie durch die Tatsachen bestätigt worden sei, so hieße der aufgefundene Kopf eben Alaja.

In dieser Weise haben sich aber nicht nur Namen in Ife verschoben, sondern haben ganz bedeutende Umwälzungen sozialer Natur die Zusammensetzung der Clane geändert. Der Oni selbst sagte mir, daß einige der Patriarchenfamilien ausgestorben seien, und daß daraufhin andere an ihre Stelle getreten wären. Vor allen Dingen hat aber ein alter Oni in einer Periode, welche sehr weit zurückliegen muß, einmal unter seinen Prälaten und Patriarchen energisch aufgeräumt. Er hat einige Familien ganz vertrieben und andere bis auf das kleinste Kind töten lassen. Die vertriebenen Familien flohen zum größten Teil nach Ojo, und deren Nachkommen haben mir von diesem Gewaltakte Bericht erstattet, Bürger aus Ilife mir dann später diesen bestätigt. Vor allen Dingen hat dieser Oni, der sich offenbar von der Uebermacht seiner Fürsten hat befreien wollen, aus seiner eigenen Familie heraus die Vertreter der vier obersten Plätze erwählt. Als Namen dieser vier neuen Clanfürsten nannte mir mein Ojoberichterstatter klipp und klar Igaru, Agoru, Arotte, Djarra. Ich bitte, diese vier Namen mit der auf S. 291 angegebenen Liste der Fürsten des Oni zu vergleichen. Fernerhin sagte mir der gleiche Berichterstatter, daß der Oni selber den Namen Rojamisa gehabt hätte. Wir sehen also die Mitteilung des Schamanen in Ife bestätigt. Ein Usurpator, mit Namen Lajamisan, hat eben einmal gründlich aufgeräumt, hat die schlimmsten Gegner vollkommen ausgerottet und Anhänger seiner eigenen Familie eingesetzt. Aber er hat doch noch ein anderes getan. Nach der Angabe des Schamanen hat er zwar den vorhergehenden Oni getötet, hat aber dessen Sohn den Stadtteil in der Mitte von Ife überwiesen, und ein Nachkomme dieses so neukreierten Stadtbezirkes ist der neunte Agbase.

Wir erkennen also ganz klar, daß Ife in seinem Mittelpunkte, dem berühmten Hügel, auf dem die drei Palmen stehen, in alter Zeit der Mittelpunkt der jorubischen Weltanschauung gewesen ist. In den 16 alten Himmelsrichtungen müssen die 16 Nachkommenschaften der 16 Götter gewohnt haben, während die Mitte eingenommen wurde von dem Palaste des Oni, der als Mittelpunkt der Welt galt. Durch gewalttätige Umwälzungen, durch allerhand Verschiebungen in Benennung der Götter, Vertreibung ihrer Nachkommen und Ersetzung durch neue Familien wurde die alte Klarheit um ein weniges gestört; bis heute ist sie aber noch in den Fundamenten nachweisbar. Das, was an diesem Ergebnis so sehr wichtig ist, soll besonders hier noch betont werden:

Es ist damit nämlich der Beweis erbracht, *daß in der Zeit, der die Herstellung der Terrakotten und Steinbildnisse angehört, in diesen Ländern schon dasselbe Weltbild lebendig gewesen ist, welches heute noch im ganzen Jorubalande den Ifadienst regelt.*

Es erscheint aber wünschenswert, aus der Entwicklungsgeschichte der Stadt noch dasjenige zu erzählen, was wir als historische Wahrheit feststellen können, und einer solchen Darlegung will ich den letzten Abschnitt widmen.

Ife in historischer Zeit.

Ein anderes Unheil hat diesen Verflachungs-, Erstarrungs- und Untergangsprozeß noch gefördert und beschleunigt, das kam von Modeke. Mit diesem Gemeindewesen hat es seine eigene Bewandnis. Wann und von wo aus diese Gründung erfolgte, vermochte ich nicht zu erfahren, wahrscheinlich weil sie unmerklich emporwuchs. Jedenfalls traten in irgendeinem Zeitpunkte, den wir in dem vergangenen Zeitraum von zwischen hundert und zweihundert Jahren suchen müssen, in Ilife einige Leute aus dem Ojogeschlecht auf, einige Verwandte des Alafin. Weshalb ich den Zeitpunkt so weit zurücklege, ist: Die Gründung soll erfolgt sein, als die Residenz Ojo noch im Norden lag (Old-Ojo der englischen Generalstabskarte) und ehe der Alafin nach Süden floh.

Diese Leute wurden im Westen der Stadt angesiedelt. Es ist mir unverständlich geblieben, wie die englische Generalstabskarte den Ort „Modakale" (d. i. Modeke) beinahe südlich von Ilife angeben konnte. Ich fand die sehr wohl erhaltenen Ruinen im Westen und Nordwesten.

Mit dem Auftauchen dieser eigenartigen Nachbarn trat für Ilife ein Umschwung in den Verhältnissen ein. Die Modekeleute

zahlten ihre Abgaben — was sehr bezeichnend ist — nicht an das Ilifeoberhaupt, das ihnen Gastrecht gewährte, sondern an den Ojoherrscher, den sie bis zuletzt als ihren Herrn ansahen. Sie nahmen also schon äußerlich eine isolierte Stellung ein, die dadurch mehr Bedeutung gewann, daß die Ojo-Modekeleute in ständigem Zusammenhang mit der Außenwelt blieben. Der alte Ada-usche sagte: „Die Ojoleute führten Schango wieder ein, der vorher von Ilifeleuten verjagt war." Sie übten also ihren Einfluß auf die wesentlichsten intern-religiösen Angelegenheiten aus. Viele Ilifeleute begannen denn auch wieder den alten Schangodienst aufzunehmen.

So hat offenbar von Anfang an das frische Element dem Erstarrten gegenüber die anregende Oberhand gewonnen. Dem entsprach der Konflikt. Die Modekeleute baten eines Tages um die Erlaubnis, auch in Ilife ein großes Schangofest zu feiern. Der Oni und seine alten Berater schlugen es ab. Die Folge war, daß eine große Zahl von Ilifefamilien nach Modeke auszog. Das war der Anfang der Streitigkeiten. Die Modekeleute sollten das Weichbild der Stadt verlassen, erklärten die Prälaten. Die Modekeleute sagten, das fiele ihnen gar nicht ein; sie fühlten sich den alten Philistern entschieden gewachsen. Die Ilifer wollten ihre entwichenen Bürger mit Gewalt zurückholen. Es kam zum Kriege. Die Ilifer wurden geschlagen. Der Oni und seine Leute verschanzten sich im Palaste. Nur eine gewisse gläubige Furcht der Siegenden vor dem Heiligen und dem Heiligtume seiner Burg bewahrten ihn und seine Patriarchen und Prälaten damals wie später vor der Vernichtung. Diese selbe Furcht, die traditionelle Pietät gegenüber diesem Uralten hat überhaupt Ilife vor der völligen Zerstörung wohl manchesmal schon geschützt.

Es wurde ein Friede geschlossen, der aber durchaus faul war. Modekes Macht stieg. Ilife wurde offenbar (wenn die Erzähler das auch naturgemäß nicht betonten) durch den Blutigel Modeke geschwächt. Die Modekeleute schielten nun aber nach der Quelle, aus der der Reichtum Ilifes floß, nach Ebolokun, das nordnordöstlich von der Stadt lag. (Siehe nächsten Abschnitt.) Der Zeitpunkt der zweiten Periode von Streitigkeiten, die im Gedächtnis der Leute geblieben ist, wird festgestellt. Ein Ilifemann, der mir in Ibadan alles dieses im großen und ganzen bestätigt hat, sagte: „In dem Jahre, in dem die Fulbe Ilorin einnahmen, begann der Krieg der Leute von Modeke und Ilife."

Dadurch, daß im fernen Norden die Fulbe die Jorubaherrschaft vernichteten, wurden die Modekeleute eingeschüchtert. Dadurch ward das Ringen in die Länge gezogen. Ein Babalawo soll damals in Ilife geweissagt haben, daß die Ilifer durch weiße Leute von den Plagegeistern, genannt Modeke, befreit werden würden. Man glaubte damals, daß das die Fulbe seien. „Wir haben uns geirrt," sagen sie, „das sind die Europäer (Engländer) gewesen." Aber wie dem auch sei, wie lange der Streit auch währte, die guten Ilifer wurden geschlagen, und die Modeke beschlagnahmten Ebolokun. Sie sollen es gewesen sein, die die meisten der Schächte gruben, die Ebolokun aufgewühlt haben. Die Ilifeleute haben dann nie wieder gegraben, aber sie haben den Modekeleuten, als sie vertrieben wurden, alle Perlen abgenommen, die sie in der Besitzperiode gewonnen hatten.

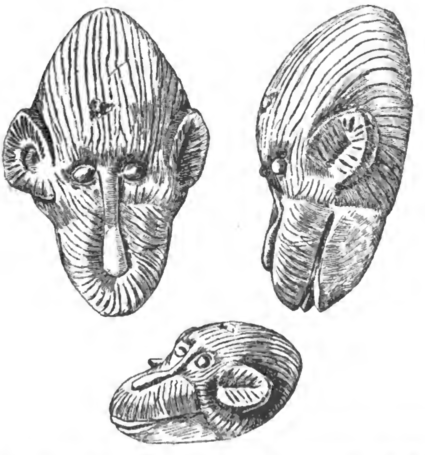
Jedenfalls wurden die Modeker nun also reich. Sie hatten nun die psychische, physische und wirtschaftliche Obergewalt. Sie regierten die wunderliche Zwillingsstadt, ohne aber die Oniherrschaft, äußerlich genommen, anzutasten. Aber sie gewannen in dieser Zeit eine große Zahl von Steinbildnissen, und da an diesen der Hauch der Heiligkeit hängt, kamen sie nachgerade auch in ein religiös-archaistisches Fahrwasser, so daß sie sich in dieser Zeit sogar in recht dünkelhafter Weise dem Alafin gegenüber benommen haben sollen.

Dann traten die kriegerischen Wirren ein, die am Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Jorubaländer arg in Aufregung versetzten. In diesem Kriege haben die Ilifeleute, wie Ellis berichtet, eine schiefe Stellung zwischen denen Modeke-Ibadans einerseits und denen Ilescha-Ekitis anderseits eingenommen. Natürlich haben die Ilifeleute uns gegenüber das bestritten. Sie sagen, sie hätten nie eine Freundschaft mit den Ibadanern geheuchelt, sondern wären immer für Ilescha eingetreten. Jedenfalls war das Ende vom Liede, daß in diesem dritten Kriege Ilife überfallen und zerstört wurde, daß alle Ilifer auf dem Wege nach Ilescha flohen, dann aber bald zurückkehrten. Ein großer Teil der Stadt war verbrannt, und das ist der Grund, weshalb meine Sammlungsstücke angekohlt sind. Sie sind unter den Trümmern hervorgezogen worden.

Im Jahre 1886 ward unter Vermittlung des Gouverneurs von Lagos der Friede geschlossen. Dieser Vertrag bedingte vor allen Dingen, daß Ilife den Ilifern zurückzugeben und Modeke weiter weg zwischen Oschun und Oba zu verlegen sei. Damit war dem

ferneren Streite ein Ende gemacht. Aber die Modeker waren damit gar nicht zufrieden. Mit ihrem Fortzuge fiel Ilife wieder dem starren Schlafe anheim, der es seit Jahrhunderten umfängt, und aus dem es durch diesen Streit und die Einmischung der fremden, frischen Elemente nur für kurze Zeit erweckt war. Es wurde wieder die bewegungslose, religiös-unfruchtbare, gewürzlose Kleinstadt, als die wir es kennen lernten.

Die Prälaten und Patriarchen hocken wieder stumpfsinnig und unbeirrt im Stumpfsinn auf den Denkmälern, die sie aus vorhistorischer Zeit ererbten, ohne sie zu verstehen.



Steinbild eines Affenkopfes, ausgegraben in Ife. 1/2 resp. 1/4 der natürlichen Größe.
(Zeichnung von Carl Arriens.)



Ausgrabungsfund; Griff eines Gefäßes aus Quarz; aus Ife.
Die Höhe des Originales ist 8 cm.
(Zeichnung von Carl Arriens.)

Fünfzehntes Kapitel.

Die archäologischen Funde.

Beschreibung der heiligen Haine und der Opferplätze, der Steindenkmäler, Ebolokuns und der Urnen und Glasfunde, des Bronzeolokunkopfes, der Terrakottenkunst in Porträt und Architektur. — Linie der Entstehung und Verkümmerung der altatlantischen Kunst.

Es ist ein langer Weg, den wir bis hierher zurückgelegt haben. Erst lernte der Leser aus der Schilderung unseres Verkehrs mit den Eingeborenen den Charakter der Joruben und ihre Lebensart kennen. Dann versuchte ich das Familien- und Staatsleben dieser Menschen zu schildern; wir vertieften uns in das eigenartige Religionssystem, das wir bis in die Tiefen einer wunderbar klaren Auffassung des Weltbildes verstehen lernen konnten. Endlich habe ich auch die alte Stadt geschildert, welche als uralter Mittelpunkt dieser großen, einheitlichen und ausgereiften Kulturerbschaft gelten kann. Zum Schlusse will ich nun auch die archäologischen Trümmer beschreiben, die wir fanden, und von denen wir Kenntnis erhielten. Danach werden wir dann am Ende des ersten Teiles dieser Arbeit stehen, und werden uns klar machen müssen, welchen Platz in der Geschichte der Kulturen und Völker die Träger der alten jorubischen

Kultur zu beanspruchen haben. Wir haben einen langen Weg hinter uns, und der Pfad, der uns bis zu diesem Abschlusse führen soll, wird auch nicht ganz leicht gangbar sein, so daß ich um Geduld und Nachsicht bitten muß.

□ □

Ich weiß von vielen Orten im Jorubalande, in denen Altertümer gefunden werden. Der bekannteste Platz ist das alte Benin, in dem die Holländer und Portugiesen schon im Mittelalter allerhand merkwürdiges Bronzewerk im Haushalte und in der Architektur wahrnahmen, eine Schmuckwelt, deren Reichtum heute noch in den Museen Europas bewundert werden kann, da außerordentlich vieles unter dem Schutt des am Ende des vorigen Jahrhunderts von den Engländern eingenommenen Benin hervorgeholt wurde. Der Streit über die Zeit, aus der diese Altertümer stammen, ist allgemein bekannt. Einige neigen dazu, den Ursprung den Portugiesen zuzuschreiben, welche hier als Lehrmeister der Kunst des Gusses aufgetreten sein sollen. Andere ziehen zur Erklärung indische Lehrmeister heran. Einen Rückschluß auf höheres Alter hat aber bisher noch niemand ernstlich gewagt. In der Tat besteht ein großer Teil der Beninheiligtümer aus verhältnismäßig neuzeitlichen Güssen, was man schon daran erkennen kann, daß auf mancher Platte die Portugiesen mit ihren Geldringen, mit ihren typischen Kleidungen, mit entsprechenden Bärten und ihren Schußwaffen dargestellt sind. Wir wissen, daß diese Beninbronzen bis in die letzte Zeit angefertigt worden sind, was bis jetzt aber natürlich noch keinerlei Anhaltspunkte dafür bietet, aus welcher Zeit und Kulturform die ersten Anregungen stammten.

Der zweite Platz, der reiche, archäologische Funde birgt, ist Ife oder Ilife. Die Eingeborenen selbst, und auch die Beninleute eingeschlossen, bezeichnen Ilife als „die" alte Stadt des Jorubalandes; und die ganze Konzentration des Religionssystems, die Geschlossenheit der Weltbildvorstellung, in deren Mitte eben Ife liegt, läßt über diese Tatsache auch keinerlei sonstigen Zweifel aufkommen. Ueber der Erde ragen in Ife verschiedene verhältnismäßig rohe Steindenkmäler empor. Unter der Erde fanden wir alte, geschnittene Steinarbeit, wertvolle, mit Glas übergossene Krüge aus einer Art Porzellanmasse, Bronzearbeit, die an Vollendung und Darstellungskunst die Beninarbeit weit übertrifft, und endlich Terrakotten, deren Anblick jeden Beschauer überrascht. Jedenfalls zeigt

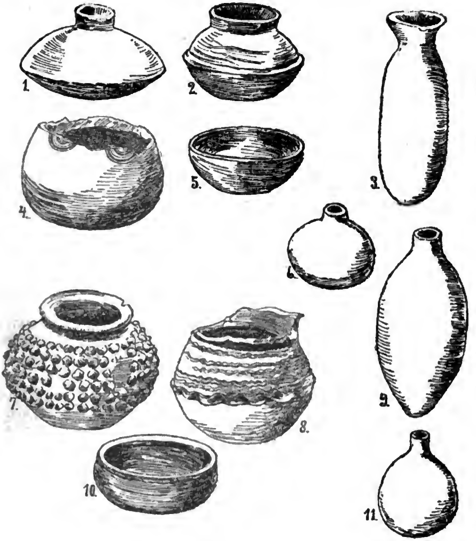
alles, was wir hier finden, einen selbständigen und in sich ausgeglichenen Typus. Gehen wir nun die Funde der Reihe nach durch.

Monumente und heilige Haine im allgemeinen.

Einige der alten Monumente werden heute noch von den Eingeborenen verehrt. Wie die meisten westafrikanischen Völker opfern die Ifier ihren Göttern in heiligen Hainen. Dazu bietet die natürliche Lage der Stadt mit ihrem Gürtel von Sümpfen, Wäldern und Baumgruppen überaus günstige Gelegenheit. Die Anlage der heiligen Plätze ist gemeiniglich immer die gleiche. Man erkennt den Zugang zu ihnen daran, daß im Busch vom Hauptwege ein Seitengang abführt, über dessen Eintritt fransenartig herabhängende Palmenblätter gewissermaßen einen oberen Torabschluß bilden. Man schreitet unter den Palmenblättern hindurch und befindet sich mitten im Haine auf einem Gange, der sich nach etwa 100 bis 200 Schritten zu einem etwa kreisrunden Waldplatze erweitert. Man überschreitet ihn, wandert den Waldweg wieder 150 bis 200 Schritte weiter und kommt an einen zweiten gleichen Platz, der ebenfalls von Palmen und Baumzweigen überwölbt ist. Zuweilen liegen drei, ja, vier, selbst fünf solcher Waldplätze hintereinander. Zuweilen führt der Weg über diese Plätze schnurgerade hinweg, zuweilen beschreibt er einen Bogen. Die kleinen Plätze sind dadurch gekennzeichnet, daß zunächst fast stets ein alter Baum an ihrem Rande emporragt. Ferner aber sind sie alle geschmückt durch Anpflanzungen von Pandanuspalmen. Diese Palme heißt bei den Joruben ganz allgemein als Art: B(u)erregu oder B(u)ellegu; wenn sie aber, was meist der Fall ist, als Symbol der Heiligkeit eines Platzes angepflanzt ist, wird sie im Westen als Ille-Orischa (also: „Wohnung des Gottes"), von den Ifiern aber als Elle-ebora (d. h. Haus der Opfer) bezeichnet. Die Art der Anpflanzung ist die gleiche, wie ich sie früher auch in Südtogo kennen lernte. Zumeist stehen schon am Anfange des Seitenpfades zwei solcher Palmen gleich Fackeln rechts und links vom Wege; dann sind aber auch die kleinen Plätze meistenteils mehr oder weniger sorgfältig mit ihnen eingefaßt.

Auf diesen kleinen Plätzen sind nun im allgemeinen die Denkmäler, die Heiligtümer, aufgestellt. Einige stehen am Fuße der alten Bäume auf einer leichten Erhöhung; um sie herum sind dann kleine Töpfchen, Lämpchen, Opferschalen usw. angehäuft (siehe die Abbildungen auf Seite 321).

Sind die Gefäße klein, so werden sie mit einem umgekehrten großen Topfe bedeckt. Dies ist meist durchgeführt, und das Bedürfnis zu bedecken ruft auch kleine Hütten in Form kleiner Tempel



Archäologische Funde aus Ife: Kleine Urnen, Gefäße, Opferschalen. Größen siehe Abbildungsverzeichnis.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

hervor, die über den Heiligtümern errichtet sind. Einige von ihnen sind sehr kümmerliche, nur schulterhohe Bauwerkchen aus einigen Stangen und Blättern (siehe die Kapitalvignette S. 83); andere sind Erdhäuschen. Als wirksames Gebäude kann man aber eigentlich nur den Tempel des Obalufan im Nordnordwesten der Stadt und den des Oranja bezeichnen. Ersterer fällt schon dadurch auf, daß er nicht in einem Dickicht, sondern auf einem Platze in der Stadt errichtet ist und außerdem eine Nische zur Aufnahme des Götterbildes besitzt. Dieses Götterbild ist ganz neu. Der Tradition nach ist auch die Verehrung des Obalufan noch nicht alt. Die Nische erinnert sehr stark an die Moschee. Alles das fällt nicht besonders auf, wenn wir daran denken, daß wir oben die Herkunft des Gottes Olufan von dem Worte „Alfa" und aus dem Milieu des modernen Islam nachweisen konnten (siehe S. 208). Das Gebäude des Oranja ist ein einfacher, kleiner Lehmkasten mit einer Stufe. Etwas besonderes ist nicht daran wahrzunehmen. Also sind wir nicht imstande, aus diesem Tempelchen etwa die Form eines alten Tempelgebäudes herzuleiten.

Die eigentlichen Steinfiguren sind nun von außerordentlicher Verschiedenartigkeit und dementsprechend auch von ganz verschiedenem Alter. Betrachten wir z. B. die Monumente, die auf dem Idenaplatze aufgestellt sind.

Beschreibung des Idenaheiligtums.

Wenn wir hier vom Hauptwege auf den ersten kleinen Palmplatz kommen, gewahren wir eine Gruppe von ganz rohen, lendenhohen Steinsäulchen. Sie sind kantig, rundlich, jedenfalls grob gearbeitet oder herausgebrochen, ohne jede detaillierte Behandlung. — Wir gehen weiter und kommen auf einen zweiten Platz, der mehr nach links liegt. Hier befindet sich ein Gewirr von Unkraut, zusammengestürzten Dachlatten und dem Stroh einer zusammengestürzten Decke, überragt von ein paar Stangen und Rankenwerk, zwischen denen sich eine Steinfigur erhebt (siehe Abbildung S. 323, Fig. 2a und 2c). Sie ist etwa 80 cm hoch, grob gearbeitet und am Kopfe verletzt. Um den Hals trägt sie eine Kette. Eine Kette hängt auch über ein Schurzgewand bis auf die über dem Leibe gefalteten Hände herab. Auf der linken Seite hat sie ein eigenartiges Gehänge, ähnlich den Quasten eines Haussaschwertes. Hinter dieser Figur entdeckte ich den ersten der „Steinhocker", auf die ich näher zu sprechen kommen werde, und eine aus Quarz ausgehauene Schüssel. Diese, das erste Quarzwerk dieser Art, das ich sah, nahm meine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Es war ein vierkantig zugeschlagener Block, dessen Oberteil etwa 3 cm tief ausgemeißelt war, während unter dem Boden

Steinschalen.



Archäologische Monumente in Ife. 1. Der Ibena (siehe S. 324). 2. Eine grobere Figur nebst Steinhocker und Steinschale am Ibenaplatz (siehe S. 322).
(Gezeichnet von Carl Arriens.)

ein Ring hervorragte, auf dem es stand. Dieser Ring entspricht ganz genau den gleichen Ringen, die ich als untergebundene Rinden- oder Holzringe oder auch in festgeschnitzter Form auf Holzkästen vielfach im Kassaibecken beobachtete. Dort im Süden dienen sie dazu, das Korb- oder Holzgeflecht davor zu schützen, daß die Termiten es anfressen, wenn das Gefäß flach auf dem Boden steht. Bei den Holzschnitzereien ist es augenscheinlich eine Nachahmung der Ringe, die zuerst unter Körben als Unterlagen angeflochten wurden. Das interessante ist also, daß diese alten Steinschalen der Ilifer, von denen ich drei kennen lernte, deren eine hier auf der Tafel „Alte Denkmale aus Ife" unten rechts zur Abbildung gebracht ist, Symptome besitzen, die ihren Ursprung aus der Flechterei genommen, von da in die Holzschnitzerei und endlich auch auf das Steinwerk übergegangen sind. Dies leicht erkennbare Beispiel zeigt also, daß die Steinarbeit und die Steinform eine Vorgeschichte in Holz- und Strohmaterial hat. Im übrigen waren alle drei mir bekannt gewordenen Steinschalen auf der Seite mit Eidechsenbildern geschmückt.

Steinfiguren.

Zum Idenaplatze zurückkehrend, treffen wir, weiter nach rechts, auf dem nächsten Platze die Steinstatue des Idena und daneben, oder vielmehr dahinter, noch andere Monumente. Idena stand, als ich ihn kennen lernte, in einer Art arg mitgenommener kleiner Hütte, deren Dach ihn völlig verhüllte. Es ist eine Granitfigur, die ca. 90 cm aus der Erde emporsteigt (vergl. die Abbildung S. 323, Fig. 1). Ob noch Füße im Erdreich stehen, konnte ich nicht feststellen. Dieser Idena ist genau wie die erste Figur mit über dem Leib gefalteten Händen, mit Schurzgewand, mit reichen Trobbeln an der Linken dargestellt. An den Armen hat er Ringe, um den Hals einen krausenartigen Schmuck. Das interessanteste am Idena ist jedenfalls der Kopf, der schon abgeschlagen und nur locker aufgesetzt war, als ich ihn das erstemal sah. Die Physiognomie mit den dicken Lippen und der breiten Nase hat etwas Negerhaftes. Die Ohren sind groß. Auf der linken Seite hängt von dem Ohre eine lange Locke oder Quaste herab, die auf der rechten fehlt. Die Nase ist beschädigt. Man kann aber noch wahrnehmen, daß ein Wulst von rechts nach links verläuft, der auf den Backenknochen sackartig nach unten hing und hier auch verbreitert war. Hochinteressant ist vor allen Dingen die Bearbeitung der Haare dieses Granitkopfes. Die Haare sind nämlich aus Eisenstiften hergestellt, die in kleine Löcher des Kopfes eingelassen sind. Wir treffen hier zum ersten Male auf diese eigenartige Verwendung des Eisens, das, wie wir bald



Monolithen in Ife. 1. Ein Dreikanter in der Mitte der Altstadt, ca. 2 m hoch. Gilt als alte Sonnenuhr (siehe S. 331) 2. Zahnstein der Idena (siehe S. 326). 3. Der Zahnstein der Oranja (siehe S. 320).

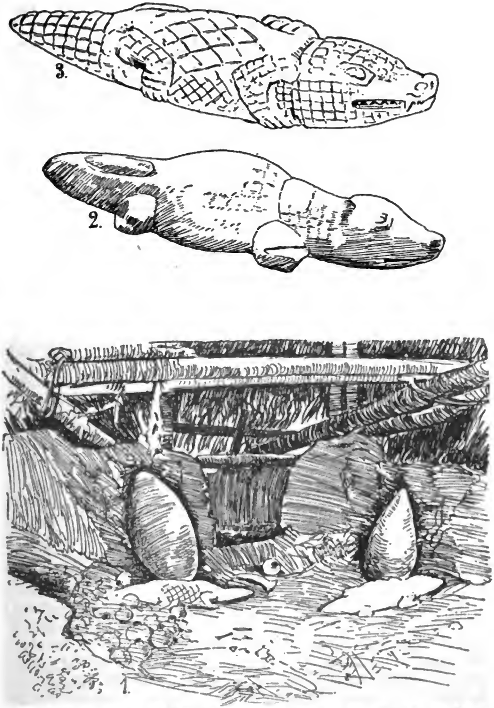
(Gezeichnet von Carl Arriens.)

sehen werden, im Bereich der Altertümer Ilifes eine ganz merkwürdige Rolle spiel.

Zahnsteine. Hinter der Granitfigur stehen unter dem Laub überhängender Bäume noch andere Skulpturen. Eine ist wohlerhalten, es ist offenbar die Nachbildung eines Elefantenzahnes, der aus einem vierkantigen gröberen Klotze emporragt (vergl. Fig. 2, S. 325). Eine ähnliche Skulptur repräsentiert den Oranja. Wir dürfen hier unbedingt, wie der Leser selbst aus den Abbildungen schließen mag, eine Nachbildung von Elefantenzähnen annehmen, was uns im Westen Afrikas und besonders im Jorubalande auch gar nicht besonders auffallen kann. Sehr häufig findet man hier Elefantenzähne in solcher Weise als Prunkstücke vor und neben den Häuptlingssitzen und fürstlichen Portalen aufgerichtet. Da, wo das Elfenbein bei seinem großen Werte schon nach Europa abgewandert ist, haben die Joruben sich hölzerne Nachbildungen geschnitzt und in gleicher Weise an ihren Toren und Sitzen angebracht. Es ist ein beliebtes Symbol des Reichtums und der Macht, und es muß sehr interessieren, solche Nachbildungen auch aus Stein unter den Monumenten aus dem Altertume anzutreffen.

Die Eingeborenen selbst erklären diese Steine übrigens nicht als Elfenbeinzähne, sondern als „Stöcke", „Szepter" der Götter. Der vorliegende ist „der Stab des Idena", der gewaltige, S. 325 abgebildete und im Südwesten der Stadt emporragende der „Stab des Oranja". Auch sonst sind die Eingeborenen zu Erklärungen gern bereit. Vor diesem „Zahnstein" des Idena liegen die Bruchstücke einer langen Steinplatte, die schmalseitig, also ziemlich dünn und grob bearbeitet ist. Sie ist umgestürzt und in mehrere (vier) Stücke zersprungen. Es waren an ihr nachweisbar sechs, vielleicht noch mehr, in bestimmten Abständen der Länge nach angebrachte Durchbohrungen vorgenommen, wieviel ist nicht bestimmt zu sagen, da ich ein Stück nicht finden konnte. Dieses eigenartige Bruchwerk wird von den Eingeborenen als der „zerbrochene Schild des Idena" bezeichnet. Man sieht, der moderne Eingeborene hat für jede Sache eine Erklärung.

Tropfensteine. Auf dem nächsten Platze, dem vierten und letzten des Idenawaldes, stoßen wir auf eine ein wenig sorgfältiger ausgebaute Hütte, in der eine artige Gruppe von allerhand Denkmälern in guter Ordnung steht (siehe die Abbildung S. 327). In symmetrischer Anordnung liegt hier zur rechten sowohl als zur linken je ein Steinkrokodil vor einem rundlich gearbeiteten aufrecht gestellten Block. Diese Blöcke, von denen ich später noch zwei größere Exemplare in den Ruinen von



Das Krokodilheiligtum am Ende des Ibenaplatzes. Unten die Lagerung der Steinmonumente, oben die Quarzkrokodile, und zwar 2 = 53 cm lang, 3 = 61 cm lang.
(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Modeke fand, weichen in der Form nur wenig untereinander ab. Sie schwanken zwischen Tropfen-, Ei- und Zwiebelform, neigen aber stets mehr zu ersterer Gestalt, so daß ich sie als „Tropfensteine" bezeichnen möchte. Einen ähnlichen Typus habe ich 1908 im Tombolande südlich Timbuktus gesehen. In ganz entferner Weise erinnern sie etwa an die Eulensteine Flammands. Vor allen Dingen werden wir aber ihre Verwandtschaft im Monumentwerk des Onipalastes in Ilife kennen lernen, wo sie aus Eisen bestehen.

Steinerne Krokodildarstellungen.

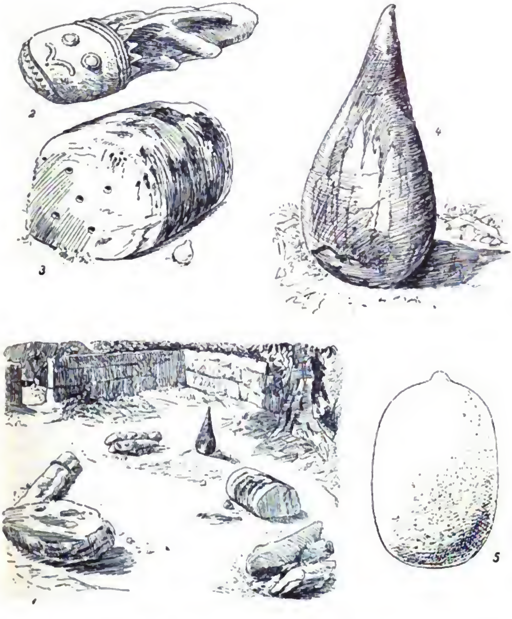
Vor den beiden Tropfensteinen, von denen der eine ovalere 60, der andere spitzere 48 cm hoch ist, liegt je ein Krokodil aus Stein (siehe Abbildung S. 327). Das größere und durchgearbeitetere der beiden hat eine Länge von 61, das kürzere eine solche von 53 cm. Ich lernte noch zwei weitere Krokodildarstellungen dieser Art kennen. Ein in Modeke durch uns ausgegrabenes Krokodilbild aus Quarz hielt mit seiner Größe die Mitte; ein in einem Privatgehöft heute noch verehrtes war etwas kleiner. Diese Darstellungen kommen sowohl in Quarz als in anderem Stein vor. Ein Mann sagte mir, er kenne auch eins, das sei aus dem gleichen Stein wie der Ibena und Oranja-Zahnstein hergestellt. Diese beiden bestanden aber aus Granit.

Monumentenpark des Oni.

Die zweite Sammelstelle wichtiger alter Funde ist im Palast des Oni und stellt einen kleinen Monumentenpark dar. Es sind mehrere Abteilungen, von denen wir nur den nach Osten gelegenen Platz gesehen haben, der mit seinen wichtigsten Einzelheiten auf S. 329 abgebildet ist. Hier sind auf einem, von niederer Mauer umgebenen Platze in einem Kreise allerhand heilige Steine aufgerichtet, die zum Teil recht wertvoll sind. Zunächst ist da ein 74 cm langer Sandsteinblock, der hinsichtlich der allgemeinen Form zwar wenig beachtenswert, abgewaschen und abgerieben aussieht, nach vorn aber in den zahngekrönten Kopf eines Fisches oder ähnlichen Geschöpfes ausläuft. Das zweite ist ein Quarzblock, der beinahe wie ein Trommelstück eines Säulenschaftes beschaffen, an einigen Stellen gebrochen und verwaschen, aber doch noch als Rest eines ganz ausgezeichneten Werkstückes erkennbar ist. Der Durchmesser beträgt 46 cm. Das auffallende ist, daß an einem Blockende durchaus regelmäßig fünf Löcher eingeschlagen sind, in der Weise, wie die Fünf beim Domino. Dieses Stück soll vordem senkrecht aufgerichtet gewesen sein, so daß die fünf Löcher zum Himmel sahen. Einer Legende nach war es dem Ifadienste gewidmet, und es scheint nicht unmöglich, daß es das Weltbild mit seinem Mittelpunkte darstellte.

Eiserne Tropfenblöcke.

Noch merkwürdiger aber ist das zwischen den beiden eben erwähnten Stücken am gleichen Platze niedergelegte Monument, näm-



Die Heiligtümer des Monumentenplatzes des Oni. 1. Ueberblick über die Anlage. 2. Der Stein mit Fischkopf, 74 cm lang. 3. Walzenstein mit 5 Grübchen, 46 cm lang. 4. Eisentropfen, 76 cm hoch, größter Umfang 104 cm. 5. Mehrfach gefundener Typus von Quarzovalen, stets sehr sorgfältig gearbeitet und oben mit leichtem Stielansatz.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

lich ein Block in Tropfen- oder Zwiebelform. Die Höhe des Blockes beträgt 75, sein größter Umfang 104 cm, also ein tüchtiges Stück und ein bedeutendes Werk, wenn wir bedenken, daß es aus Eisen besteht! Der Volksmund spricht auch hier von einem Steinmonument, obgleich es aus Metall hergestellt ist. Die Legende sagt: dieser Stein sei der Ambos des alten Schmiedes Lade. Lade war der tüchtigste Schmied der Vergangenheit. Als er starb, verwandelte Ogun all sein Werkzeug in Stein. Der Stein im Onipalast ist der Ambos Lades und heißt: Ogun-Lade. Er wurde durch einen Regen aus der Erde gespült, zu einer Zeit, als der erste Koran gerade in das Land gebracht wurde. So sagt die Legende. — Das Material dieses Blockes springt hier und da schalenförmig ab. Die äußere Form ließ es für mein Auge nicht erkennen, ob wir es mit einem Riesenwerke (riesig im Sinne der afrikanischen Technik) von Schmiedeeisen, oder, was unwahrscheinlicher ist, mit einem Blocke von Gußeisen zu tun haben. Martius entdeckte später im Palaste des Oni, und zwar in dem verborgensten Teile, einen gleichen Block, der auch aus Eisen bestand, offenbar ein großes Heiligtum war und auf den Ingenieur seiner Außenbeschaffenheit nach den Eindruck machte, ein Gußeisenblock zu sein.

Der Oranja-Zahnstein.

Mit diesem Rundgange haben wir die wesentlichsten Typen der alten Steindenkmale kennen gelernt, und wollen nun noch einigen Einzelheiten unsere Aufmerksamkeit widmen. Vorher erwähnte ich den auf S. 325 abgebildeten Zahnstein des Oranja. Dieser hatte, so weit er aus der Erde heraussah, eine Höhe von 339 cm. Neben ihm lagen die Trümmer eines anderen Werkes, dessen Formen aber nicht mehr deutlich zu erkennen waren. Jedenfalls war es eine gröbere Arbeit als dieser schöne Stein, der außer seiner allgemeinen Gestalt noch einige recht bemerkenswerte Besonderheiten aufwies. Der Spitze zu war er verjüngt, er hatte am oberen Teil eine der konvexen Seite zustehende Kante und war derart gewissermaßen geschärft. Etwas unter der Mitte war auf der konvexen Außenseite ein Relief ausgespart, dessen unterer Teil leider zerbrochen war. Außerdem aber war auf dieser Seite eine Einfassung von Nägeln mit Spiralköpfen angebracht. Später, als ich Ife schon verlassen hatte, wurde mir gesagt, diese Nägel beständen aus Bronze. Wir hatten aber an Ort und Stelle den Eindruck, als ob es sich um Eisen handele. Ich fand außerdem am Oranjaplatze einen gleichen Nagel, von dem ich mit Bestimmtheit sagen kann, daß er aus Eisen war. Zum zweiten Male stoßen wir also auf die Eisenverwendung. Zum ersten fanden wir sie am Idenakopfe als Haarschmuck. Der

Idenakopf besteht, wie die Oranjasäule, aus Granit. Wir werden das Eisen noch in ganz ähnlicher Weise, verbunden mit dem Terrakottawerk und dem Bronzeguß, finden.

Nähert sich der Oranjazahnstein schon der Form eines Monolithen, so finden wir den echten Typus dieser Art nicht selten in Ife, wie in den Trümmern von Mobeke. Sie ragen auf etwas erhöhten Plätzen senkrecht in die Höhe. Auf S. 325 bilde ich als Fig. 1 einen derartigen dreikantigen Monolithen ab. Von diesem sagten die Eingeborenen, sie hätten ihn vordem als eine Art Zeitmesser gebraucht. Wenn der Schatten dieser Stele nach gewissen Richtungen bestimmte Punkte eines darum gezogenen Kreises traf, so erkannte man daran, daß der Zeitpunkt für bestimmte heilige Feste gegeben sei. Die Kreise, die um den Monolithen gezogen waren, waren 16 teilig, worüber wir uns nun nicht mehr wundern, da wir diese Zahl überall wiederkehren finden. Dem Wesen nach waren diese Monolithen also Zeitmesser und Sonnenuhren. Wir wissen, daß derartige Sonnenuhren hier in Afrika als erste ihrer Art festgestellt, sonst aber bekannt sind. Monolithen und Sonnenuhr.

Kurz seien nun noch die anderen Steinwerke erwähnt. Da sind zuerst die „Hocker", von denen es eine ganze Reihe gibt, und deren einen seinerzeit der Captain Bower mit anderen Schätzen zusammen dem Oni weggenommen hat. Es sind das kurze Säulchen von etwa 35—60 cm Höhe. Die Platten sind oben und unten zuweilen mit einem Ringe zur Trommel übergeleitet, zuweilen auch nicht (vergleiche die entsprechenden Abbildungen auf der Tafel: „Steindenkmale aus Ife"). Alle Stücke — sie kommen sowohl in Granit wie in Quarz vor — sind durch eine geradezu hervorragende Ebenmäßigkeit der Form und glänzende Oberflächenbehandlung ausgezeichnet. Das merkwürdigste an ihnen ist eine Art Henkel, mit dem sie seitlich ausgestattet waren, der aber bei den meisten abgebrochen ist. Auch hier erinnert aber bei aller Tendenz zur monumentalen Bildung das Werk an „Negerstühlchen mit Traghenkeln". Diese Tatsache wollen wir nicht übersehen. Es spricht eine gewisse Gesetzmäßigkeit aus ihr. An sich erreichen höher entwickelte Völker die Steinskulpturkunst erst dann, wenn der Größe und Bedeutung der darzustellenden Monumente das ältere Holzmaterial nicht mehr genügt. Hier bei den Ifisern sehen wir aber, daß die Steinskulpturkunst mit verhältnismäßig kleinlichen Darstellungen beginnt. Ich möchte unbedingt darauf schließen, daß allen kunstgeschichtlichen Erfahrungen zufolge demnach die Idee, in Stein zu arbeiten, von einem Volke herbeigebracht wurde, welches Steinhocker.

schon zur monumentalen Darstellung sich gedrängt sah, daß die Idee aber auf- und übernommen wurde von einem Volke, welches noch in einem kleinlichen Gesamtmaßstabe lebte, d. h. also von Negern. — Hat sich solcher Gedankengang schon aufgedrängt bei der Betrachtung der aus Korbgeflecht hervorgegangenen Schalen, so wird er hier bei der Betrachtung der Steinhocker noch verstärkt.

Stein-Kleinkunst.

Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, daß die alte Kunstfertigkeit in der Quarz- und Granittechnik sehr bedeutend gewesen ist. Es gibt in diesem Lande eine ganze Reihe ganz hervorragend schöner Stücke. Als Beleg bilde ich S. 318 den Henkel einer alten Schale ab, den einer meiner Eingeborenen-Ausgrabungsgehilfen auf der Anhöhe des alten Ifatempels, also auf dem Mittelpunkte des alten Templum des Jorubalandes, fand. Das Stück besteht aus Quarz und ist von ganz außerordentlicher Feinheit. Die darauf geschnitzte Figur erinnert in gewissen Zügen an altägyptische Darstellungen des Gottes Bes. Eine ganz verwandte Darstellung werden wir auf einer Terrakotte finden. Abgesehen von der Technik sehen wir hier eine Bildungsform, die weniger an afrikanische, als vielmehr etwa an amerikanische Raum-, Flächen- und Schmuckbehandlung gemahnt. Erwähnt muß werden, daß sich im Jorubalande auch Quarzblöcke befinden, welche mit Schriftzeichen bedeckt sind. Leider ist mir der Weg zu ihnen durch das Dazwischentreten der im ersten Kapitel geschilderten Ereignisse zunächst unmöglich gemacht worden. — — —

Ebolokun, die Stadt des Gottes Olokun.

Weit wichtiger aber als die Steindenkmale muß die Entdeckung Ebolokuns und der Ebora sein. Wir haben hier die Beweise, daß in einer alten Zeit im Lande selbst Glas gegossen und verwertet wurde, und daß das alte Kulturvolk, welches einst hier herrschte, in einer Technik und Kunstfertigkeit in Terrakottabildungen glänzte, die auf afrikanischem Boden ganz unerhört erscheint. Die Ebora oder Mole sind Terrakottafiguren und Terrakottaköpfe verschiedenster Art. Ebolokun ist heute ein mächtiger Wald, in dessen Tiefe sich große Krüge aus Porzellanmasse mit Glasguß finden. Ueber Ebora erhielt ich folgende Ueberlieferungen:

Im Norden der Stadt Ilife lag vordem eine alte Stadt, die hieß Illu-Olokun, d. h. Stadt des Herrschers des Meeres. Diese Stadt war der Sage nach in alten, alten Zeiten im Süden von einem See, im Norden von einem Flusse umgeben, auf dem man bis in das Meer fahren konnte. Diese Stadt hatte der Orischa Olokun gegründet, ehe noch die Erde geschaffen war. Die Omo-Olokun, die seitdem schon lange nach Südost verjagt sind, haben

die Sage hinterlassen, daß es überhaupt Olokun gewesen sei, der die Erde Ilifes geschaffen habe. Früher sei er der hier allein verehrte Gott in Illu-Olokun und in Ilife gewesen. Die Tradition hat als Namen des ersten Priesters des Meergottes Isindja, als Namen des ersten Königs Oba-Idjo hinterlassen. Von Illu-Olokun soll alle Menschheit ausgegangen sein, helle und dunkle; auch die Europäer stammen von dort! Wie gesagt, war der Name der alten Stadt früher Illu-Olokun. Heute nennt man die Stelle, auf der sie einst stand, Igbo-Olokun, weil ein großer Igbo, d. h. also ein Wald, über ihr aufgewachsen ist. Noch häufiger aber hört man den Namen Ebolokun oder Ebo-olokun, d. h. Opfer des Meergottes, weil im Walde unter den Palmen heute noch dem Poseidon des atlantischen Afrika Opfer dargebracht werden.

Nach der Ansicht der Ilifer wohnt der Meergott aber nicht nur in der See; er haust vielmehr auch in dem Flußlaufe, und einer seiner Lieblingswohnorte ist der Niger selbst. Ja, bei Ileschaleuten fand ich eine Sage, derzufolge Olokun auf einem Hügel wohnt. Der Tumulus Olokuns. Dies stimmt auch mit der oben (S. 266) wiedergegebenen Sage überein, derzufolge Olokun auf Oloruns Befehl durch Schankpanna in einen Hügel verwandelt wurde. Wo dieser heilige Hügel Olokuns, von dem ich, wie gesagt, durch Ileschaleute eingehend Kenntnis erhielt, sich befindet, halte ich nicht für richtig, hier zu sagen. Ich will mich darauf beschränken, zu erklären, daß dieser Hügel offenbar ein alter Tumulus ist, welcher, wenn auch heute nicht mehr, so doch nachweislich noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit durch einen Opfergang betreten werden konnte. Der Innenbau dieses Tumulus wird als reich geschmückt geschildert. Die Eingeborenen erklären den gesamten Schmuck an Wandbekleidungen, an Köpfen und an Körperzieraten als Gold. Danach aber, was ich selbst zu erfahren vermochte, glaube ich, daß dies ein Irrtum ist. Es handelt sich, wie mit ziemlicher Bestimmtheit heute schon gesagt werden kann, im wesentlichen um Bronzeauskleidung und nur um geringe Massen von Gold.

Dieser Olokun hat nicht nur für die Ilifer, sondern für alle dem Meere zu wohnenden Joruben eine gewaltige Bedeutung. So wird heute noch jedes Jahr dem Olo-okun, dem Herrn des Meeres, oder Olokun bei Lagos ein eigenartiges Opfer dargebracht. Man spendet einen schwarzen Bullen, schwarze Ziegenböcke, schwarze Hühner, schwarzes Tuch, dunkle Tauben. Jedermann bringt ihm einige Opfer dar. Wenn aber den Lagunenstädten eine Ueberschwemmung droht, dann werden, gut beglaubigter Angabe zufolge, heute noch ganz im geheimen zwei Mädchen und zwei Männer dem Gotte

geopfert und dazu noch ein langer Betgesang, eine umfangreiche Zeremonie absolviert. Danach soll dann innerhalb drei Tagen das Hochwasser fallen.

Die Urnen und die Glasperlen.

An dem wichtigsten Nationalheiligtume Ebolokuns hängen nun aber noch andere Sagen. In ihnen soll nach einigen Odudua und Obatalla, nach anderen aber Olokun ein großes Geschenk für die Menschen hinterlassen haben. Sie begruben also in großen Urnen, welche die Joruben „Akka", die Nupe aber „Dukun-takun" nennen, außerordentlich wertvolle Perlen, die sogenannten „Jlleke" oder „Seggi". Die Gottheit gab sie, auf daß die Menschen Jlifes reicher würden als alle anderen, und damit sie imstande seien, den Göttern umfangreiche Opfer darzubringen. Und da die Gottheit, die dies vergrub, stärker war als die anderen Götter, so konnte zunächst kein anderer Gott und das Mitglied keines anderen Clans an die Perlen herankommen. Die Perlenurnen waren vergraben an einem Platze, den eine Mauer umgab. Die anderen Götter wollten nun auch so reichliche Gaben erhalten. Es entspann sich ein Zwiespalt unter den Göttern, in dem ein jeder für die Rechte seines Clans kämpfte. Der erste, der herantrat, war Schango. Schango erlag aber im Kampfe. Dann versuchte es Oja, dann Ogun usw., einer nach dem anderen; keiner vermochte aber durch die Mauer in die Stadt einzubringen. Einst ging aber Edschu in den Himmel. Er fand das Ifaorakel. Er lernte die Wahrheiten und Weisheiten der Odu. Er erfuhr, daß zwei Weiber, zwei Ziegen und Kauri geopfert werden müßten. Edschu vollzog das Opfer. Danach fand er den Eingang in die Stadt. Er fand kein Hemmnis. Er fand ein Loch, das von oben in die Erde und in die große Grube führte. So konnte er hineingreifen und fand den Inhalt. Er nahm die Perlen heraus und gab sie dem Oni, daß der sie als Geld verwerte und dafür Opfertiere als Gabe für die Götterfeste anschaffe. Seitdem fand man jedes Jahr viele dieser Perlen, die zum Opfereinkauf und für den Oni verwendet wurden. Heute noch werden deshalb jedes Jahr zu den großen Festen Ziegen, Schafe, Kühe, Schildkröten und Schnecken sowie Palmwein geopfert, allerdings nicht mehr für Olokun, sondern für Oschalla und für Odudua. Verboten ist diesen Opfernden einmal der Hund, zum anderen, daß die Opfernden auf dem Wege zum Odudua- und Oschallatempel einander begegnen, und innerhalb des Dio oder Ridi genannten Gotteshauses der Odudua Palmwein trinken.

Wenn der Dienst und Besitz also dem Namen nach heute noch in den Händen des Oschalla-Odudua-Clans liegt, so bedeutet das

doch nur eine historische und nicht einmal vollständige Erscheinung. Die Olokunleute im Südosten sagen, daß das Heiligtum Olokun gehöre und von ihm geschaffen sei; das wußte auch jeder Jorubamann, von dem mir mancher dazu sagte, die Odudua-Oschalla-Leute hätten das Heiligtum einmal gefunden und hätten damals auf eine sehr einfache Weise das göttliche Geheimnis entdeckt. Ein Mann hätte dort seine Farm gehabt und eines Tages auf der Farm seinen Jams gestampft. Da sei mit einem Male sein Stampfmörser beim Zustoßen in die Erde versunken, und wie er nachgesehen hätte, woher das komme, habe er in dem darunter befindlichen Hohlraume die Töpfe mit den Perlen entdeckt. Der erste Topf habe in einer Höhle gestanden. Darauf hätten die Oschalla-Odudua-Leute gesagt, die Perlen stammten von ihrem Orischa. Aber jeder Jorube weiß, daß Illu-Olokun nicht von Oschalla-Odudua gemacht sein könne, und in der Tat bestätigten das alle Joruben. Das Besitzrecht am Walde steht nur den Omo-olokun zu, die folgende Ewuo haben: 1. sie dürfen keine Tätowierung haben; 2. sie dürfen niemals über die Geheimnisse des Ebo-olokun sprechen; 3. darf niemand sie sehen, wenn sie zur Ausgrabung in den Busch gehen. Ein einheitliches Speiseverbot haben sie nicht. Es sei betont, daß die Olokunleute heute nicht mehr in der Stadt, sondern verjagt sind, und daß nach der Ansicht der Ilifer demnach das ganze Heiligtum für jedermann zugänglich ist.

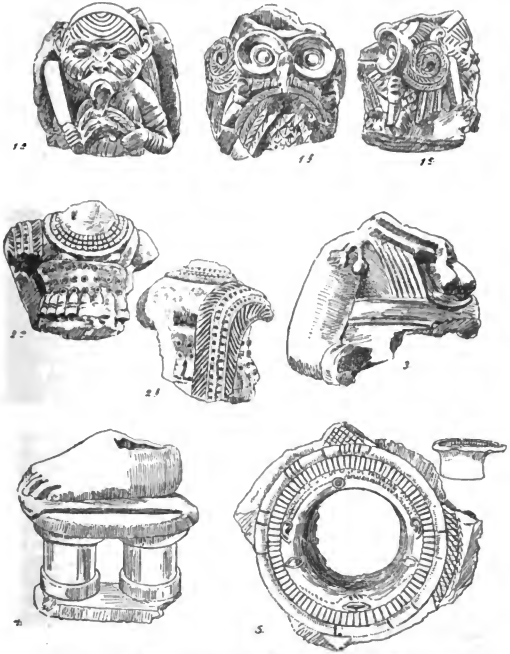
Grabungsbefund in Ebolokun und Zeugnis der Glasgießerei.

Was ist nun dieses merkwürdige, vielumstrittene Ebolokun? — Es macht unbedingt den Eindruck eines alten Gräberfeldes, das etwa 2 km im Norden der Stadt Ilife liegt. Es hat einen Durchmesser von etwa 1 km, barg und birgt in der Tat noch heute ganz eigenartige Schätze. Ueber Ebolokun ist heute ein mächtiger Wald aufgewachsen. Ich habe unter Martius' Leitung einige Schächte in das Erdreich treiben lassen. Wir sind 5 m tief, nahe dem Grundwasser gewesen, und können folgendes aussagen: die oberste Schicht von 3/4 m Dicke bestand aus außerordentlich harter und fester Erde. In ihr fanden wir schon viele glasierte Topfscherben. Dann kam anscheinend anstehender roter Lehm, und zwar durchaus homogenisierte Lateritt-masse, in der die eingelagerten Quarzblöcke weich und zerfallen, für unsere Hacken leicht zerteilbar waren. Auf 2 m Tiefe trafen wir aber auf Scherben. Der eigentliche Grabstollen scheint aber im Durchschnitt in der Tiefe von 5 m zu liegen. Denn hier erreichten wir Schwarzkohle oder Aschenmassen. Dieser Befund stimmt ganz genau mit den Angaben der Eingeborenen überein, welche sagen, daß man in dieser Tiefe auf die Töpfe mit Perlen oder aber Asche stieße.

Die alten Ausgrabungen der Eingeborenen gingen 4 bis 7 m tief. Wenn gut erhalten, sollen die Töpfe in einer Höhle stehen und dann daneben noch Gefäße und Figuren aus Terrakotta, welche man als Ebora oder Mole bezeichnet, sich finden. Die Töpfe sind aus einer zementartigen, steingutartigen oder porzellanartigen Masse. Sie sind 35 bis 60 cm hoch, und von 27 bis 40 cm Durchmesser. Sie haben im allgemeinen eine Eiform, und zwar ist die Spitze unten und die Oeffnung auf der breiteren Seite. Die Wandung ist 2 bis 3 cm stark (siehe die Tafel: Urne und Scherben aus Ebolokun). Oben sind sie mit einem unregelmäßigen Glasgusse von ¼ bis 2 mm Stärke bedeckt. Außen war ein solcher Glasguß vordem, wie sich am Rande nachweisen läßt, auch vorhanden, ist aber verwittert. Einen ausgebildeten Rand haben die Töpfe nie. Als Deckel dient eine oben konvex gewölbte Platte oder Kuppel, in die drei bis vier Löcher als Griff für die Finger eingelassen sind. Im Innern finden sich die Glasperlen, Ringe, unregelmäßige Glasröhren und ganz auf dem Boden stets eine kleine 5 bis 7 cm im Durchmesser haltende Verschmelzung kleiner Glasstücke. Bei den Perlen wie bei den Töpfen und dem Glasguß kommen an Farben vor: hellgrün, weißgrün, dunkelrot, braun, blau. Wesentlich für die Frage der Herstellung und Verwendung dieser Urnen ist es, daß die Sprünge in den Gefäßen von derselben Glasmasse ausgefüllt sind, die auch den Glasüberzug innen und außen bildet. Professor Schäfer hat daraus den Schluß gezogen, daß diese Töpfe dazu gedient haben, Glas zu schmelzen. Eine wichtige Anregung, die nicht unbeachtet bleiben darf, wenn auch die geringe Weite der Topföffnung die Geschirre für solche Verwendung nicht gerade übermäßig geeignet erscheinen läßt. Jedenfalls beweist die große Menge der von uns entdeckten Scherben, Glasgüsse, Schlackenmassen usw., daß hier in alter Zeit an Ort und Stelle die Glasindustrie geblüht hat. Wir erkennen darin, *daß die Glasperlen, die man sonst schon häufig genug in Afrika fand, nicht nur importiert, sondern in großer Menge an Ort und Stelle hergestellt wurden.*

Terrakottakunst.

Fast noch wichtiger als diese Glas- und Steingutfunde sind die Ebora oder Mole, allerhand Terrakottawerk, das von den einfachsten Töpfchen und Schälchen bis zu den kunstvollsten Formen und Porträtdarstellungen sich steigert. Da haben wir z. B. das auf S. 337 als Fig. 5 dargestellte Stück, welches den Eindruck eines Urnenkragens macht. Auf dem inneren Rande sind unten ein Mund, seitlich zwei Ohren, oben zwei Augen dargestellt. Die Erklärung der Eingeborenen ist vollkommen überzeugend, doch können sie sonst



Terrakottafunde aus Ilife. 1. Teil eines Gefäßes mit Mann und Eule, 11 cm hoch. 2. Torso, reich gekleidet, 10 cm hoch. 3. Fragment einer reich gekleideten Torso, 17 cm hoch. 4. Fuß auf Podest, 20 cm hoch. 5. Urnenkragen (?) mit Mund-, Augen-, Ohren- und Stirntätowierung (siehe S. 336); Durchmesser des äußeren Ringes 14 cm.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

über die einstige Verwendung nichts sagen. Fast scheint es so, als ob wir es hier mit einem Röhrenstück zu tun haben, welches etwa oben auf ein Grab gesetzt wurde, und durch das man, gleichwie durch einen Mund, dem unten befindlichen Toten Opfer darbringen konnte. Andere in Ebolokun und Ife gefundene Stücke stellen Köpfe dar.

Der bronzene Olokunkopf.

Ehe wir aber auf diese wichtigste unter unseren Entdeckungen des näheren eingehen, muß ich jenes eigentümliche Erbstück aus alter Vergangenheit beschreiben, welches als Haupt des Gottes Olokun bezeichnet wird. Von diesem habe ich zwei Tafeln gebracht. Das ganze Stück mißt von der Spitze des Diadems bis zum Halsabschnitt 35½ cm, das Gesicht ist vom Stirnrand bis zum Kinn 16½ cm hoch. Es ist in verlorener Form gegossen und außerordentlich fein ziseliert, so wie die besten römischen Stücke. Das Antlitz kann nicht als das eines „Negers" bezeichnet werden, wenn es auch mit einer ganz feinen Linientätowierung überzogen ist, die von vornherein die Einschleppung aus einem fernen Lande widerlegt. Der Ansatz der Lippen, die Bildung der Ohren, die Linienführung des Gesichts beweisen uns, einzeln betrachtet, die Vollendung eines Kunstwerkes, als welches das Ganze überhaupt erscheinen muß. Bemerkenswert ist vor allen Dingen das Diadem, welches den Kopf schmückt. Es zeigt in der Mitte eine Blüte, hinter der ein geflochtener, in einer Knospe endigender Stab aufwächst.

Das gleiche Diadem im Mittelmeer und im Jorubaland.

Dieses Diadem erinnert mich unwillkürlich an einige Kunstwerke, welche in Sardinien, und zwar auch dort im Bereiche einer wundervoll entwickelten Terrakottakunst entdeckt wurden. Es sind zwei maskenartige Gebilde, welche von meinem Bruder 1910 in Kagliari skizziert wurden. Ich habe diese Art von Masken sowohl in den Museen in Tunis, als auch in Sardinien mehrfach vertreten gefunden. Die Stilform wechselt; bald werden wir mehr an das Griechische, bald an Aegyptisches erinnert. Die meisten Köpfe weisen eine Tätowierung auf, und zwar einige solche mit Strichnarben, andere in Knoten. Einmal ist darunter auch ein typischer „Neger" zur Darstellung gebracht. Die beiden Stücke, welche ich hier auf der zweiten Tafel des Olokunkopfes wiedergebe, haben im Museum von Kagliari die Nummern 5214 und 20848. Das eine hat jederseits vier, über die Backe verlaufende Tätowierungslinien, das andere fünf. Auf dem ersten erkennen wir ein quer über die Stirn gezogenes Band, das in der Mitte offenbar eine Blume, darüber aber eine Knospe trägt. Auf dem zweiten Kopfe haben wir wiederum das Diademband und mehrere Blüten, die aber nach oben

abermals eine Knospe tragen. Nun möchte ich erwähnen, daß ich einen Terrakottakopf aus Ife kenne, welchen ebenfalls wie den Olokunkopf zwei hier eingekratzte Blüten und Knospen schmücken. Das Stück ist im übrigen schlecht gearbeitet, aber jedenfalls alt und deswegen von großer Bedeutung.

Wir finden also an zwei Oertlichkeiten, welche beide an den Küsten Afrikas liegen, nicht nur in der alten Zeit ein hochentwickeltes Terrakottagewerbe, sondern auch Uebereinstimmung in Einzelheiten, wie z. B. in diesem Diadem, welches hier wie dort Stirnband, Blüte und Knospe zeigt. Wir wissen aber weder von den nordafrikanischen, noch von den westafrikanischen Terrakotten, welches Volk es gewesen ist, das sie herstellte. Daß man im Norden hierfür die Phönizier in Anspruch nimmt, entspricht einer Gepflogenheit, welche mehr einer traditionellen Verherrlichung der Phönizier als einer kritischen Beurteilung der wirklichen, produktiven Fähigkeiten dieses Volkes entspringt.

Aber noch eins ist von dem Olokunkopfe zu sagen: Nachdem er ausgegraben wurde, sprang ein Stück von einer Ecke ab, und dabei zeigte es sich, daß der Kopf mit Eisenstiften durchsetzt war. Es ist ja möglich, daß diese Eisenstifte als Verbindungsglied beim Hohlguß gedient haben. Anderseits möchte ich darauf hinweisen, daß wir auch bei den Terrakottaköpfen Eisenstifte als Haardarstellung und Lockenschmuck in Lücken eingelassen fanden. Ich stelle demnach fest, daß ich Eisenlocken an dem aus Granit bestehenden Idena, Eisennägel auf dem Oranja-Zahnstein, Eisenstifte im Olokun-Bronzekopf, Eisenlocken in den Terrakotten fand. — D. h. also, daß in jener alten Zeit das Eisen den Menschen als Schmuckmaterial diente! *Eisen als Schmuckmaterial an den archäologischen Funden.*

Wir haben damit das edle Bronzewerk, welches das von dunkelhäutigen Menschen bewohnte Afrika geboten hat, erledigt und wollen nun zur Betrachtung der Terrakotten übergehen, die zum Teil aus Ebolokun, zum Teil aus der tiefen Erde Ilifes stammen und dem Bronzewerk durchaus als gleichwertig zur Seite gestellt werden können, wenn sie es nicht an Schönheit noch übertreffen. Diese Köpfe sind auf einigen Tafeln wiedergegeben. Man sieht ihre große Verschiedenartigkeit, und ich brauche mich nicht auf Schilderungen der Einzelheiten einzulassen. Jedem Beschauer wird sich der Eindruck aufdrängen, daß wir es hier mit Porträts zu tun haben. *Terrakottaporträts.* Untereinander weichen sie an Vollendung wie Typus ab. Der eine ist ein vollständiger Neger, andere sind vom Negertypus so weit

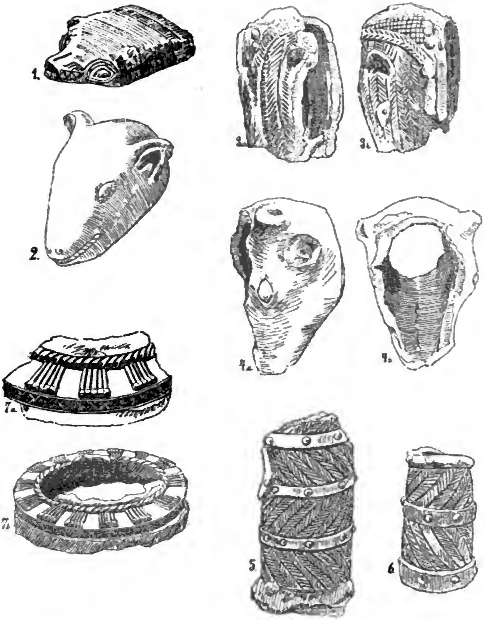
entfernt, daß wir an Libyer und Berber denken müssen. Gerade die vornehmeren Köpfe sind auch die besser ausgeführten. Vor allen Dingen aber stimmt die Tätowierung und der Gesamtgesichtsausdruck aller besseren Stücke ganz genau mit dem überein, was wir am Olokunkopfe beobachten können. Ich glaube, es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß wir es hier mit einer Kunst zu tun haben, die sich lokal bis zu einer verblüffenden Höhe entwickelt hat. Zumal derjenige Kopf, welcher von den Eingeborenen, ich weiß nicht aus welchem Grunde, den Namen „Mia" empfangen hat, muß als das bedeutendste uns bislang bekannt gewordene Kunstwerk bezeichnet werden, das auf afrikanischem Boden außerhalb des schmalen Niltales und jenseits des römischen Bezirkes entdeckt worden ist. Einheitlichkeit und Höhe der Porträtkunst dürfen wir als wichtigste Symptome dieser unserer Entdeckung bezeichnen.

Wir können aber noch einige andere Beobachtungen an den Relikten dieser alten Zeit machen. Die Leute müssen damals eine sehr schöne und reiche Kleidung besessen haben. Besonders der auf S. 337 als Fig. 2 dargestellte Torso zeigt hierin eine bemerkenswerte Vollständigkeit. In den Löchern, die den Leibkoller und das Schulterstück überziehen, waren vielleicht vordem auch Metalle, vielleicht Eisenstifte, zum Schmuck eingelassen. Das über die Schulter geworfene Ende des Kleides zeigt Musterung der alten Weberei. Gerade dann, wenn wir auf die Handfertigkeit der Joruben einzugehen haben, werden wir uns erinnern müssen, daß die Weberei damals schon so schöne Kleider hervorgebracht hat.

Andere Stücke unter unseren Terrakotten dienten vielleicht den Bildnissen als Sockel (S. 341, Fig. 7). Dann aber finden wir ein eigentümliches Bruchstück, das seinerzeit wohl einmal einem Gefäß angehörte (S. 337, Fig. 1). Auf der einen Seite sehen wir eine Eule, deren Hakennase stark lädiert ist, auf der anderen Seite eine ganze Figur mit einer Waffe in der Hand dargestellt. Diese Figur erinnert sehr an die Darstellung auf dem Quarzhenkel (S. 318) und auch wieder an Bes-Darstellungen. Der Gott Bes war aber bekanntlich nicht ein ägyptischer, sondern ein von außen in das Niltal eingeführter Gott.

Alle diese Dinge und auch einige der nachfolgenden werden sowohl in Obolokun, als auch in der Stadt, und zwar hier unter alten Mauern, unter Bäumen und an heiligen Plätzen in einer Tiefe von 5—8 m gefunden. Mit einem Hinweise auf das als Kapitelvignette S. 347 abgebildete Stück möchte ich meine Beschreibungen schließen. Wir sehen hier auf einer gebrannten, viereckigen, dünnen

Kacheln und Architektur im allgemeinen.



Terrakottafunde aus Ilife, anscheinend zumeist Architekturschmuckteile. 1 Tierkopf, 11 cm lang; 2 Widderkopf, 12 cm lang; 3 desgleichen, 17 cm hoch; 4 desgleichen, 19 cm hoch; 5 und 6 Röhren, erstere 38, letztere 27 cm Umfang; 7 a ein 18,5 cm breites Bruchstück eines Sockels (?), der in 7 b rekonstruiert ist.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Platte ein Krokodil in S-Form derart dargestellt, daß es nach zwei Seiten hin in einen anscheinend fest gebundenen Kopf ausläuft. Leicht zu erkennen sind die Einzelheiten nicht. Die Darstellung der Beine scheint aber darauf hinzuweisen, daß das Tier auch hier mit Stricken gefesselt, und mit einer ähnlichen, über dem Kopf vor den Augen befindlichen Fessel, die in Strickwerk und Trobbeln endet, gleichwie mit einem kunstvollen Tragkorb, auf die Platte befestigt erscheinen soll. Die übrigens flache Hinterseite der Platte zeigt nun am oberen Ende eine nach hinten vortretende Auskragung. Damit ist die Bedeutung und das Wesen des Stückes erklärt. Es ist eine alte Kachel, die der emsige Martius in den Trümmern des alten Onipalastes gefunden hat. Aus derselben Ecke stammen noch verschiedene andere Stücke, Röhren mit eigenartiger Fischgrätenmusterung, Köpfe, die offenbar wohl Widder darstellen. Diese Stücke sind weniger sorgfältig hergestellt wie die Kachel. Sie dürften also nur in einem ziemlich großen Rahmen zur Wirkung gekommen sein. Die Fundstelle läßt uns schon das vermuten, worauf auch schon andere Anzeichen hinweisen, daß wir es hier mit Teilen der Architektur des alten Onipalastes zu tun haben. In der Tat erheben sich auch heute noch die Mauern des erwähnten Gebäudes auf dem Fundamente einer Zeit, in der man nicht mit Luftziegeln, sondern mit gebrannten Ziegeln baute. Der Vorderteil des Onipalastes — und das ist eine sehr wichtige Feststellung — repräsentiert heute seinem Grundriß zufolge noch genau den gleichen Bau, wie er zur Zeit der beginnenden Blüte dieser Kultur errichtet wurde. In der Kachel sehen wir also ein Signum der Schönheit des äußeren Schmuckes, wie wir im Fundament die Erhaltung eines alten Bauwerkes begrüßen dürfen. Damit ist ein wesentlicher Schritt zur Erkenntnis der alten Architektur dieses merkwürdigen, archäologisch so bedeutsamen Zeitalters gewonnen.

Wir kommen also zu der Schlußfolgerung, daß die Architektur des Altertums die gleiche war, wie die heute noch übliche; daß die Höhe dieser Kultur in technischer Hinsicht im Terrakottagewerbe erreicht wurde, und daß die bedeutendsten Kunstleistungen nicht in Stein, sondern in Terrakotta ausgeführt wurden; daß gleichzeitig die Bronzetechnik, und zwar das Verfahren in verlorener Form, damals den Leuten bekannt und vertraut war; daß das Eisen ihnen wesentlich zum Schmucke diente; daß sie an Ort und Stelle in steingutartigen Urnen Glasperlen, sei es zu welchem Zwecke auch, aufbewahrten, und daß sie Steingut und Glas zu erzeugen wußten; daß die Weberei bei ihnen hoch entwickelt war; daß die Stein-

monumente zwar technische Geschicklichkeit und in dieser Hinsicht gute Belehrung, sonst aber eine Kultur darlegen, welche noch nicht bis zum Verständnis monumentaler Steinverwertung herangereift war; daß vor allen Dingen die große bedeutsame Idee des Weltbildes im Sinne des Templum damals schon herrschte.

□ □

Entwicklungs- und Verniggerungsweg der hohen Ifekunst.

Wir wollen nun in diesem Kapitel noch kurz die Frage erörtern, ob jene alten Monumente in irgendeiner Weise mit dem Entwicklungsgang der Kultur, sei es eine ältere in aufsteigender Linie, sei es eine neuere, die etwa bis zu uns geführt haben kann, in Verbindung gebracht werden können.

Ich habe zunächst festzustellen, daß ich unter den Funden in Ife oder überhaupt im Jorubalande bei allen Grabungen und Nachforschungen, die ich mit meinen Leuten von 1909 bis 1912 angestellt habe, durchaus nichts gefunden habe, was uns einen Anhaltepunkt dafür gäbe, daß diese hohe Kunstfertigkeit sich an Ort und Stelle autogenetisch, d. h. aus sich selbst heraus, entwickelt habe. Wenn wirklich ältere Typen vorhanden wären, die als primitivere Formen, gleichsam als Vorläufer und Ausgangspunkte der hochentwickelten Terrakottakunst gelten könnten, so hätte ich sie nach meiner Ansicht irgendwo antreffen müssen, denn die Eingeborenen achten selbst sehr emsig auf alle Funde aus alter Zeit. Es ist aber absolut nichts aufzutreiben gewesen, was auch nur annähernd als eine Vorstufe der Ifiser Höhe bezeichnet werden könnte. Die Terrakotten, der Bronzeguß, die Kacheln, die Steinguttöpfe treten uns als fertige Typen entgegen. Eine ältere Unterschicht war bislang nicht nachweisbar. Und das will, da mir doch mehrere hundert Stück Altertümer aus den verschiedenen Gegenden des Landes durch die Hände gegangen sind, schon etwas sagen, wenn es auch nicht durchaus beweiskräftig ist. Vielmehr ist es möglich, daß eines Tages an irgendeiner Stelle der Küste oder des Inlandes oder aus den Wäldern oder Lagunengegenden ein Fundort bekannt wird, an dem sich auch ältere, weniger selbständige und weniger ausgeglichene Formen ausgraben lassen. Immerhin haben wir bis jetzt kein Recht, die hier gefundenen Formen als autogenetisch in Anspruch zu nehmen. Eine Vorentwicklung fehlt bislang, so daß man unbedingt an Ort und Stelle den Eindruck gewinnt, als habe dieses edle

Kulturgut, von außen herbeigebracht, in seiner Entwicklung eben sehr bald diese Höhe des Charakteristischen und Vollendeten erreicht.

Ganz anders klingt die Antwort auf die Frage, ob wir nicht Nachwehen der alten Kulturperiode, die bis zu uns und in unsere Zeit herüberzittern, auffinden können. Diese Frage muß unbedingt bejaht werden. In bezug auf den geistigen Inhalt dieser Kultur habe ich ja im 13. Kapitel den Beweis erbracht, daß die Idee des Weltbildes unter dem Namen des Ifadienstes bis heute noch im Kultur- und Geistesleben weiterwirkt. Vergleichen wir die heutigen Gebäude mit dem Grundriß des Onipalastes, den wir als uralten erkannt haben, so stellen wir mit Leichtigkeit fest, daß die Architektur in ihren Grundgesetzen sich nicht geändert hat. Wohl aber fehlen heute die Kacheln und der ganze Terrakottaschmuck. Die Architektur macht alles in allem den Eindruck heruntergekommener Größe. Dieses Bild werde ich im nächsten Kapitel noch weiter auszumalen haben. Weiterhin können wir sagen, daß die Terrakottaherstellung im Jorubenlande selbst zwar ausgestorben ist, daß aber die verwandte Bildnerei in Wachs und damit der Bronzeguß heute noch weiterleben.

Diejenige Stadt, welche über den Bronzeguß mit ihrem reichen Besitztume und Monumentenschatz am besten Auskunft geben kann, ist selbstverständlich Benin. Unter dem Schutte dieser Stadt fand sich mancher Kopf, der zwar nicht in der alten, klassischen Schönheit wie die Mia erstrahlt, der wohl aber noch gleiche technische Vollendung aufweist, und dem durchaus nicht die Schönheit abzusprechen ist. Vergleichen wir dann die Schätze von Benin eingehend untereinander, so sehen wir, daß alle besseren Stücke, alle Stücke alter Patina und gleichzeitig älterer Legierung besser gearbeitet, gründlicher durchgebildet und verständnisvoller hergestellt sind, als die jüngeren der Holländerperiode. Und diese wieder übertreffen sowohl in der Technik wie in der Form alle Machwerke des heutigen Tages. Nun sind ja selbstverständlich ältere Bronzestücke ganz besonders selten. Die Aschanti erzählten mir von einem Gesetz, demzufolge früher beim Tode eines Königs alles königliche Bronze- und Goldgerät, soweit es nicht mit in das Grab des Herrschers wanderte, umgegossen wurde. Mit dem Umguß trat aber, wie wir deutlich in der Form erkennen, keine Verbesserung oder künstlerische Vertiefung, sondern im Gegenteil eine Verflachung und zuletzt, um diesen typischen Ausdruck zu verwenden, eine „Verniggerung" ein. Was heute noch an Bronzeguß hergestellt wird, muß als durchaus

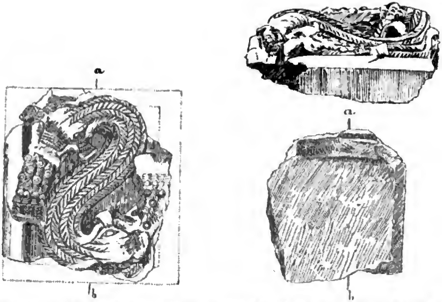
negerhaft und recht niedrig stehend bezeichnet werden. Hierfür kann nicht die Tatsache allein verantwortlich gemacht werden, daß mit der massenhaften und stets zunehmenden Einfuhr von Messingmaterial die Herstellung billiger wurde. Es ist zwar sicher, daß der eminente Import nicht verbessernd auf die Kunst eingewirkt hat. Denn da das Material nicht mehr so wertvoll war, wie in alter Zeit, so ward seine Verwendung trivialisiert und banalisiert. Was in älterer Zeit goldeswert war, ward zum gemeinen Nickel. Viele unfähige Handwerker und ungeschickte Hände beteiligten sich bei dem Zustrom des Materials an seiner Verwertung. Sicherlich ist ein derartiger Einfluß erkennbar. Aber er erklärt uns nicht allein das absolute Aussterben der Kultur, welches vom alten Olokun bis zu unseren Tagen hin in einer stetigen Linie vor sich gegangen ist.

Vergleiche den Nachtrag Nr. 9 im 17. Kapitel.

Dieselbe Degeneration der Kunst läßt sich aber auch am Steinhandwerk nachweisen. Die alten Stücke sind in Quarz und Granit hergestellt. Ich habe einen einzigen Kopf, und zwar ein Affenbildnis gefunden, welches offenbar aus alter Zeit stammt, und das aus Speckstein geschnitten ist. Im übrigen verschmähte aber die alte Kunst den Speckstein so gut wie ganz. Neuere Machwerke sind nun ausschließlich aus Speckstein hergestellt und fallen durch ihre Grobheit und ihre durchaus afrikanische Plumpheit im Aeußeren, ihre Geschmack- und Charakterlosigkeit auf. Nun habe ich im Distrikt von Offa durch Nachgrabungen feststellen lassen, daß auch dort in jüngerer Zeit, d. h. um die Zeit der Holländer herum, noch Steinfiguren in großem Maßstabe, sogar größere als die von Ife, hergestellt wurden. Sie zeigen, wie die beifolgenden Tafeln erkennen lassen, die Vorliebe, den Haar- und Kopfschmuck so phantastisch zu gestalten, wie nur möglich, genau wie die gleichaltrigen Beninbronzen. Sie sind aber auch schon von einer derartigen Kümmerlichkeit der Formen, daß sie als Kunstwerke überhaupt nicht mehr, wohl aber als specksteinerne Belegstücke der Dekadenz wichtig sind.

Dabei hat sich während dieser ganzen Entwicklung nach unten die Form als solche dem Grundgedanken nach nicht sehr verändert. Wir sehen dieselben hohlen, nach oben offenen und an den Hälsen abgeschnittenen Terrakotten und Gußstücke, wie im Olokun, dann in den alten, besseren Beninbronzen und endlich in den allerschlechtesten Machwerken des heutigen Tages, die auch noch als sogenannte Beninbronzen auf den unermüdlichen Raritätenmarkt wandern. Es ist also ein ausgesprochener Weg abwärts, dem gegenüber wir, rückwärts sehend, bislang noch keine nach oben führende Entwicklungsreihe nachweisen können. In derselben Weise also, wie die Architektur

von den mächtigen Verhältnissen des Onipalastes zu den dürftig ausgeführten Wohnhäusern des Heiligtumes herabführt, gleitet die hohe Kunst Ifes zum heutigen Handwerksprodukt abwärts. Die große Vergangenheit ist verblüht; die Kunst ist „verniggert". Das ist das wichtige Resultat unserer Untersuchung in bezug auf den Werdegang der atlantischen Kunstgröße.



Terrakottakachel, die vordem als Glied einer großen Reihe die Fassade des Onipalastes schmückte. 13 cm hoch.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Sechzehntes Kapitel.

Atlantis.

Zusammenfassung. — Verwandtschaft der Jorubenkultur in Afrika (Architektur, Bewaffnung, Kleidung, Religion, Steinperlindustrie). — Das Alter der Jorubenkultur. — Die Phönizierfrage. — Geschichtliches über die Etrusker und die „Westmächte" des Mittelmeeres im 13. vorchristlichen Jahrhundert. — Der Atlantisroman. — Einzelheiten des Atlantisromanes. — Forschungsaufgaben für andere.

Gesamtergebnis.

Wir sind, beginnend mit der Schilderung unserer Wanderungen und unseres ersten Ringens mit dem zähen. jorubischen Geiste, bis hierher einen weiten Weg gegangen, und haben dabei rechts und links vom Pfade allerhand Bilder vor uns auftauchen sehen, die in ihrer Art eigentümlich genug sind, um sie uns jetzt noch einmal kurz ins Gedächtnis zurückzurufen.

Archaistisch unafrikanisch mutet uns der Geist dieser Menschen an, die in klarem Bewußtsein und in zähem Kampfe um den ererbten Clanbesitz eine Einigkeit zeigen, wie sie sonst in Afrika nicht die Familien, sondern nur die Stämme, oder, wenn wir so hohe Begriffe anwenden dürfen, nur Nationen im Kampfe um die Erhaltung ihrer

Stammes- und Nationalheiligtümer, nie aber einzelne Gruppen so wie diese Sippen an den Tag legen. Das ist nicht negerhaft! — Wir haben dann gesehen, wie diese Menschen nach gut organisiertem Plane und nach wohlerwogenen Gesichtspunkten ihre Nachkommenschaft erziehen; nicht nur gefühlsmäßig, wie das sonst bei Naturvölkern zu beobachten ist, sondern bewußt und logisch; wir haben dann die Funktionen der Staatsgewalt beobachtet, in der die Wucht einer archaistischen Bundesinstitution und Sippenvertretung planmäßig die Hand am Ruder hält, haben vor allen Dingen erkannt, wie dieses ganze Volk eine religiöse, klar umschriebene und durchgebildete Sozialorganisation darstellt, deren Clane als Einzelzellen Nachkommenschaften der Höchsten, der Orischas, sind. Diese Orischas sind aber nicht schwankende, dämonische, afrikanische Fratzen, sondern wohlgebildete, mit Mythen umkränzte, durch gesondertes Kulturgerät geheiligte und ausgezeichnete, aus der Natur geborene, wahrhaftige Göttergestalten, die nach bestimmten Gesetzen die Verbindungen ihrer Nachkommenschaften regeln und in ihnen immer wieder menschliche Formen annehmen. An der Spitze dieser Götter steht der gewaltige Donnerer, der, mit der Doppelaxt und dem Widdersymbol, gehüllt in eine durchsichtige Sonnenlegende, dem Oberherrn der älteren, mythischen Vorzeit nordischer Völker so sehr ähnlich ausschaut.

Dann sind wir dem Orakelgerät und dem Sinne der Urlegenden nachgegangen und haben das Ueberraschende gesehen, daß hier ein eminentes Weltbild den Staat und die Clane, die Vergangenheit und die Gegenwart, die Lebenden und die Toten miteinander verbindet. Es ist ein System, wie wir es so gut erhalten nur aus der römischen Urzeit von den berühmten Etruskern kennen. Der Mittelpunkt dieses alten Templum, in dessen Rahmen die ganze Götterwelt der Sechzehnzahl in angemessener Eingliederung heimisch ist, baut sich auf in der Vorstellung um einen Mittelpunkt, den die alte, heilige Stadt, die Burg der Gottheit des Meeres, einnimmt, die heilige Stadt, in der Altertümer von klassischer Schönheit, Werkstücke der älteren Kunst und Belege heute längst erstorbener Handfertigkeiten dem Boden entrissen werden konnten. Wohl erkannten wir in dem ganzen Befunde keine Belege autogenetischer Entwicklung dieser eminenten monumentalen Kunst an Ort und Stelle, wohl aber eine Linie der Verkümmerung auf mehreren Gebieten, die vom Altertum bis in die Neuzeit verläuft, eine Verkümmerung, die wir als „Verniggerung" in Anspruch nehmen müssen.

Es ist ein weiter Weg gewesen, den wir gegangen sind. Aber wir haben dabei Dinge kennen gelernt, deren Bedeutung tief in

die Entwicklungsgeschichte der Menschheit hineinleuchtet. Denn als Schluß aller dieser Schilderungen und Beobachtungen können wir wohl mit Recht sagen, daß wir hier ein Volk und eine Kultur kennen gelernt haben, deren beide Hauptsymptome einmal eine großartige Geschlossenheit, eine gewaltige Einheitlichkeit und charaktervolle Vollständigkeit und zum andern verblüffende Selbständigkeit und Selbstverständlichkeit im Stil sind. Da nun diese Kultur an den Ufern des atlantischen Ozeans heimisch ist, bezeichne ich sie zunächst deshalb schon als eine atlantische. Warum ich ein Recht dafür zu haben glaube, dies Wort „Atlantisch" noch in ganz anderem, nämlich in historischem Sinne zu verwenden, das will ich im folgenden auseinandersetzen.

Auf jeden Fall drängt sich nun die Frage auf, woher diese atlantische Kultur, die sich augenscheinlich sehr lange und durchaus erfolgreich gegen den Verfall gewehrt hat, gekommen sein könnte. Die Tatsache ist eine erstaunliche. Noch jede Kultur, die dieser Küste zugewandert ist, sei es auf dem kontinentalen Landwege aus dem Innern, sei es auf dem Seewege von außen, verkam nach einiger Zeit des Bestehens fast so vollständig, daß sie nichts weiter hinterlassen hat, als ganz äußerliche Symptome. Es ist gleich, ob wir nach den Spuren unserer, nun schon vier Jahrhunderte währenden europäischen Kolonialübertragung oder nach ev. wesentlicheren Rückwirkungen der schon mehrfach vom Innern her zu diesem Oekumenerande vorgerückten islamischen Einflüsse ausschauen. Wo einst in Sansalvador im christlichen Kongoreiche des Mittelalters Dome und Kirchen standen, existieren die damals eingewanderten Heiligen nur noch als kümmerliche Fetische. Und wo der Islam vor noch nicht alter Zeit Moscheen und Schulen besaß, kennt das Volk heute nur noch die Verwendung der Safis, der Koransprüche, die, auf Papierzettel geschrieben, in buntes Leder eingenäht, ein besonders kräftiges Amulett sind. Das innere Wesen erstarb, und nur noch äußerliche, schwache Symbolik blieb bestehen.

Wie anders die unermeßlich ältere atlantische Jorubenkultur, deren Weltbild und Göttersystem, deren Sozialgesetze und Clanbildungen, deren Architektur und Manufaktur zwar auch nicht mehr jugendfrisch sind, dennoch aber als leicht erkennbare selbständige Gebilde fortleben. Das ist eine gewaltige Tatsache für jeden, der die Abflachungs- und Verkümmerungs- und Verniggerungstendenz der afrikanischen Kulturen studiert und allenthalben wiedererkannt hat. Die Götterburg der sechzehngliedrigen Ifareligion thront als einzige

und prunkhafte Burg auf einem Berge, der über der afrikanischen Geistesniederung hoch emporragt, und dessen Glanz weithin leuchtet über die Flächenlandschaften dieses Erdteiles.

Die Frage nach der Verwandtschaft, dem Ursprunge und dem Einflußgebiet dieser Einzelerscheinung ist derzeit die bedeutungsvollste der afrikanischen Kulturgeschichte.

□ □

Die Verwandtschaft der atlantischen Jorubenkultur in Afrika selbst.

Das Problem der Verwandtschaft.

An der Spitze dieser Erörterung stelle ich zunächst fest, daß die jorubische Kultur unbedingt, wie sie uns heute entgegentritt, als eine afrikanische bezeichnet werden muß. Ich meine das in dem Sinne, daß sie nicht nur als leicht wegzublasender, von außen aufgewehter Flaum auf afrikanischer Erde liegt, sondern daß sie fest mit ihr verwachsen ist. So tief wie die Terrakotten unter dem homogenisierten Erdreiche des Jorubalandes liegen, so fest eingegliedert und verwachsen mit dem Geiste seiner Bewohner ist die Kultur selbst. Es ist hier eine Kultur, die Fleisch und Blut angenommen hat, und als eine eingeborene lebt, wahrhaft lebt. Somit tritt uns die Frage entgegen, ob diese Kultur sich hier im Lande ausgebildet hat, oder ob sie von außen her hierher verpflanzt wurde, d. h. ob sie als eine autogenetische oder als eine symphonische, mit auswärtigen Kulturen in Verbindung stehende zu betrachten ist. Es ist die Frage, ob sie hier entstand, und wenn sie von außen gebracht wurde, auf welchem Wege.

Und es ist unbedingt festzustellen, daß diese Kultur ihre Zwillingsverwandten hat. Wir haben gesehen, wie fein gegliedert und sublim, wie sorgfältig ausgebildet und herangereift die Templumidee, die Vorstellung der Gliederung des Weltbildes bei den Joruben ist, und wir fanden, daß genau die gleiche Anschauung, um wenigstens den zunächst liegenden Fall zu erwähnen, bei den alten Etruskern bestand. Derartige Uebereinstimmung zwingt zur Annahme der ursprünglichen Verwandtschaft und Bruderschaft. Und zwar werden wir zu dieser Voraussetzung um so mehr gedrängt, als auch das jorubische Weltsystem nach allen Funden und Feststellungen in Ife auf einem vorchristlichen, altertümlichen Nährboden entstanden sein muß, der, zeitlich wie wesentlich, genau der alten etruskischen Kulturbildung entspricht. Es wird unsere Aufgabe sein, diese Verwandtschaft

später noch weiter zu prüfen. Hier stellen wir sie aber als Voraussetzung an die Spitze und begeben uns zu der zweiten Frage, ob die Beziehung dieser etruskischen, auch sonst im Mittelmeer weit verbreitet gewesenen Kultur in dem atlantischen Gebiete sich auf kontinentalem Wege, d. h. quer durch den Erdteil, abgespielt hat, oder ob die Beziehung den Weg auf dem Meere, d. h. durch die Säulen des Herkules (die Meerenge von Gibraltar), genommen hat.

Bei solcher Fragestellung wird es gut sein, die sachliche Erörterung mit einem Hinblick auf die grundlegenden Prinzipien der Kulturgeographie überhaupt zu beginnen. Bekanntlich hat die Geschichte der modernen Völker- und Kulturkunde mit einem dogmatischen Kampfe zweier, einander schroff gegenüberstehender Parteien eingesetzt, von denen die eine, von der Ebenmäßigkeit der Kulturentwicklung in allen Teilen der Welt ausgehend, jede Kultur an ihrem Platze einzeln für sich entstanden sein lassen wollte, von denen die andere aber, auf die Armut der menschlichen Entwicklungsfähigkeit hinweisend, alle Kultur durch Beziehung und Verwandtschaft, also durch Uebertragung erklären wollte. Die Kulturentwicklung in lokaler Abgeschlossenheit bezeichne ich als autogenetisch, die durch Uebertragung und Zusammenfließen mehrerer Elemente emporgetriebene als symphonische. Es versteht sich von selbst, daß ein schroffer Gegensatz von autogenetischer und symphonischer Entstehung überhaupt nicht besteht. Man wird im allgemeinen annehmen können, daß alle Kulturentwicklung einer Bewegung im Raume entspricht. Indem z. B. ein Volk aus seinem Wohnsitze mit bestimmten Eigenschaften und nachbarlichen Beziehungen in einen anderen mit abweichenden Eigenschaften und anderen Nachbarschaften ausgestatteten übersiedelt, wird es seine Kultur umbilden, den Menschen und Verbindungen des neuen Raumes entsprechend. Ebenso ist eine kulturelle Umbildung und Entwicklung anzunehmen, wenn die Nachbarn, und damit die Anregungen von außen her, wechseln. Im allgemeinen kann man sagen, daß Milieuwechsel der Kultur oder der Völker mehr autogenetische Entwicklung, dagegen Verschiebung der äußeren Beziehungen mehr symphonische Entwicklung zur Folge hat.

Alle diese Erscheinungen lassen sich aber bei dem fließenden Charakter der Kultur nicht nach einigen wenigen Gesetzen kategorisch aburteilen, sondern man wird jede Frage solcher Art von Fall zu Fall erörtern müssen. Als Grundlage solcher Untersuchung habe ich seit 1898 in „Petermanns Mitteilungen" und in „Ursprung der afrikanischen Kultur", dann in dem kleinen Buche: „Probleme der

Kultur" und zuletzt in dem Werkchen: „Kulturtypen aus dem Westsudan" eine Untersuchungsmethode zu begründen gesucht, welche davon ausgeht, immer mehrere Symptome bestimmter Kulturen, sowohl der geographischen Verbreitung und Umbildung in bestimmten Provinzen, als in der Beziehung nach außen zu untersuchen. Ohne Schwierigkeit hat sich für mich damals die Tatsache ergeben, daß die meisten Kulturbeziehungen in der Entstehung, Verbreitung und Umbildung mehrerer Symptome sich äußern. Indem ich in bestimmten Kulturkreisen gleiche entwicklungsgeschichtliche Vorkommnisse nachweise, gewinne ich das Bild der Beziehungen. Wesentliche Fortschritte auf methodischem Gebiete sind seitdem nicht erzielt worden, wie überhaupt ein Streit um die Methode weniger bedeutungsvoll ist, als deren Durcharbeitung an der Hand weiterer Beispiele. Im folgenden will ich versuchen, einige Linien nach dieser Richtung hin zu zeichnen.

Die einfache Theorie verlassend, legen wir uns nun also die Frage vor, in welcher Beziehung die atlantische Jorubenkultur zunächst zu derjenigen anderer afrikanischer Kulturen stand, d. h. wo sie in Afrika ihre Verwandten hat, wo sie etwa gegeben oder wo sie empfangen hat. Für solche vergleichende Betrachtung bietet die jorubische Kultur verschiedene, außerordentlich wichtige Anhaltspunkte.

In den Vordergrund stelle ich die Tatsache, die später noch eingehend belegt werden soll, daß nämlich die jorubische Kultur als territoriale Macht im Laufe der letzten Jahrhunderte genau ebenso zurückgegangen ist, wie wir dies bei der Betrachtung der Kunstwerke gesehen haben. Genau so, wie in einer alten, vorgeschichtlichen Zeit dieses Volk bewunderungswürdige Kunstwerke hervorzubringen verstand, die auf deutlich erkennbarem Wege durch die historische Periode hindurch bis zur Jetztzeit verkümmerten, genau ebenso ist die Machtsphäre von einem eminenten Umfange der Vergangenheit auf ein kümmerliches Niveau der Jetztzeit herabgesunken. Sogar in den Traditionen läßt sich dieser Verkümmerungs- und Einengungsprozeß noch sehr gut erkennen, und zwar in jenen Ueberlieferungen, die sich um den Glanz der Stadt Benin gesponnen haben. Schon der alte Reisende Römer hörte im Jahre 1759, daß die Goldküste ein Teil des mächtigen Kaiserreiches Benin gewesen sein soll, dessen Macht sich vordem bis nach dem Gambia erstreckte, also nach Westen hin das ganze Ober- und Nordguinea umfaßte. Nach Süden und Osten soll die Gewalt des Kaiserreiches aber noch weiter ausgedehnt gewesen sein. Einer heute noch lebendigen Erinnerung der Idjoleute zufolge führten die Joruben in alter Zeit

Schiffahrten aus, welche im Gehen und Kommen ein Jahr beanspruchten. Diese Schiffahrten erstreckten sich hauptsächlich nach Süden und hatten den Zweck, Abgaben einzuziehen, welche die Kaiser von Benin aus diesen Ländern erhoben. Es ist nicht schwer, mit diesen Traditionen, die in ihrer Art durchaus klar sind, die Tatsachen der Verbreitung bestimmter ethnographischer Eigentümlichkeiten in Beziehung zu bringen. Es wird später meine Aufgabe sein, zu beweisen, daß dies mächtige, atlantische Guineareich in der Tat in der Ausdehnung vom Gambia bis nach Angola bestanden hat. Und wenn vielleicht auch diese Machtentwicklung eines einzelnen Reiches mit einem einzigen Mittelpunkte nur eine vorübergehende historische Erscheinung war, so spricht doch nicht nur aus diesen Traditionen, sondern auch aus der Verbreitung von allerhand Kulturgerät die Tatsache, daß eben diese atlantische Kultur noch bis in gar nicht so sehr fern liegende Zeiten hinein die Länder des Golfes von Guinea umspannte. Es war eine Kultur, die in der Hauptsache sich an den Küsten hinzog. Es ist die atlantische Kultur des Mittelalters, die hier noch aus den Traditionen zu uns spricht, und die eine spätere Blüte der atlantischen Kultur des Altertums gewesen sein muß, da in dieser Periode des sogenannten Beninreiches die Kunstfertigkeiten nicht mehr die gleichen waren wie in früheren Perioden, da die ganzen Anschauungen sich in den Seitenländern nicht mehr mit der eminenten Wucht zu verbreiten vermochten, wie sie im zentralen Mutterlande bis heute noch herrschen.

Von dieser Tatsache ausgehend, fragen wir, in welcher Beziehung diese Küstenkultur, diese littorale Verbreitung und Macht zum Inlande steht. Historisch gefaßt, können wir sagen, daß eine geschichtliche Beziehung sich nicht nachweisen läßt. Wenn wir alle Akten durchgehen, die uns aus dem Altertume und dem Mittelalter erhalten sind, also alle Angaben der Klassiker, der arabischen Forschungsreisenden, alle Aufzeichnungen, welche die Schüler der islamischen Schulen im Lande selbst niedergeschrieben haben, so finden wir keinerlei Angaben darüber, daß sich an der Westküste Afrikas irgendeine Macht oder Kultur befunden habe, zu welcher ein über die große Fläche des Erdteiles hinführender Verkehrsweg eine Beziehung geboten hätte. Unsere ganze Wissenschaft in bezug auf das Innere Nordafrikas besteht darin, daß an den südlichen Rändern der Sahara bedeutende Reiche und Kulturregionen sich erstreckt haben, mit denen der Norden in Beziehung stand. Eine Kenntnis des Westrandes des Erdteiles, die im Norden auf dem Landwege erworben worden wäre, fehlt in der Literatur vollständig. Also

gewinnen wir von Norden kommend auf dem Landwege keinerlei historische Anknüpfung.

Vergleiche Nachtrag Seite 400.

Anders verhält es sich, wenn wir der Frage nachgehen, ob nicht irgendwelche stillen und nicht vermerkten Kulturbeziehungen das atlantische Gebiet mit dem Innern mögen verbunden haben. In der Tat ist es nicht schwer, Beziehungen zwischen dem atlantischen Kulturkreise und der Entwicklung der eigentlich innerafrikanischen und nordafrikanischen Kulturkreise nachzuweisen. Wir wollen solche Beweise hier aufführen und an der Hand des sich so einstellenden Materiales nachprüfen, inwieweit etwa eine geschichtlich nicht gebuchte, aber stillschweigend vorhanden gewesene transkontinentale Beziehung nachgewiesen werden kann, und welche genetische oder symphonische Bedeutung sie besaß.

1. Der Impluvialbau.

Architektur der Joruben. Der Impluvialbau.

Es ist selbstverständlich, daß ein Volk, welches eine so merkwürdige Religion und Weltanschauung, einen so eigenartigen Kultus und sonstige so selbständige Kulturzweige beherrscht, auch in seiner Behausungsform charakteristische Symptome aufweisen muß. Ich gebe auf einem Blatte die „jorubische Bauweise und ihre Verwandten in Afrika“. Aus dem reichen Material, welches mein Assistent Martius aufgenommen hat, wähle ich die Gehöfte Nr. 3 und 4 aus; davor setze ich eine schematische Zeichnung, eine Idealkonstruktion; an der Hand dieser Darstellungen mag man sich ein Bild der Wohnungsform der Joruben machen. Jedes jorubische Gehöft ist von einer mächtigen Mauer umgeben, an die sich innerhalb zunächst allerhand Baulichkeiten in der Form langgestreckter Kammern anschließen, in deren Mitte sich aber vor allen Dingen ein doppelseitiges Hauptgebäude befindet. Alle Wohnräume bestehen eigentlich aus langgestreckten Lehmkästen. Kammer für Kammer sind sie mit einer Balkenlage und darauf mit geschlagenem Lehm gedeckt. Ueber dieser Decke erhebt sich das mächtige, aus Stangen und Blättern hergestellte Satteldach, dessen unterer Teil über das Gebäude hinausragt und auf Pfählen ruht. Es entsteht derart eine Veranda, welche man zu durchschreiten hat, ehe man die eigentlichen Kammern betreten kann. Auf dem Bilde am Eingange dieses Werkes, auf dem ein Blick in den Schangotempel dargestellt ist, hat mein Maler Arriens ganz ausgezeichnet den Blick die Veranda entlang und in das Dachsparrenwerk hinein zur Darstellung gebracht. Am eigenartigsten entwickelt sich aber die Beziehung des auf die Lehmkästengebäude aufgesetzten Dachgerüstes zu dem Mittelbau. Dieser zeigt stets

zwei nebeneinander liegende kleine Höfe, mit den im Rechteck sie umgebenden Gebäuden. Die Dächer bilden hier mit ihren über diesem Bau überhängenden Teilen Galerien und nach innen zwei Impluvien. Diese Impluvialbauten, von denen besonders das Gehöft Nr. 4 ein ausgezeichnetes Bild gibt, sind das Charakteristische des jorubischen Stiles.

Dieser Baustil weicht von den runden Hütten der Innerafrikaner und von dem Satteldachstil der Westafrikaner ganz wesentlich ab. Er stellt eine Verbindung des im Norden, in der Sahara und an den Grenzländern des Mittelländischen Meeres herrschenden Lehmkastenstiles mit dem an der Westküste weit verbreiteten Satteldachhause dar. Unter den schweren Regen der atlantischen Küsten konnten Lehmhäuser, wie sie an der Nordküste und in Nordafrika heimisch sind, nicht bestehen, sie mußten durch aufgesetzte Dächer geschützt werden, und man nahm hierzu die zur Decke geeigneten Blätter und das von Natur reichlich gebotene leichte Stangenwerk, wie es fast alle Westafrikaner benutzen. Wenn wir also das Satteldach entfernen, so bleibt der Lehmkastenstil, der Tembenstil, wie wir ihn nennen wollen, als Ureigentümlichkeit bestehen. Der Tembenstil der Joruben unterscheidet sich von demjenigen anderer, auf der Westseite des Erdteiles wohnender dunkler Völker vor allen Dingen durch die beiden ausgesprochenen Impluvien. Diese Impluvien finden wir in den atlantischen Gebieten nur noch dort verbreitet, wo auch sonst Symptome der Kulturbeziehung zu den Joruben in größerer Fülle nachgewiesen werden können, nämlich bei den Stämmen des Kamerun-Graslandes und bei den Aschanti. Die Frage, die nun zu beantworten ist, lautet: Wo haben die Joruben diese Impluvialvariante des Tembenstils her?

Zuerst muß nochmals betont werden, daß dieser Tembenstil unmöglich hat in Westafrika entstehen können, weil die Regenmasse, die hier niedergeht, jede Tembendecke in kürzester Zeit zerstört. Der Stil ist hier also unnatürlich. Er hat sich hier nur in der Weise erhalten können, daß das Satteldach nach westafrikanischem Modus darüber gesetzt wurde; er konnte aber nicht hier sich entwickeln.

Um die nähere Verwandtschaft des jorubischen Baustiles aufzufinden, müssen wir uns ziemlich weit durch den Erdteil begeben, nämlich bis an die Grenzländer des Atlas in Algier und Marokko. Auf dem erwähnten Architekturblatte habe ich einen derartigen Impluvialbau aus dem Zab, also aus dem südlichen Algier, dargestellt. Wenn wir von der Zweistöckigkeit dieses Baues absehen (es kommen in der Tat auch einstöckige Formen vor), so erkennen wir, daß das Impluvialhaus des Zab ganz genau dem entsprechen-

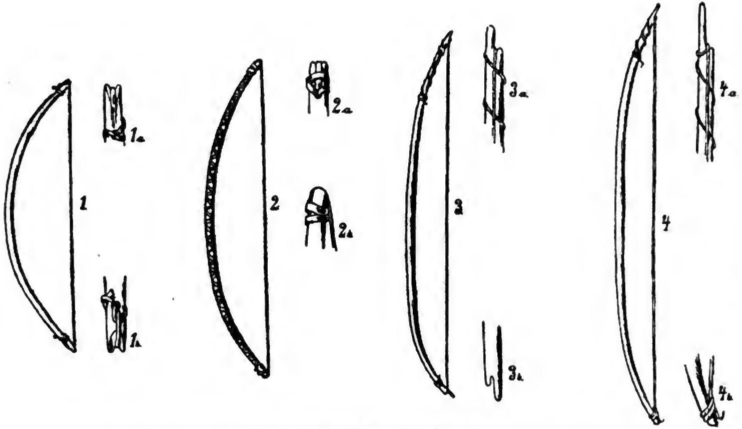
den Gebäude des atlantischen Gebietes gleichkommt. Wir finden auch hier die Säulen, welche den Hof umgeben, die Veranda, welche zwischen dem Hause und dem Innenhofe so charakteristisch ist. Wir sehen auch hier in der Mitte das Wasser aufgefangen, wie es im Impluvialbau des atlantischen Gebietes in Töpfen geschieht. Entsprechend unserer Generalfrage sehen wir uns nun nach transkontinentalen Beziehungen zwischen dem jorubischen und algerischen Impluvialbau um und stoßen in vielen Teilen der Sahara bis zur Grenze der Wüste, also bis zum Nigerbogen, auf mancherlei Varianten. Zur Darstellung bringe ich das typische Timbuktuhaus, wohl den südlichsten Ausläufer der nördlichen Form auf dieser Seite des Erdteiles. Auch hier ein um einen Innenhof errichtetes rechteckiges Tembengebäude. Wir sehen aber zwei charakteristische Eigentümlichkeiten, die das Timbuktuhaus von dem Jorubenhaus trennen, nämlich einmal das Fehlen des Daches und damit des eigentlichen Impluviums, und zum anderen den Parallelbau mehrerer Temben im Vorderhause. Diese Nebeneinanderlegung von mehreren Kammern ist für alle Sudan- und Saharabauten dieser Art charakteristisch, sie findet ihre höchste Ausgestaltung in dem alten Kirchen- und Moscheenbau, in welchem bis zu zehn derartige Kammern parallel nebeneinander gelegt sind. Solche Kammeranlage fehlt im Prinzip dem jorubischen Stile ebenso wie dem Algierstil. Es ist wohl einerseits eine Variante und gewiß auch eine Verwandtschaft in der Bildung des Mittelhofes zu erkennen, die aber anderseits uns nicht die Berechtigung gibt, diese Stilvariante als eine Verbindung zwischen dem westafrikanischen und dem nordafrikanischen Impluvialbau aufzufassen, da ihre Verwandtschaft mehr nach Osten liegt.

Das wesentliche Ergebnis dieser Betrachtung ist also, daß der Impluvialbau in Nordafrika ebenso littoral verbreitet ist wie in Westafrika. Das ist sehr wichtig und entspricht der sonstigen littoralen Beziehung der atlantischen Kultur durchaus. Das Ergebnis ist um so bedeutungsvoller, als der Onipalast mit seinem uralten Fundamente uns ja den Beleg erbracht hat, daß in den ältesten Zeiten der atlantische Baustil genau der gleiche war wie in den heutigen, wenn die Dimensionen und die Bauausführung auch heute nicht mehr auf der alten Höhe stehen.

2. Der Bogen.

Bewaffnung der Joruben; der frontale Bogen.

Keine der Waffen der älteren Menschheit bietet so viele Möglichkeiten des Vergleiches als der Bogen, dessen verschiedene Formen nach ihrer Verbreitung über den afrikanischen Kontinent heute schon



Frontale atlantische Bogen und Verwandte.

1. Bogen von Benin und vom Kongo, ca. 90 cm bis 110 cm hoch, } frontale Besehnung.
2. Bogen aus Marokko im Rostocker Museum, 112 cm lang,
3. Bogen der Mande und Dagomba, 100 cm bis 120 cm lang, } temporale Besehnung.
4. Bogen der Haussavölker, ca. 116 cm bis 155 cm lang,

gut bekannt geworden sind, da ich ihnen seit langen Jahren ein ganz besonderes Interesse entgegengebracht habe. (Vergleiche fürs erste die Verbreitung der Bogentypen mit Abbildungen und kartenmäßiger Darstellung, wiedergegeben in „Westafrikanische Kulturtypen", Gotha 1910.) Wie auf fast jedem Gebiete der Kultur, so hatten die alten Joruben auch in der Bewaffnung eine besonders eigentümliche Form des Bogens. Die Waffe war verhältnismäßig kurz, nach alten Darstellungen im allgemeinen nicht länger als etwa einen Meter. Das Holz war ziemlich stark gekrümmt, die Sehne in der Weise befestigt, daß durch jedes Ende ein Loch gebohrt und von außen eine Kimme angebracht war. Die Sehne wurde beiderseits durch die Oesen gesteckt und um die Kimmen hinweggeführt. Solche Besehnung nennen wir f r o n t a l (siehe Abbildung S. 357). Die Verbreitung dieser Besehnung ist ungemein interessant. Sie umfaßt nämlich, an der Küste sich hinziehend, die Goldküste, Sklavenküste, das Nupeland und streicht dann nach dem Süden, wo sie von der Loangoküste aus sich an den Ufern des Kongo bis Katanga hinzieht, an den Ufern des Kassai bis zu dem Bakubagebiet und bis zu einem Punkte vorbringt, der südlich von Luebe liegt. Das Gebiet ist also vollkommen geschlossen. (Nach Norden zu findet sich lediglich eine enklavenartige Verbreitung des frontalen Bogens, und zwar genau in der Zone des gleich zu beschreibenden Temporalbogens bei den Tombo im Nigerbogen.)

Rund um dieses Territorium sind andere Bogenformen heimisch. Nach Norden hin herrscht aber an den Ufern des Niger und Benue eine zweite Bogenform, welche mit jener verwandt ist, und welche wir als die t e m p o r a l e bezeichnen. Bei der Besehnungsform dieser Bögen ist die Oese resp. Durchbohrung in Wegfall gekommen. Auch ist die Kimme nicht mehr in der Mitte des Bogenstabendes angebracht, sondern seitwärts in die Schläfe (seine Stirnfläche) gesetzt. Westliche Formen zeigen diese temporale Besehnung zweiseitig, östliche nur einseitig. Sie ist aufzufassen als eine Verbindung zwischen der verkümmerten frontalen und der von Osten ins Land gedrungenen papilloten, welche einfach in einer Befestigung der Sehne durch Umwicklung besteht. Wir können annehmen, daß die temporale Besehnung, die genau vom Rande des Verbreitungsgebietes der frontalen nach Norden hin zur Entwicklung gelangt ist, einen älteren Einfluß des frontalen Bogens darstellt.

Die Frage ist nun aber, ob wir am Nordrande des Erdteiles etwa eine ähnliche Form vorfinden. Und wir können sie bejahen. Ich entdeckte vor einigen Jahren in Rostock einen alten Bogen, der nicht

gut aus anderer Gegend als aus Marokko stammen konnte; er ist mit den typischen marokkanischen Lackfarben bemalt und entspricht Schilderungen von Eingeborenen, die ich von dort erhielt. Der Bogen ist typisch frontal, und demnach der nächste Verwandte des atlantischen, jorubischen Bogens. Ich habe nun wieder und wieder Erkundigungen eingezogen bei Leuten, die die Sahara durchwanderten, und habe von so vielen Mauren und Tuaregs gleiche Nachrichten empfangen, daß ich mit ziemlicher Bestimmtheit aussagen kann: sowohl der frontale als der temporale Bogen fehlen in der Sahara und nördlich des Niger!

Da nun der jorubische Bogen nach Norden ausläuft in den temporalen, da Verbindungsglieder auf dem Wege durch den Erdteil nicht nachweisbar sind, so erscheint er durchaus als ein Symptom littoraler Verbreitung, für dessen transkontinentale Einführung keinerlei Beweise erbracht werden können.

Im Anschluß hieran erwähne ich, daß mit dem Bogen auch bestimmte Symptome des Pfeiles gleiche Verbreitung zeigen. Der Benin- wie der Kongopfeil waren mit einer Tüllenspitze versehen, und hatten eine Befiederung, die genau derjenigen entsprach, wie sie mir aus Marokko beschrieben worden ist. Aber auch in der Befiederung sehen wir die beiden littoralen Vorkommnisse in keiner Weise durch ein afrikanisches Vorkommnis verbunden. Alle Pfeile der Sahara und des Sudan sind mit einer Dornspitze bewehrt und haben nirgends eine Befiederung. Also auch hierin spricht alles gegen eine transkontinentale Beziehung.

3. Der Webstuhl.

Kleidung der Joruben; der Webstuhl. Von der Verbreitung der Weberei wird im letzten Bande eine Karte gegeben werden.

Die Joruben besitzen zwei sehr verschiedene Webstühle, von deren Handhabung ich auf zwei Tafeln dieses Werkes Darstellungen gebracht habe. Der eine Webstuhl wird lediglich von Männern gehandhabt; die Umschaltung erfolgt dabei durch Tritte mit den Füßen. Der andere wird nur von Frauen bedient, und zwar in der Weise, daß die Hand die Umschaltung mit einem Schlingenstab durch Vor- und Rückwärtsschieben und Einschalten eines Trennstabes vollzieht. Den ersten bezeichne ich als den T r i t t w e b s t u h l, den zweiten als den G r i f f w e b s t u h l.

Der Griffwebstuhl ist außer bei den Joruben verbreitet: nach Westen hin bis zu den Togostämmen, nach Norden bis zu den südlichen Nupe-Gwarrivölkern, nach Südosten zu den Muntschi. Ferner bei einigen Kamerun-Graslandstämmen, und dann ähnlich den fron-

talen Bogen bis in das Kongogebiet hinein, nur daß er hier ein weit größeres Gebiet erobert hat, als die erwähnten kleinen Waffen. Im Sudan fehlt der Griffwebstuhl sonst vollständig. Der Sudan ist das Land des Trittwebstuhles, der von Senegambien bis zum Roten Meere hin heute allen höher entwickelten und jüngeren Völkern geläufig ist. Es läßt sich für das frühere Vorkommen des Griffwebstuhles im Sudan keinerlei Beleg anführen. Er tritt nach Norden zuerst wieder in der Sahara auf und wird auch hier von Frauen gehandhabt. Die afrikanischen Randländer des Mittelmeeres kennen den Griffwebstuhl schon seit den ältesten historischen Zeiten, und auch schon im ältesten Aegypten wurde er allein verwendet. Stuhlmann hat in seiner wertvollen Arbeit über das Aures es wahrscheinlich gemacht, daß der Trittwebstuhl erst in verhältnismäßig sehr junger Zeit, mit der Einführung der Baumwolle aus Asien, in Afrika Einzug gehalten hat. In alter Zeit kannte man nur den Griffwebstuhl, auf dem Flachs und Wolle zu Stoff verarbeitet wurden. Auch heute noch dient er vorzüglich der Teppicharbeit.

Das Gebiet der Griffwebstuhlverwendung am Nordrande des Erdteiles und das Gebiet am atlantischen Ozean sind durch eine breite Zone der Südsahara und des Sudan streng voneinander getrennt. Allen irgendwie erreichbaren Angaben zufolge haben die dazwischen wohnenden Völker in älterer Zeit lederne Tracht besessen. Also läßt sich auch auf diesen Gebieten keinerlei transkontinentale Beziehung nachweisen. In Verbindung mit dem Griffwebstuhl steht überall die Togatracht der Männer, während die Verbreitung der Trittwebstühle Hand in Hand geht mit der Tobe, dem Hemdrock, also dem Schneiderhandwerk, das überall in den Händen der Männer liegt. Die Joruben des Altertumes trugen den Funden zufolge auch Togen, nicht Toben.

Ich verlasse nunmehr das Gebiet der materiellen Kultur, obgleich noch verschiedene Belege, z. B. das Vorkommen bestimmter Trommelformen usw., die Möglichkeit gleicher Beweisführung bieten würden, und gehe zur Betrachtung sublimerer Stoffe über.

4. Die Verbreitung der Templumidee.

Die Religion der Joruben; das Templum.

Was wir über die Vorstellung der afrikanischen Völker in bezug auf die Weltbildidee anführen können, ist gesagt. Ich habe gezeigt, daß die Templumidee bei den atlantischen Joruben die in größerem Maßstabe organisierte Weltvorstellung und Religion bedeutet. Ich habe bei keinem anderen Volke Afrikas auch nur einen Schimmer

von Klarheit in dieser Hinsicht finden können. Die Mande und Bosso erinnern sich zwar noch sehr gut, daß über den vier verschiedenen Perioden jedes Jahreslaufes vier nach verschiedenen Richtungen des Himmels wohnende Götter oder Götterpaare herrschen. Bis auf diese eine Ueberlieferung und Tradition ist ihnen aber jedes weitere Wissen abhanden gekommen, und somit steht die Religion der atlantischen Völker durchaus isoliert da, und wir würden von vornherein auf jede Möglichkeit verzichten müssen, den Spuren einer transkontinentalen Beziehung folgen zu können, wenn nicht ein letzter Rest noch zu erkennen wäre, der sicherlich die Möglichkeit gibt, die Forschung fortzusetzen.

Die sämtlichen, den Westsudan bewohnenden höheren Völker, also die Jolof, Mande, Songai, Mossi, haben eine Art Orakel, das in den Sand gemalt wird. Es wird von dem Orakelleser mit dem Finger ein Quadrat gezogen, dieses mit vertikalen und horizontalen Linien in kleine Quadrate geteilt und hierhinein nach Angabe des Fragenden eine Reihe von Zeichen gemalt. Das eigentliche Wesen des Orakels vermochte ich nicht zu enträtseln; bezweifle auch, ob es irgendeinen Eingeborenen gibt, der noch den eigentlichen Sinn versteht. Aber jedenfalls ist soviel sicher, daß bei allen älteren Stämmen im ganzen 16 Quadrate, bei islamischen dagegen mehr oder weniger andere Zahlen hergestellt werden. Sicher ist auch, daß die alten, nicht islamischen Mossi die symbolisierten Quadrate den vier Himmelsrichtungen nach anlegten. Wir hätten also eine Figur, welche in gewissem Sinne der Sanddarstellung des Ifaorakels nahekommt.

Genau das gleiche Sandorakel fand ich in Algier (siehe die Abbildung: „Sandorakel in Südalgier“). Allerdings vermochte ich hier noch weniger einen Sinn und eine Bedeutung aufzufinden, als im Sudan. Daß diese Orakelform mit dem Islam in das Land gebracht worden sei, scheint mir nicht sicher. Und zwar dies um so weniger, als die Bezeichnungen, welche die Sudanstämme dafür haben, keinerlei Beziehung zur arabischen Sprache aufweisen. In der Sahara soll das Sandorakel nicht üblich sein, und demnach hätten wir wiederum eine Erscheinung, welche littorale Verbreitung und Mangel an kontinentaler Beziehung aufweist.

Großen Wert können wir dieser Sache nicht beimessen, zumal der Islam ganz ähnliche Orakelformen besitzt. Immerhin beweist uns die Kümmerlichkeit dieser letzten Orakeltrümmer die große Bedeutung, welche der vollen Erhaltung der Templumidee beizumessen ist. — — — — — — — — — —

Fassen wir dieses Ergebnis zusammen, so erhalten wir ein einheitliches Bild. Der Nordrand Afrikas zeigt ähnliche Kulturelemente wie das atlantische Gebiet. Eine kontinentale Beziehung läßt sich heute nicht mehr nachweisen. Wenn eine solche bestanden hat, so muß sie heute als durchaus zerstört erklärt werden. Daß die Joruben einen großen Einfluß auf die nach Norden hin wohnenden Nachbarn ausgeübt haben, geht aus der Ausbildung des temporalen Bogens allein schon hervor. Ich habe auf die Tatsache, daß sich im Nigerbogen eine Enklave des frontalen Bogens findet, und zwar bei einem Volke, welches auch sonst, wie wir später sehen werden, vielerlei Kulturreste aus altatlantischer Zugehörigkeit in die Jetztzeit herübergerettet hat, später zurückzukommen. Solche alte Beziehung können wir auch an anderen Tatsachen erkennen. Es soll hierfür ein Beleg erbracht werden:

Steinperlen. Schon die Schriftsteller des ausklingenden Mittelalters berichten von einem ganz besonderen Feste des Königs von Benin, das sie das „Korallenfest" nannten. Der König verlieh nämlich an diesem Tage Ketten von roten Perlen, welche die alten Schriftsteller als „Korallen" ansahen. Ich habe mir solche Perlen, die heute noch in Benin als sehr wertvoll gelten, verschafft, und habe sie als einen roten Jaspis feststellen lassen. Jedenfalls ist es Stein. Meistens sind es wundervoll geschliffene Röhren, die eine geradezu herrliche Oberflächenpolitur aufweisen. Kein Beninmann konnte mir Auskunft über den Ursprung der Steine geben. Daß sie aus dem Norden kämen, war das einzige, was ich von Südjoruben hörte. Erst im Nupeland empfing ich eingehendere Auskunft. Man sagte mir, daß diese Sui oder Lantana genannten Steine im Norden gebrochen und in Ilorin geschliffen würden. Ich habe dann Martius zum Niger und nach Ilorin zurückgeschickt, mit der Aufgabe, der Sache weiter nachzugehen. Er hat die Angabe bestätigt gefunden. Händler ziehen ziemlich weit den Niger hinauf, kaufen die dort nahe der Grenze des Sahelgebietes gebrochenen Steinstücke von den Eingeborenen, bringen sie nach Ilorien und verkaufen sie dort an kunstgeübte Perlenschleifer.

Die Perlenschleiferei ist nun eine durchaus uralte Kunst nicht nur westafrikanischer Völker, sondern vor allen Dingen der Stämme im Norden und in den Gebieten der Sahara. In den alten Gräbern, welche an der Grenze der Sahara zu Tausenden und aber Tausenden zerstreut liegen, graben heute ebenso viele Tausende von Eingeborenen nach alten Geschmeiden und bringen sie nach dem Süden auf die Märkte von Kano, Katsena, Bida usw. In einer älteren Zeit wurden die Steinperlen nach Karthago gebracht. Im alten Karthago waren

die durchscheinenden und hellen Quarzarten die beliebtesten, und sie wurden von hier aus nach Rom und Griechenland, nach allen großen Handelsplätzen des Mittelmeeres ausgeführt oder dort verkauft. Da nun die Karthager in älterer Zeit als Karchedonier bezeichnet wurden, so nannte man diese durchscheinenden Steine nach ihren Lieferanten: Karchedonische Steine, und hieraus hat sich der Name Kalzedon entwickelt. Wir sehen also, daß dieser Artikel ein uraltes Produkt Innerafrikas ist. Daß die atlantischen Völker nun auch diese Produkte zu sich herangezogen haben, daß sie heute noch imstande sind, sie herzustellen, das lehrt uns die einfache Tatsache, daß ihre Kultur eben schon in der älteren Zeit, als jene nördlichen Stämme noch die Technik besaßen, lebendig war. Heute besteht die Kunstfertigkeit in jenen ursprünglich produzierenden Ländern der Sahara nicht mehr. Damit gewinnen wir einen neuen Beweis für das Alter und für die Macht, die die atlantischen Völker in jenen alten Perioden schon besaßen. Sie haben es allein verstanden, die Kunstfertigkeit der Vergangenheit zu sich herüber zu retten und zu erhalten.

Eine transkontinentale Beziehung im Sinne der symphonischen Kulturübernahme der atlantischen Kultur aus dem Norden beweist diese Tatsache aber natürlich nicht. Sie zeigt uns vielmehr eine produzierende Mittelzone, welche den Süden von dem Norden trennt, sowie ja die Sahara zwischen Westafrika und Nordafrika überhaupt die Kulturscheide bedeutet.

Ich will diesen Abschnitt nicht schließen, ohne auf ein Symptom hinzuweisen, das die absolute Selbständigkeit der jorubischen Kultur erhärtet. Die Joruben sind nämlich die einzigen unter allen mir bekannt gewordenen Völkern des Sudan, welche ihre Opfer wie die alten Mittelmeerstämme noch als Brandopfer darbringen. Kein einziges Volk tut dies heute mehr, und selbst schwache Reste der Tradition, die hier und da auftauchen, beweisen nicht einmal, daß die Brandopfer überhaupt je im Innern Afrikas in größerer Verbreitung üblich gewesen sind.

Brandopfer.

Wir haben also in der atlantischen eine absolut littorale Kultur vor uns, wir können keine Beweise von transkontinentaler Beziehung zu nördlichen Kulturen nachweisen. Ich brauche nicht darauf hinzuweisen, daß die Terrakotten Ifes allein dastehen. Ich brauche nicht darauf hinzuweisen, daß wir nur hier die Beweise alter Glasperlenherstellung und Glasindustrie gefunden haben. Ich brauche nicht zu wiederholen, daß wir nur hier die Templumreligion nachweisen konnten. Wir haben hier den ganz einfachen Befund:

Vergleiche Nachtrag Seite 398.

1. Gerade an der Küste konzentrieren sich alle diese Merkmale alter Kultur.

2. Eine ursprüngliche Beziehung durch das Inland fehlt anscheinend.

3. Bestimmte Merkmale am Nordrande Afrikas, wie der Impluvialbau, der Frauengriffwebstuhl und der frontale Bogen, belegen uns wieder, daß im Norden und Süden gleiche Kulturelemente in einer außerordentlich alten Zeit schon geherrscht haben.

□ □

Das Alter der Jorubenkultur.

Also welche Zeit und welche Verwandtschaft?

Die großen Perioden der Weltgeschichte sind nicht durch Jahreszahlen charakterisiert, sondern vielmehr durch ihren Stil. In einer Zeit, in der die Formen eines Phidias herrschen, ist nicht das Werk eines Leonardo und nicht das eines Boecklin denkbar. In der Blüte der Renaissance konnte keine „Odyssee" und kein „Faust" entstehen. Das klingt trivial, aber von dieser einfachen Volksweisheit muß ich ausgehen, wenn ich nun fortfahre und sage, daß der „Stil" in der Kunst ja nur die edelste Blüte bedeutet, daß der Stil an sich aber viel tiefer, nämlich im Anschauungs- und Sozialmilieu der Menschheitsgruppen und Menschheitsperioden wurzelt, daß er sich im Wirtschaftsleben ebenso periodenmäßig umbildet, wie in der Staatsformung, in der ethischen Anschauung, in der Kleidung.

Und dem „Stil" nach gehört die jorubische Kultur zum Altertume. Gewiß haben der mittelalterliche Sklavenhandel, das moderne Wirtschaftsleben und die heutige Fremdherrschaft verzerrend, umbildend, vernichtend eingewirkt. Aber wir brauchen nicht erst mehrere Meter tief unter die Erde zu steigen und Terrakotten auszugraben, um aus ihren Zügen nach längerer Versenkung zu erkennen, daß diese Werke einen ernsten und strengen, einen „schönen" Stil haben, der unbedingt dem Altertume angehört. Wir brauchen uns nur in die Templumidee hineinzudenken, und brauchen sie nur mit allen uns bekannten Religionen zu vergleichen, und wir werden finden, daß diese Anschauungswelt dem Stil und Gedankengang des Altertums entspricht, dessen tiefinnerstes Wesen heute noch unter diesen Menschen lebendig ist.

Das ist die Zeit!

Welches ist nun die Verwandtschaft?

Eine littorale, alte Kultur an der Küste Afrikas muß unbedingt an die Wanderungen und Fahrten der alten Phönizier erinnern.

Nachdem ich nun 1910 das Problem altklassischer Beziehung westafrikanischer alter Hochkultur in den Vordergrund des Interesses geschoben hatte, veröffentlichte Johannes Dahse 1911 in der Zeitschrift für Ethnologie eine umfangreiche, ganz hervorragende Arbeit, die er „Ein zweites Goldland Salomos" nannte, und die von einem langjährigen, intensiven Quellenstudium zeugt. Der Titel der Arbeit sagt alles. Dahse sieht zumal in der Goldküste ein Gebiet, in dem alle Seefahrer morgenländischer Herkunft ihre Schätze einheimsten. Er belegt dies mit Namen, mit dem Studium astraler Darstellungen, der Uebereinstimmung klassischer Angaben mit heutigen Tatsachenbefunden und sucht das Ganze durch Einzelerörterungen zu vertiefen. Die Arbeit ist eine sehr glückliche. Wir stellen dieses fest und gehen dann unseren Weg weiter.

Vor allem sind es zwei schriftliche Belege, die einen afrikanischen Küstenverkehr des Altertumes erhärten, einmal nämlich der Bericht Herodots, der IV, 42 schildert, wie Necho bei Unterbrechung des Kanals vom Nil zum Roten Meere eine phönizische Flotte nach Südosten um Afrika herumgesandt, die nach zweijähriger Fahrt die Arbeit ausgeführt und Afrika umschifft hatte, und nun durch die Meerenge von Gibraltar zurückkehrte. Herodot schließt den Bericht von der phönizischen Afrikaumschiffung mit dem hochwichtigen Hinweis darauf, daß außerdem auch die Karchedonier, also die Karthager, mit der Möglichkeit, Afrika zu umschiffen, vertraut waren, wogegen persische Versuche, die Fahrt auszuführen, gescheitert seien. Der zweite, bruchstückweise erhaltene Bericht ist der des Hanno, jener Bericht, der um 500 im Tempel des Melkart in Karthago aufgehängt wurde; er schildert die Fahrt von 30000 Kolonisten, die durch die Meerenge von Gibraltar an der afrikanischen Küste entlang sehr weit nach Süden geführt hätte. Phönizier und Jorubenkultur.

An sich geben die Berichte also Angaben über einmal ausgeführte Fahrten. Nun glaube ich aber, daß die Angaben der Alten im allgemeinen anders ausgelegt werden müssen, als dies üblich ist. Ich nehme sie nicht als Feststellungen einzelner Tatsachen, sondern als symptomatische Schilderungen. Das Altertum pflegt auf vielen Gebieten in der Schilderung einer Person und eines Vorganges immer eine Kette regelmäßiger Erfahrungen zu konzentrieren. Die Alten verfuhren in der Geschichtsschilderung dieser Art also ebenso wie in der Mythologie. Der immer wiederkehrende Sonnenlauf mit seinen einzelnen Episoden wurde mythisch in der Schilderung eines einmaligen Vorganges symbolisiert. Eine Götterdämmerung schilderte den jährlich wiederkehrenden Jahreswechsel, eine Legende den rhyth-

mischen, stets gleichartigen Mondlauf. Aus allen solchen Erzählungen erkennen wir, daß diese alte, mythologisch denkende Zeit ihrer ganzen Anschauungs- und Schilderungsweise nach gewohnt war, immer nur den Rhythmus als solchen, nicht aber seine Wiederholung festzuhalten. Berücksichtigen wir dieses leicht tausendfach belegbare Gesetz, dann wird uns die Schilderung der Fahrt eines einzigen Hanno zu einer Beschreibung regelmäßiger Fahrten, und das Dokument, das im Tempel des Gottes Melkart in Karthago niedergelegt war, können wir dann nicht mehr als die Schilderung eines einmaligen Ereignisses, sondern als die nach damaligem Modus abgefaßte Schilderung eines Weges betrachten, die mancher Kapitän sich mag haben vorlesen lassen, ehe er für seine begüterten Handelsherren oder als Leiter eines Auswanderungstrupps ihn einschlug. Es war eine Art Leitfaden, eine andere Art Baedecker der alten Zeit für Kauffahrer, Kolonisatoren usw. Solche personifizierte und vereinmaligte Schilderungsweise ist übrigens durchaus nicht ausgestorben. Ich erinnere mich lebhaft eines Buches, das in meiner Jugendzeit eine große Rolle spielte, und in dem geschildert war, wie Hans Kapitän wurde. Diese Schilderung bot auf erzählende Weise eine Einführung in den Beruf eines Seemannes und eine eingehende Schilderung solchen Werdeganges. Die Geschichte meines Hans war genau so persönlich präzisiert wie die eines Hanno, und alles, was jeder Seemann durchmacht, war hier im speziellen von Hansens Seeleben gesagt. Und vielleicht ist es kein Zufall, daß der Periplus einem „Hanno" zugeschrieben wurde. Hanno war in jener Zeit für die Karthager ein ebenso typischer Name, wie eben Hans und Michel für uns Deutsche.

Nun enthält die Schilderung des Periplus einen Punkt, der nicht genügend betont werden kann, und der meine Auffassung in bedeutsamer Weise bestätigt. In dem uns erhaltenen Bruchstück des Periplus heißt es, Hanno wäre auf 60 Fünfzigruderern mit 30000 Kolonisten ausgezogen. Man bedenke: 30000 Kolonisten! Es ist ganz gleichgültig, ob diese Zahl übertrieben ist oder nicht. Die Angabe einer so großen Zahl von Kolonisten genügt an sich vollkommen, um zu beweisen, daß es sich hier nicht um eine „Entdeckungsfahrt" handelte. Als „Entdeckungsfahrt" kann man bestenfalls die phönizische Afrikaumseglung auffassen, die Herodot schildert, unmöglich aber die Ausfahrt einer so großen Zahl von Kolonisten. Diese haben sich in jeder Zeit immer erst dann aufgemacht, fremde Länder zu besiedeln, wenn deren Küsten bekannt waren, und wenn man wußte, was dort zu erwarten war. Einer kühnen Entdeckungsfahrt hätten sich niemals größere Mengen von Kolonisten angeschlossen,

am wenigsten handelslustige Karthager, die zu allen Zeiten praktisch genug waren, immer nur dahin zu gehen, wo ein Geschäft im Aufblühen zu beobachten war. Die Angabe beweist also, daß der Verkehr mit Westafrika ein ziemlich regelmäßiger war, was ja auch schon aus den Angaben des Herodot, daß die Karthager mit der Umschiffung Afrikas vertraut waren, hervortritt. Sie beweist also, daß der Periplus die Beschreibung einer mehrfach geübten Auswandererfahrt war, und daß den alten Seefahrern der Weg in die Gegenden nicht fremd, vielmehr als recht produktiv und lukrativ bekannt war.

Nun hat man natürlich schon mehrfach versucht, den Weg des Hanno zu rekonstruieren, und ist dabei anscheinend zu dem Ergebnis gekommen, daß die Bekanntschaft der alten Karthager nicht sehr weit über Sierra Leona oder die Goldküste hinausreichte. Aus allen Berichten geht aber doch dies eine hervor, daß die Karthager ein Kulturland, wie es unsere alte jorubische Welt darstellt, nicht gekannt haben. Eine so bedeutende Tatsache, wie das Vorhandensein einer mächtigen Kolonie im Sinne der Atlantisburg Poseidons würde, wenn sie zur Zeit der Phönizier noch große, tatsächliche Bedeutung gehabt hätte, auch dann, wenn der Verkehr mit ihr nur als Handelsgeheimnis hätte behandelt werden dürfen — eine solche Tatsache hätte nicht ganz verschwiegen werden können; eine hervorragende Kolonie, die älteste nachweisbare Kolonie der Westkultur an der afrikanischen Küste muß aber Jorubaland gewesen sein, sonst hätten wir nicht die Belege landeseigentümlich und inbogen entstandener Glasmanufaktur, Terrakottakunst und volle Uebertragung der Religionen, Architekturen ausgraben und zutage fördern können. Also: Zur Zeit der Phönizier war die jorubische Kolonie schon vom Mutterlande abgeschnitten und isoliert. In Wahrheit sind die Glasperlenprodukte des Jorubalandes auch ganz anders und archaistischer als die, welche die Phönizier nach allen möglichen Teilen der Welt und auch nach der Goldküste trugen. Es scheint mir auch gar nicht notwendig und sachlich, die Phönizier überhaupt als erste Kolonisatoren Westafrikas in Anspruch zu nehmen. Die klassischen Schriftsteller zählen alle Völker auf, die im Mittelmeere Großschiffahrt trieben, und die Phönizier kommen in dieser Reihe erst an achter oder neunter Stelle. Nun hat sich außerdem mehr und mehr herausgestellt, daß dies edle Handelsvolk in den meisten nachweisbaren Fällen die Rolle von Erben gespielt hat, und die Angaben, daß vor den Phöniziern schon andere Völker die Großschiffahrt im Mittelmeer

betrieben hätten, findet vielfache Bestätigung. Erst im 8. Jahrhundert v. Chr. treten die Phönizier in Griechenland, an der Südküste Italiens und an der Nordküste Afrikas auf. Aber auch Karthago erweist sich bei näherem Hinsehen, nach richtiger Analyse der Didolegende und auf Grund aller Funde, als eine Stadt, deren Kultur an sich libyschen Geist atmete, der nur verhältnismäßig geringe Zufuhr phönizischer Elemente erhalten, und die sich nach ihrem Absterben auf den Trümmern der alten Westmacht als eine ihrer Erben (die anderen waren Etrusker usw.) entwickelt hat. Eigene Werte haben die Phönizier so gut wie nirgends geschaffen, und ihre Bedeutung beruhte zumeist darin, die von anderen Völkern geschaffenen Beziehungen auszunutzen und die Erzeugnisse anderer umzusetzen. Wir müssen also wohl annehmen, daß die Phönizier die wahrscheinlich damals abgebrochenen Beziehungen nach Westafrika wieder aufgenommen und fortgeführt haben, daß sie aber diese Verbindung nicht selbst schufen, sondern sie vielmehr von einem älteren Handels- und Kulturvolke, deren nachklingenden Traditionen entsprechend, übernahmen, und daß späterhin der Weg nach Atlantis mit dem Zusammenbruch der phönizischen Handelshegemonie gänzlich vergessen wurde. Die Phönizier scheinen also — um das noch einmal recht klar zu wiederholen — diejenigen gewesen zu sein, die im Altertume zuletzt noch mit Nordguinea Handel trieben. Sie dürfen deswegen aber durchaus nicht als Gründer dieses Verkehrs in Anspruch genommen werden.

Etrusker und Jorubenkultur.

Wenn wir nun aber die Kultur des jorubischen Landes genau prüfen, so finden wir, daß die Phönizier auch gar nicht die Kulturformen besessen haben, die mit denen der Joruben übereinstimmen könnten. Nur das Glas könnte uns solche Beziehungen etwa ahnen lassen. Aber heute wissen wir, daß die Phönizier gar nicht die ersten Glashandwerker waren, daß sie vielmehr auch diese Kunst nur weitertrugen. Fernerhin haben die Phönizier unseres Wissens die Templumreligion nur in einer absoluten Verfallsform besessen (waren vielmehr Anhänger der östlichen Astralreligion), wären also außerstande gewesen, sie in ihrem ursprünglichen Typus fernen Völkern zu übermitteln. Und endlich hatten die Phönizier überhaupt gar nicht das Impluvialhaus!

Diejenigen, die den Impluvialbau als klassische Form in die Weltgeschichte der Architektur eingeführt haben, sind die Etrusker. Bis in die spätesten Zeiten des römischen Reiches nannte man den entsprechenden Bau Atrium toscanicum. Das tuskische Atrium entsprach aber beinahe bis in die Einzelheiten der Abmessung hinein

und in den minutiösesten Details dem Impluvialbau der Joruben, nur daß diese bei den schweren Regenverhältnissen Westafrikas gezwungen sind, das hohe Satteldach daraufzusetzen; womit eben belegt wird, daß dieser Baustil nicht im Lande entstanden, sondern nur ziemlich mühsam eingebürgert worden sein kann. Dieser hochwichtigen Uebereinstimmung im Baustile, die gewissermaßen die Uebereinstimmung der familiären Lebensformen bedeutet, tritt die Identität der Religion gleichbedeutend und entscheidend zur Seite. Ich bitte, sich zu vergegenwärtigen, was ich im 13. Kapitel ausgeführt habe. Wie in der etruskischen Fulgurallehre die Blitze weltentscheidende Bedeutung haben, so besitzt der Blitzgott in Joruba die Vorherrschaft. Wie schlicht und klar, und doch eminent bedeutungsvoll klingt die Sage: „Ife wurde gebaut von 17 Leuten, von denen einer in der Mitte, die anderen 16 an den 16 Wegen des Himmels um ihn herum wohnten!" Wie deutlich tritt in unserer Untersuchung Decumanus und Cardo auf! Wie klar der sakrale Turnus, das Jahreszeitenopfer! Ja, sogar die Farben der Götter und Himmelsgegenden werden sich in Zusammenhang bringen lassen. Alles, aber auch alles einheitlich und wohlerhalten! Und heute noch bestattet der Jorube seine Toten in seinem eigenen Gehöfte genau wie seinerzeit der alte Etrusker.

Also beide Kulturen sind Geschwister, sind gleich im Wesen, in der Form und auch in der — Zeit! Denn wir sehen, daß der ältere Weg der Mittelmeer—Atlantisbeziehungen zur Zeit der Phönizier nicht mehr bestand, also schon abgestorben gewesen sein muß. Und in der Tat war die Vorherrschaft der westlichen Völker- und Kulturgruppe, aus der die Etrusker als isolierter Rest hervorgingen, mindestens ein halbes Jahrtausend älter, als das erste Auftreten der von Osten kommenden Phönizier im zentralen Mittelmeer, das wir etwa auf das Jahr 800 v. Chr. zu setzen haben. Vergegenwärtigen wir uns den Machtbestand und das Absterben der Kulturhöhe dieser westlichen „Seevölker".

Der Kampf der West- und der Ostvölker. Höheres Alter und Seemacht der Westvölker

Die Wissenschaft hat sich nach langem Ringen heute dahin geeinigt, daß die Etrusker identisch sind mit den Tyrrhenern oder Tyrsenern der Griechen, mit den Turs oder Tursch oder Turscha oder Turischa der altägyptischen Inschriften. Zumal in der Zeit Ramses III., also im 12. vorchristlichen Jahrhundert, spielen sie eine ganz bedeutende Rolle inmitten der Seevölker, deren Ansturm auch für das Pharaonenreich leicht hätte einen zeitweiligen Niedergang zur Folge haben können. Mit anderen Stämmen verbündet, hatten sie in Kleinasien Alaschja, Kede, das Hethiter- und

endlich das Amoriterreich bezwungen. Ramses III. lieferte gegen sie die erste Seeschlacht, die die Weltgeschichte kennt. Die Turscha treten in diesem Kriege vereinigt mit den Libyern auf. Dieser Ansturm auf die östlichen Kulturländer erfolgte also im 12. Jahrhundert v. Chr.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß dieses Vordringen von Westen aus geschah. W. Max Müller sagt deutlich: „Die Turs gehören unbedingt zu den Völkern des fernsten Westens." In ihrer Wanderung von Westen nach Osten sind sie für das östliche Becken des Mittelmeeres eine große Gefahr geworden; sie waren kraftvoll genug, sich an verschiedenen Küstenplätzen des Aegäischen Meeres festzusetzen. Unbedingt standen sie in einer bestimmten Beziehung zu den Libyern, als deren Verbündete sie auftraten. Wir erkennen das aus den geschichtlichen Akten und brauchen nicht erst mit Daniel G. Brinton Uebereinstimmung der Personennamen bei beiden aufzusuchen. Wir können mit Hommel diese Turscha-Etrusker mit der iberischen Völkergruppe, die in alter Zeit über ganz Nordafrika, Spanien und Gallien verbreitet war, kulturell in Zusammenhang bringen.

Diese Tatsache eines von Westen her gegen den Osten sich wendenden Kulturstromes, einer Seevölkerwelle in diesem Sinne, ist von eminenter Wichtigkeit. Für uns spielt es an dieser Stelle keine Rolle, ob diese starke West-Ostbewegung einen Rückschlag bedeutet, der durch eine von Osten nach Westen ausgeführte Reizung und Kulturzuführung hervorgerufen wurde. Denn wenn hier an den westlichen Randländern des Mittelländischen Meeres und Atlantischen Ozeans nicht eine bedeutende, hochentwickelte Kulturgeschlossenheit schon bestanden hätte, dann wäre es nicht möglich gewesen, daß eine von Osten kommende Reizung diese eminente Reaktion zur Folge hätte haben können, unter deren Macht der Osten mächtig erbebte, und die auch nach ihrem Untergang im Westen noch eine so gewaltige Erbschaft zurückgelassen hat, wie die Fulguralreligion der Etrusker. Wichtig ist für uns vor allem der Beweis, daß der vorwärts drängende Osten im Westen eben schon diesen mächtigen Kulturblock vorfand, dessen Existenzkraft sich energisch gegen den Osten wehrte und eine Zeitlang auf dem Seewege kriegerisch und erfolgreich nach Osten vordrang.

Man hat geschwankt, ob man eine Kultur- und Volksbewegung „gegen den Sinn der Weltgeschichte", der ein Vorwärtsdrängen der Kulturen von Osten nach Westen bedeutet, annehmen dürfe. Wir brauchen nicht zu zaubern. Wir sehen hier diese Bewegung geschicht-

lich belegt. Es ist nicht nur möglich, aus geschichtlichen Dokumenten diese Bewegung einer von Westen nach Osten schreitenden Kultur, die in Aegypten mit dem stärkeren Hervortreten des westlichen Widdergottes Hand in Hand geht, zu beweisen. Die Alten erinnern sich vielmehr sehr wohl noch eines Ringens der westlichen mit den östlichen Mächten, wie aus den Berichten eines Diodor und dem „Atlantisroman" des Plato (dieser ist wiedergegeben in meinem Werke: „Auf dem Wege nach Atlantis", S. 3 bis 9) deutlich hervorgeht. Dieser beginnt mit dem klassischen Hinweis, daß in alter Zeit „jener" Krieg zwischen den Menschen „außerhalb der Säulen des Herakles" und allen denen, die innerhalb derselben wohnten, stattfand. Bei Diodor und anderen finden wir das präzisiert: Die Westvölker ringen mit den Ostvölkern um die Vorherrschaft.

Die Joruben und die „Westmächte" des Altertums.

Ich identifiziere also die Westkultur der Turschaseemacht des 13. Jahrhunderts v. Chr. mit denen, die „außerhalb der Säulen des Herakles" wohnten, und den Mut hierzu gewinne ich aus den Wirkungen der ewig gleich bleibenden Wucht des Rhythmenganges der Weltgeschichte, deren Vorgänge immer wieder den Gesetzen der Erdoberfläche entsprechen. Ich glaube, daß wir zum Verständnis der Erscheinungen der ältesten Zeit sehr wohl Beweismaterial aus analogen Vorgängen jüngerer Perioden wählen dürfen. Um die Expansionskraft und den Aktionsradius einer Kultur verstehen zu können, die wie die alte Westkultur Gallien, Spanien und Libyen umschloß, brauchen wir uns nur klarzumachen, was sich ereignete, als die junge Ostkultur in langsamer, etappenweiser Verschiebung ihres territorialen Macht- und Kulturmittelpunktes von Kleinasien über Griechenland und dann nach Italien und endlich nach der Pyrenäenhalbinsel gelangte, also langsam in das Interessengebiet der älteren Westkultur einrückte. Als das geschehen war, mußte die Kultur den Wasserweg aufnehmen; denn die Wucht der Ost-Westbewegung zwang sie hinaus; damals mußte die Kolonisierung Westafrikas einsetzen; damals mußte Amerika entdeckt werden. Eine littorale Kultur, die in Gallien, Spanien und Libyen gleichzeitig mächtig ist, wird immer darauf hinzielen müssen, die Meere im Westen zu beherrschen, und von draußen die Reichtümer aus den anderen Küstenländern des Atlantischen Ozeans heimzutragen.

Solcher Gedankengang läßt mich annehmen, daß die alte Westkultur notgedrungen von den „Menschen, die außerhalb der Säulen des Herkules" wohnten, getragen worden sein müsse. Die Seetüchtigkeit dieser Völker, die in den ägyptischen Inschriften als „Seevölker"

immer wieder erwähnt und gefürchtet sind, muß bedeutend gewesen sein und muß sie hinausgeführt haben in fremde Länder. Und in der Zeit, als sie im Rückschlage nach ostwestlich verlaufender Anreizung im 13. Jahrhundert den Osten zu Wasser mit Krieg bedrohten, da kann solche Seetüchtigkeit nicht erst kurz vorher entstanden sein; damals muß sie vielmehr unbedingt schon voll ausgereift gewesen sein, muß also damals schon eine lange Entwicklungsperiode hinter sich gehabt haben. Auch die uralte tiefe Druidenkultur Galliens muß damals schon ausgereift gewesen sein. Ich schließe demnach, daß diese Westkultur, als sie im 13. Jahrhundert den Osten des Mittelmeeres mit ihren schlanken Fahrzeugen aufsuchte, vorher die Gestade des Atlantischen Ozeans befahren und hier draußen ihre Kolonien und Seitengebiete erobert hatte, als deren eines ich auch die jorubische Kultur in Anspruch nehme. Und damit eben will ich Atlantis, die jenseits der Säulen des Herkules gelegene Empore der Westkultur, wieder entdeckt haben, das Atlantis, von dem uns Solon sagt, daß in ihm die Burg des Poseidon entstanden sei, daß dort üppige Vegetation herrsche, daß die baumartig wachsende Pflanze, die Speise, Trank und Salböl liefere (die Oelpalme), daß die rasch verderbende Frucht des Obstbaumes (die Banane) und erwünschte Reizmittel (der Pfeffer) dort gediehen wären, daß Elefanten dort lebten, und daß das Messing da gewonnen werde (also wie hinter den Jorubabergen noch bis vor kurzer Zeit), daß die Eingeborenen dunkelblaue (Bauminbigo!) Kleider trügen, und daß sie eine etwas fremdländische Bauart (Palmblatt-Sattelbach) gehabt hätten. Ich nehme also das in seinen Küsten- und Nigerstrecken von einer Unzahl von Lagunen und Kanälen durchzogene, das tropisch üppige und überreiche Jorubaland, dessen Beschaffenheit der platonische Bericht nicht übel charakterisiert, als Atlantis in Anspruch, als Land der Nachkommenschaft des Poseidon, den die Joruben Olokun nennen, als Land einer Bevölkerung, von der Solon sagte: „sie hatten aber ihre Herrschaft auch bis nach Aegypten und Tyrrhenien ausgedehnt!" — Da haben wir wieder das kriegerische Seevolk des 13. vorchristlichen Jahrhunderts. Da haben wir wieder jenes Bindeglied des Zusammentreffens der West- mit der Ostkultur, des Zusammenstoßes, bei dem die Ostkultur obsiegte, und — die erste Kunde erhielt von den zauberhaft schönen tropischen Ländern, die „weit draußen vor den Säulen des Herkules" liegen!

Jorubaland und Atlantis.

Die Westkultur unterlag. Phönizien und Griechenland lösten die niedergehende Schiffahrt der Westvölker ab. Die alte Einheit der Westkultur verfiel und die Etrusker isolierten sich. Die Tyrrhenier wurden mehr und mehr ein kontinentales Volk und gaben

als solches den Grundkern der neuerwachsenden Römermacht, deren erste Herrscher die Tarquinier, eine etruskische Dynastie, wurden. Die Schiffahrt der Seevölker verfiel, wie die geschichtlichen Tatsachen uns lehren, verhältnismäßig sehr schnell, und der produktionskräftigere Osten übernahm die Handelshegemonie und Kolonialpolitik, die zunächst ihre Arbeit im Mittelmeerbecken erfüllte. Als im achten vorchristlichen Jahrhundert die Phönizier begannen, das zentrale Mittelmeer zu kolonisieren, da haben sie zwar auf dem karthagischen Boden eine neue Blüte westlicher Seemacht gefördert; der Seeweg nach Atlantis war aber schon abgestorben, und die Kultur des jorubischen Landes hatte sich im Binnenverkehr konzentriert, genau wie die etruskische solchem Prozesse im Norden verfiel. Deshalb fanden die Phönizier, als sie unter Necho um 600 v. Chr. Geburt Afrika umschifften, und als der Karthager Hanno um 500 v. Chr. an der westafrikanischen Küste hinfuhr, den Atlantischen Ozean vereinsamt. Die Schiffahrt der alten Westkultur war zu dieser Zeit schon degeneriert und beschränkte sich damals offenbar nur noch auf das Mittelmeer. So mußten die Phönizier und Karthager den Seeweg durch die Straße von Gibraltar in Verfolg der sicherlich noch lebendigen Ueberlieferungen aufs neue aufsuchen, und so lebte die Sage der älteren Atlantisfahrten nur noch bei den Aegyptern, die die unterworfenen Tyrrhener bekanntlich als Söldner unter sich angesiedelt hatten, fort. Deshalb erfuhr Solon die Sage von dem ägyptischen Priester in Sais.

Atlantis gewann aber in der Sage den Glorienschein der Heiligkeit, der immer mehr erstrahlte, als einerseits die Erinnerung an Tatsächlichkeit der westlichen Tropen bei der kulturell dominierenden Menschheit mehr und mehr erstarb, und als anderseits die großartige Weltbildidee zerfiel. Es blieb aber auch bei den Griechen, bei denen sich die Einheit dieser Religion sonst nicht mehr nachweisen läßt, als letzter Rest der bindenden Kraft des Templumgedankens gerade im atlantischen Märchen der Satz des Plato bestehen: „Die Götter verteilten einst die ganze Erde nach ihren Gegenden unter sich ohne Streit durch das Los. So bekamen denn die einen Götter dieses Land, die anderen jenes, und ordneten es . . . und sie bevölkerten es mit edlen und ureingeborenen Menschen und legten in ihren Geist den Sinn für ein geordnetes Staatsleben . . ." Und dann: „Wir haben schon berichtet, daß die Götter die ganze Erde untereinander, teils in größere, teils in kleinere Lose verteilten und sich selbst ihre Heiligtümer und Opferstätten gründeten. So fiel dem Poseidon die Insel Atlantis zu, und er siedelte seine Nachkommen-

schaft . . . auf einem Orte der Insel . . . an." Und auch Herodot weiß, daß Poseidon ein Gott des afrikanischen Westens ist. — Olokun herrscht eben über dem Lande, das ja am großen Meer jenseits der Säulen des Herkules lag.

Dieser Passus des solonischen Berichtes ist um so vielsagender, als die Griechen, wie schon betont, die Weltbildidee in ihren Grundlagen und in ihrer Gesetzmäßigkeit nicht mehr ererbt oder auch nur verstanden haben. Und doch ist hier das Würfelwerfen und Losen, die sakrale Feststellung einer Zusammengehörigkeit einer Himmelsregion, eines Gottes und eines Götterbesitztumes mit aller Klarheit der Idee der Clangötternachkommenschaft erhalten, genau so wie die Tyrrhener und früher wohl alle Völker der alten Westkultur sie besaßen, vor allem aber die Joruben sie heute noch pflegen. Der griechische Bericht des Solon sagt also, daß Atlantis die tropische Insel sei, auf der alle tropischen Pflanzen gedeihen und sich Elefanten tummeln, auf der Messing verhüttet wird und ein fremder Baustil herrscht, eine Insel, die bei der ursprünglich sakralen Würfelteilung dem Poseidon zufiel, der sie mit seiner Nachkommenschaft besiedelte; der Bericht schreibt dieser westwärts-jenseits der Straße von Gibraltar entstandenen Nachkommenschaft eine Machtentfaltung zu, die bis zu den Aegyptern und bis zu den Tyrrhenern reicht, und läßt sie in ein gewaltiges Ringen mit den Ostmächten, unter denen ihm Athen besonders wichtig ist, verfallen, erwähnt also just die Tyrrhener und Aegypter, von denen die einen genau innerhalb, die anderen genau außerhalb der Peripherie der Westmacht wohnen, genau die beiden, welche miteinander den Entscheidungskampf um die endgültige Hegemonie im 13. Jahrhundert v. Chr. auskämpften.

Die Romane des klassischen Altertums.

Gewiß, die solonische Erzählung von Atlantis ist ein Roman, eine Mythen-geschmückte Sage, aber ihr Kern ist genau so echt, wie der Pygmäenroman, dessen Wahrheitskern Schweinfurth nachwies, wie die Trojalegende, die sich unter Schliemanns Wirken als geschichtliche Tatsache entpuppte, wie die Hyperboräerfabel, die neuerdings Schuchhardt enthüllte, wie das Skythenmärchen, wie eben alle diese Legenden enträtselt werden können, nämlich als poetische und glänzend ausgeschmückte Erinnerungen an wahrhaft lebendige, großartige Vorgänge und Tatsachen der Weltgeschichte.

Den Vergleich der ethnologischen Tatsachen mit den historischen Feststellungen und Ueberlieferungen habe ich damit durchgeführt. Es kann kein Zufall sein, wenn bei Etruskern und Joruben die Templumreligion in ihrem ganzen Umfange, das Impluvialhaus mit allen seinen Feinheiten und Nüancen übereinstimmen. Es kann

kein Zufall sein, daß gerade auch im tyrrhenischen Machtbereich gleiche Terrakotten mit ähnlichem Kopfschmucke gefunden sind. Die historischen Aufzeichnungen lassen uns jetzt den Süden mit dem Westen der Kultur des Altertumes ohne Schwierigkeit miteinander in Verbindung bringen, lehren uns auch sogar einige Tatsachen der Weltgeschichte leichter verstehen. Die jorubische Kultur ist eine Auskristallisierung jener mächtigen Westkultur, die einst als eurafrikanische sich von Europa nach Afrika hinzog, und von der im Mittelmeerbecken bei ihrer Verkümmerung die etruskische als parallele und symphonische Verwandte übrig blieb.

Ich kann nicht abschließen, ohne der Uebereinstimmung bestimmter Symptome dieser atlantischen Westkultur mit der höheren Amerikas einige Worte zu widmen. Die verwandten Züge sind so auffallend, daß sie nicht übersehen werden können, und da das atlantische Kulturgebiet Afrikas, das Jorubaland, gewissermaßen als Flotten- oder Kabelstation zwischen dem Mittelmeer und Amerika, als ein Bindeglied der Formen Altamerikas und der Ostländer eventuell in Anspruch genommen werden könnte, so scheint es eine Forderung des Tages zu sein, die merkwürdigen, von unseren großen Amerikanisten entdeckten Datierungen der Majamonumente mit einem etwa vorhistorischen Zusammenhang in Verbindung zu bringen, was nicht unmöglich scheint.

Meine Aufgabe ist dies nicht. Hier heißt es: „Schuster bleib bei deinem Leisten!" Und ich darf auch in mancher anderen Hinsicht nicht vergessen, daß Mäßigung den Meister auszeichnet. Bin ich doch auch nicht Geologe, und kann somit nicht auf die interessanten, von Habenicht wieder angeregten Probleme älteren Zusammenhanges der Erdfläche Europas und Amerikas weiter eingehen, bin auch nicht Philologe, und kann die Uebereinstimmung der Worte Atel (im Buch der Jubileen) und mit Atl (amerikanische Sprache, in der das Wort „Wasser" und „Scheitel des Kopfes" bedeutet) und mit Atlas und Atlantis nicht erklären; kann mich also auch nicht berufen sehen, die Ideen der Geisteswissenschaften und deren Atlantishypothesen zu verfolgen. Von alledem verstehe ich nichts. Ich bin ein Afrikaner mit beschränktem Wissen und außerordentlich froh, wenn es mir gelungen ist, die Beweise zu erbringen, daß auch mein „langweiliger" Erdteil eines bietet: nämlich ganz richtige Rätsel, die man eventuell auch lösen kann.

Das ist meine Ansicht von Atlantis!

■ ■



Deckel der S. 283 unter 5 abgebildeten Isabowle und Isabrett.
(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Siebzehntes Kapitel.

Nachträge und Ergänzungen.

Zuchtopfer des Kannibalismus. (Zu Seite 11.)

1. **Zuchtopfer des Kannibalismus.** Außer der Jagd gibt es, wie gesagt, im Dienste des Kannibalismus noch die Züchtung. Nachdem ich schon in Lupungus Hauptstadt einige Aufzeichnungen hierüber gemacht hatte, hörte ich infolge Rechtsstreitigkeiten unter den sich in unserem Dienste befindlichen Bassonge Näheres. Als es nämlich zum Auszahlen des Lohnes kam, beanspruchte ein Mann den Lohn zweier anderer. Es gab ein langes Gerede, dessen Schluß war, daß die zwei anderen behaupteten, noch eine Zahlung von dem Kläger zu fordern zu haben. Bei solchen Ansprüchen muß es für den afrikanischen Richter immer entscheidend sein, wie der ganze Handel vor sich gegangen ist, der diesen Zwiespalt hervorgerufen hat. Ich mochte aber fragen, was ich wollte, meine drei Bassonge redeten und redeten und sprachen doch nichts Rechtes. Das ging so eine Woche lang. Dann kam der große Tag in Ikoka, wo ein Teil der Leute von Luluaburg fortlief, und nun kam die Geschichte heraus: Der eine, der zuerst gefordert hatte, hatte in der Zeit da er noch ein freier Mann war, und ehe er ins Sklaventum geraten war, im nördlichen Bassongegebiet einmal auf einer Menschen-

jagd eine alte Frau eingefangen. Er gedachte die etwas magere Dame herauszufüttern und nährte sie so gut wie möglich. Dann ward er aber infolge des Schicksalswechsels der Zappu-Zappzeiten selbst ein unfreier Mann und kam als Sklave in das Dorf des genannten Fürsten. Seine Mastsklavin blieb zunächst daheim. Dann aber ließ er sie eines Tages durch die beiden anderen, die ihm nun ihren bei uns verdienten Lohn auszahlen sollten, holen. Die Frau war ganz hübsch rund geworden. Während die beiden Freunde sie nun nach der Stadt Zappu-Zapps brachten, hielten sie mehrere behagliche Nachtlager mit ihr ab und fanden doch wohl mehr an der Frau, als nur die Hoffnung auf ein gutes Beefsteak. So kam es denn, daß sie nach langsam vollzogener Reise die Frau als Mutter mitbrachten. Nach einiger Zeit ward das Kind geboren, und die Leute gaben zu, daß die Frau nur deswegen nicht gleich geschlachtet wurde, weil man Nachwuchs von ihr erwartete. Als sie aber einige Monate die Mutterschaft genossen hatte, da gingen die beiden Freunde, die die Frau geholt hatten, mit der Mutter wieder auf Reisen, und diesmal hielt keine Liebe den Entwicklungsgang auf, die Mutter verschwand in dem Magen der Beiden. Wo diese Mahlzeit abgehalten worden, und wer daran teilgenommen hatte, konnten wir nicht feststellen. Wir erfuhren dagegen, daß der frühere Besitzer der geraubten Mutter, als er die Schwierigkeiten der weiteren Ernährung des Kindes übersah, diesen durch glückliche Vertilgung des kleinen Lebewesens ein erfreuliches Ende bereitete. So hatten dann die beiden Freunde die Mutter — und der alte Besitzer der Mutter das Kind verspeist, das die beiden Freunde zu Vätern hatte. Nun verlangte er Zahlung für die verspeiste Frau, weil sie ihm gehört hatte, und die beiden Freunde verlangten Zahlung für das Kind, weil sie seine Väter seien. Das erste war nach Eingeborenenrecht berechtigt, das zweite nicht. Wohl aber war das ganze ländlich, sittlich!

□ □

Rekonstruktion des Tumulus. (Zu Seite 24.)

2. **Rekonstruktion des Tumulus.** Welches Material bei der Rekonstruktion des Tumulus des Nigerbogens mir zur Verfügung gestanden hat, ist oben gesagt worden. Es erübrigt noch hier mitzuteilen, inwieweit dieses Material irgend sicher ist oder nicht. Die Holzteile wurden allenthalben in demselben Zustand gefunden. Sie waren entweder grau oder schwarz, stark splitterig und der Faserung nach locker. Alle starken Pfosten schienen entrindet eingesetzt zu sein. Dagegen waren von den verbindenden Ringen der Kuppel-

konstruktion ganze Rutenbündel festzustellen, die mit einer weißlichen Rinde bedeckt waren. Die Dimensionen der Anlagen können im allgemeinen als exakt bezeichnet werden. Die Stellen, wo die Pfähle eingebaut waren, waren unschwer zu erkennen. Alle Arbeiten müssen mit großer Sorgfalt und mathematischer Genauigkeit ausgeführt gewesen sein, so daß in dieser Hinsicht die Feststellung sich auf wenige Punkte der Konstruktion konzentrieren konnte und in der Lage war, die fehlenden Teile der Balkenreihe zu interpolieren. Ein Punkt ist aber unsicher geblieben, und dieser bezieht sich auf die Kuppelbildung des oberen Opferraumes. Während unten an den in die Erde ragenden Endteilen der Balken und an den hier noch vorhandenen Resten der Bündelringe die Lagerung deutlich wahrnehmbar war, gewann ich in allen drei Fällen, in welchen ich den oberen Kuppelbauten nahekam, den Eindruck, als habe das eigentliche, schwach gewordene Holzgerippe einen Zusammensturz erlebt. Wohl zu verstehen: Die Erdmasse hatte die Kuppel nicht eingedrückt, sondern das Holzgerüst war in sich zusammengebrochen. Ich war nicht in der Lage, außer ganz wenigen, in die Erde versenkten, schräg nach unten verlaufenden Balkenresten irgendwelche Anzeichen zu finden, welche die Konstruktionsform der Kuppel klar erkennen ließen. Deshalb war dieser Teil der Kuppel der Opferhalle als durchaus unsicher zu bezeichnen. Man kann nur erkennen, daß es eine Kuppel war. Die Konstruktion war nicht festzustellen.

Den Eindruck gleicher Konstruktionsweise der östlicheren Nigertumulis erhielt ich aus den Berichten englischer Herren und einiger Eingeborenen, welche dem Innern der großen Kuppelbauten zustrebten. Es ist bis jetzt auch von dem sonst so gründlichen Palmer in den Tumulis nichts gefunden worden. Dieses ist wohl ganz einfach damit zu erklären, daß die Durchsuchung sich auf den Kuppelbau beschränkte, nicht aber bei den eigentlichen Grabanlagen in der Tiefe fortgesetzt ward. Diese Aufgabe wäre also noch zu lösen.

□ □

Meteorologisches. (Zu Seite 43.)

3. *Meteorologisches.* Und doch waren wir unter dem wasserdichten Wellblechdache zunächst fraglos am besten aufgehoben, denn der Himmel strahlte zunächst durchaus nicht in unbeirrter Wolkenlosigkeit. Hier für Meteorologen zunächst einige Daten meiner Wetternotierungen:

25. 10. 1910: Umzug zur Baleschule von 5 bis 7 Uhr in strömendem Regen, erster dieses Jahres in Ibadan.

26. 10. 1910: Nachts Gewitter.

27. 10. 1910:
29. 10. 1910: } Wetterleuchten im Osten.

29. 10. 1910: Abends 6 Uhr ein Windstoß von Osten, dann Wetterleuchten ebenda.

20. 10. 1910: Gegen Mittag steigen Wolken im Osten auf; es erfolgt Wetterleuchten in gleicher Gegend.

31. 10. 1910: Wetterleuchten im Osten um 7 Uhr.

1. 11. 1910: Erster Tag mit ausgesprochen grauem Himmel. Abends von $^{3}/_{4}7$ Uhr an Wetterleuchten im Osten.

2. 11. 1910: Morgens von 5 bis 6 Uhr dicker Nebel, dem Tau folgt, $^{1}/_{2}7$ bis $^{1}/_{2}9$ Uhr grauer Himmel. Abends von $6^{1}/_{2}$ bis 8 Uhr Wetterleuchten im Osten.

3. 11. 1910: Morgens grau bis 9 Uhr. Wetterleuchten bleibt aus.

4. 11. 1910: Von morgens an grau den ganzen Tag über. Nur von Zeit zu Zeit kommt die Sonne heraus; nachmittags von 3 bis 4 Uhr Gewitterdrohen, ohne daß ein Niederschlag erfolgt. 6 bis $^{1}/_{2}9$ Uhr Wetterleuchten im Norden und Osten. Um $^{1}/_{2}9$ bricht mit unglaublicher Geschwindigkeit ein Gewitter von Osten her über uns herein, das um $^{1}/_{2}10$ Uhr endet.

5. 11. 1910:
6. 11. 1910: } Morgens bis Mittag grau. Nachmittags hell. Abends von 7 Uhr ab im Osten Wetterleuchten.

7. 11. 1910: Morgens grau; erster Tag ohne Wetterleuchten.

8. 11. 1910: Heller Tag ohne Wetterleuchten.

Vom 9. 11. 1910 an war das Wetter außerordentlich konstant; die Morgen blieben grau: die Nachmittage meist hell, die Abende ohne Wetterleuchten, aber nach Sonnenuntergang ganz starker Tauniederschlag. Dann hatten wir in Ife wieder am 4. 12. 1910 von Nordosten her erst Wetterleuchten, dann gegen 8 Uhr die letzten Reste eines Gewitters, leichtes Donnern mit leichtem Regen. Endlich erlebten wir, um gleich alle meteorologischen Erlebnisse in Südnigerien festzuhalten, am 7. Januar 1911 noch einen starken Regen, dem am 8. gegen Abend ein sanfter Husch folgte. —

□ □

Bigamie.
(Zu Seite 189.)

4. **Bigamie**. So ist es vom Standpunkt der mythologischen Anschauung dieses eigenartigen Volkes aus betrachtet ganz gleichgültig, welcher von mehreren Brüdern eine Frau beschläft. Denn das Kind wird ja doch vom Orischa gegeben und repräsentiert die Wiedergeburt eines vordem verstorbenen Familienmitgliedes, es hat demnach mit dem väterlichen Samen in unserem Sinne so gut wie nichts zu tun. Wenn zwei Brüder aber die Gatten derselben Frau sind, so ist, da sie von dem gleichen Orischa abstammen, das entsprechende Kind naturgemäß auch ein Nachkomme dieses Orischa, und ist es ganz gleichgültig, welcher von den beiden Brüdern nun der eigentliche Vater in unserem Sinne war. Der Aeltere von den beiden wird dann jedenfalls als der Vater des Kindes angesehen, da ja der Familienälteste in gewissem Sinne die Oberhoheit über alles Familiengut und alle Familienglieder besitzt. Die Mutter tut nach jorubischer Meinung noch weniger dazu als der Vater. Für die Mutter gibt es naturgemäß in der eigentlich familiären, wirtschaftlichen und persönlichen Gruppe, wie bei allen echt totemistischen Gruppierungen, nur das eine Gesetz unbedingter Exogamie. Sie darf nicht aus der Nachkommenschaft des Gottes des Gatten stammen, weil das Blutschande wäre und in unserem Sinne etwa der Verehelichung mit einer Schwester entspräche. Sie muß aus anderem Holze sein. Dreimal erlebte ich es, daß in dem Hause, in dem ich wohnte, zwei Brüder mit einer einzigen eigentlichen Ehefrau lebten. Die anderen Frauen waren Sklavinnen und Beischläferinnen. In jedem Falle schlief die Hausfrau abwechselnd bei den beiden Brüdern. In allen drei Fällen wurde die Sache mir als ganz harmlos und selbstverständlich dargestellt. Als ich dann in meinem Kolloquium drei Alten des Ogboni die Sache vortrug, wurde mir zugegeben, daß solcher Fall allerdings nicht sehr selten sei, daß dagegen häufig Streitereien entständen, und der erste, der die Frau geheiratet hätte, eventuell das Recht habe, den anderen aus dem Hause zu werfen. Dieses Rechtsmittel resultiere aber lediglich aus einem Nutznießungsrechte. Eine Abstammungsdifferenz des Kindes etwa käme dabei nicht in Betracht. Wie weit diese Anschauung von der durch die Vaterlinie zeugenden, reinen Götterkraft geführt ist, geht daraus hervor, daß niemand einen Wert darauf legt, daß die Mutter auch wirklich eine geheiratete Frau ist. Wenn der Hausherr ein Kind von einer Konkubine hat, ja, wenn er auch nur mit einem freien Mädchen ein Kind erzeugt, so wird dieses Kind doch unbedingt als rechtlicher Sproß des Orischa angesehen, und es wird ihm höchstens in sozialer Hinsicht später vielleicht ein wenig Spott in

bezug auf seine Mutter zuteil, nie aber in seinen Rechtsansprüchen. Diese ausdrückliche Durchführung des Vaterrechtes ist um so frappierender, als die Joruben in ihren sonstigen Besitzverhältnissen sehr viele Symptome mutterrechtlicher Institutionen besitzen. Das patriarchalische Orischasystem muß demnach dem Volke aufgepfropft sein, welches mit matriarchalischer Grundlage vor- oder nachdem, also in der Mischung, ausgerüstet war.

□ □

Heilige Buhlfeste. (Zu Seite 221.)

5. **Heilige Buhlfeste.** Zwar hörte ich niemals, daß die Gottheit irgendwie phallisch verehrt würde, dagegen wurde mir einige Male versichert, daß eine nach ihrer Art dem Bewußtsein der Leute entschwundene Einrichtung in irgendeinem Zusammenhange mit dem Okofeste stehe, die im Zeichen des Orischa Alarun oder Arugu gefeiert werde. Ich nehme diesen Hinweis um so lieber auf, als bei den südlichen Joruben mit dem Okodienste verbundene bestimmte Festlichkeiten zu sexuellen Ausschreitungen Gelegenheit bieten. Folgendes hörte ich darüber:

Einige Tage vor Beginn der Regenzeit wird im Busch ein Fest gefeiert, welches Odu-Oscha-Arugu (besser Aruru) genannt wird. Zwei priesterliche Persönlichkeiten wachen über den Vollzug der Zeremonien. Die eine ist der Olo genannte Priester, die andere die Jemo genannte Priesterin. Um 7 Uhr abends machen sich alle Frauen und Mädchen, die an dem Fest teilzunehmen wünschen, auf den Weg, um zu der Stelle im Busch zu gehen. Eine jede hat vorzügliches Essen bereitet und ihre besten Kleider angezogen. Sie trägt die Speisen mit in den Busch und nimmt außerdem eine Matte mit. An ihrer Spitze hält die Jemo Einzug auf den Festplatz. Nur solche Frauen gehen zu dem Feste, die sich nach einem Kinde sehnen. Sobald nun die Männer gewahren, daß sich die Weiber auf den Weg gemacht haben, so gehen die, die an solchen tollen Streichen Lust finden, auch dorthin. Der Olopriester führt sie.

Im Busch wird zuerst Feuer angezündet, und es hebt zunächst ein behagliches Essen und Trinken an. Wenn jedermann gesättigt ist, kann sich jeder Bursche auf dem Umwege durch den Olo von der Jemo das Recht zum Beischlafe mit dem Weibe ausbitten, das ihm unter den Anwesenden am meisten zusagt. Und wenn nicht schon ein anderer vorher von dieser Frau eine Zusage erhalten hat, so legen sich diese beiden gemeinsam auf eine Matte. Es herrscht dann Dunkelheit; denn das Fest wird immer in die Zeit absoluter Dunkel-

heit verlegt. Im übrigen begnügen sich die Leutchen nicht mit diesem einmaligen Genuß; vielmehr vermischen sie sich nachher und bis zum Morgen nach allem Vermögen, aber anscheinend immer so, daß die Priester darum wissen.

Dieses höchst eigentümliche Fest, das im Sudan durchaus nicht vereinzelt ist, soll, wie gesagt, in einem ganz unklaren Zusammenhange mit dem Olobienste stehen. Daß die Periode im Jahre, in die es fällt, eine allgemeine Beziehung zum Ackerbau und der Fruchtbarkeitsförderung anzeigt, ist ziemlich selbstverständlich. Noch bedeutungsvoller wird die Zeremonie durch zwei Angaben, die ich kurz vor Abschluß meines Aufenthaltes im Jorubenlande erhielt. Erstens sagte mir nämlich ein alter Mann: „Das Fest wird zum Andenken an die Verehelichung Oranjas mit Jemaja gefeiert, aus welcher Verbindung der Hauptgott Schango hervorgegangen ist." Diese Erklärung könnte zunächst als volks-etymologische Auslegung der Aehnlichkeit der beiden Namen Oranja und Arugu einerseits, Jemo und Jemaja anderseits angesehen werden.

Größere und gewissermaßen ältere Perspektive gewinnt diese Erklärung aber, wenn man hört, was mir eine alte Jemopriesterin dazu gesagt hat: „Wenn das Fest Osa Arugu nicht gefeiert wird, wird die Ernte ausbleiben, weil es nicht regnen kann." Ich entgegnete ihr, daß doch wahrscheinlich genügend ehelicher Beischlaf geübt würde, um den Ansprüchen der Orischa zu genügen. Da antwortete sie prompt: „Die Göttin Jemaja wurde im Busch unehelich beschlafen; so wurde Schango geboren." Mehr erfuhr ich nicht. Aber im Süden existiert allerdings die Legende, daß Oranja oder Orungan seine Schwester Jemoja oder Jemaja vergewaltigt habe, worauf Schango und die anderen Götter geboren wurden. Es scheint mir aus diesem Bruchstück doch die eine Tatsache sich klar erweisen zu lassen, daß ursprünglich zwischen alledem ein fester Zusammenhang bestanden hat, ein so klares Bild, wie es überhaupt von einer Mythologie in unseren Zeiten nur zu erwarten ist. Solch wilder Befruchtungsdienst erinnert stark an die Sitten und Zeremonien, die ich bei den Minianka und anderen Stämmen am oberen Niger kennen lernte.

☐ ☐

Weitere Legenden vom Sonnenschlingenfang. (Zu Seite 249.)

6. **Sonnenschlingenfangsagen.** Bei der großen Wichtigkeit dieser Legende möchte ich von uns aufgefundene Varianten im folgenden zusammenstellen.

a) Version der Kirri an der deutsch-englischen Grenze. Eines Nachts, d. h. abends nach Sonnenuntergang, mußte ein Mann einmal hinausgehen, um sich zu entleeren. Er ging in den Busch und verrichtete seine Angelegenheit. Als er zurückkam, traf er auf einen weißen Schafbock (Djimbuga). Er griff den Schafbock und brachte ihn mit nach Haus. Er ging zu seinem Freunde und sagte: „Ich mußte eben in den Busch gehen, um mich zu entleeren. Als ich zurückkam, traf ich einen ganz weißen Schafbock. Ich habe ihn gegriffen und mit nach Haus gebracht." Der Freund sagte: „Es ist gut! Halte ihn nur fest." — Die Leute legten sich nieder, um zu schlafen. Alle Leute schliefen. Die Leute erwachten. Es war Nacht. Die Leute sagten: „Wir haben Hunger." Die Leute machten Essen und kochten. Es blieb Nacht. Sie legten sich wieder hin und schliefen. Sie wachten wieder auf und sagten: „Wir haben Hunger!" Die Leute machten Essen. Die Leute aßen. Die Leute legten sich hin und schliefen. Die Leute wachten auf. Die Leute hatten Angst, sie sagten: „Diese Nacht will kein Ende nehmen. Wir fürchten uns. Wir wollen zum Könige gehen." Sie gingen zum Könige. Sie sagten zum Könige: „Diese Nacht nimmt kein Ende. Wir fürchten uns. Was wollen wir machen? Sieh doch, was es ist, daß es nicht wieder Tag werden will!" Der König sagte: „Ich werde alle Leute fragen, was es sein kann." Der König rief alle Leute zusammen. Die Leute kamen. Der König fragte: „Weiß niemand, was sich Besonderes ereignet hat, daß es nicht mehr Tag werden will?" Der Freund sagte: „Als die Sonne das letztemal untergegangen war, mußte mein Freund noch einmal in den Busch gehen, um sich zu entleeren. Als er zurückkam, traf er einen weißen Schafbock. Er griff ihn und band ihn fest. Er sagte es mir." Der König sagte: „Bringt mir den weißen Schafbock her." Man brachte dem König den weißen Schafbock. Der König sagte: „Bindet ihn los und laßt ihn laufen." Die Leute banden den weißen Schafbock los und ließen ihn laufen. Gleich darauf ging die Sonne auf.

b) Version der Dakka westlich des Faro in Kamerun. Ein Jäger fand einmal im Busch einen ganz schmalen, aber sehr gut ausgetretenen Weg. Der Jäger sagte: „Hier muß eine gute Antilope ihren Weg gehen. Hier will ich meine Falle aufstellen." Der Jäger stellte seine Falle auf. Am Abend fing sich in der Falle ein über und über weißer Schafbock (Tomtschi burgi). Nachts schlief alle Welt ein. Niemand wachte auf. Alles schlief und schlief. Die Leute wachten auf. Es war ganz dunkel draußen. Der Gangi ließ

einen Newonani kommen und sagte: „Sieh nach, weshalb es nicht Tag wird!" Der Newonani warf seine Schneckenschale. Der Newonani sagte: „Es muß ein Tier im Busch gefangen sein." Alle Leute suchten. Der Jäger ging und fand, daß in seiner Falle ein weißer Schafbock gefangen war. Der Jäger band darauf den weißen Schafbock los. Danach ließ der Gangi durch den Kameni ein großes Opfer darbringen und durch alle einen großen Gruß (mit Händeklatschen) ausführen.

Alle dankten der Sonne (Suu) und Gott (Urumi).

c) Version der Jukum am Benue. Der Mond war vordem ein Schafbock (Abun). Dieser Schafbock pflegte auf der Erde immer dahin zu gehen, wo das Sorghum gestampft ward. Dort stahl er. Eines Tages aber fingen die Leute den diebischen Schafbock und banden ihn im Hause an. Am anderen Morgen wurde es nicht hell. Es blieb dunkel. Die ganze Zeit blieb es dunkel. Sie riefen alle klugen Leute zusammen. Einer sagte: „Ich habe heute in meinem Hause etwas gesehen, das war früher nicht darin." Die Leute sagten: „Man soll das herausbringen." Die Leute gingen hin. Die Leute brachten es heraus. Die klugen Leute sagten: „Das ist ein Schafbock!" Einer der klugen Leute fragte: „Wo habt Ihr den Schafbock denn her?" Die Leute sagten: „Dieser Schafbock fraß immer unser Sorghum, da, wo es gestampft wird. Da sind wir denn gestern hingegangen und haben ihn gefangen und im Haus angebunden." Der kluge Mann sagte: „Es wird besser sein, wir lassen diesen Schafbock frei." Der Schafbock selbst sagte: „Was Ihr mit mir getan habt, war nicht gut für mich." Die Leute banden ihn los. Darauf sprang der Schafbock in die Höhe, ganz hoch hinauf. Der Schafbock ward nun zum Monde; vorher hatte es keinen Mond gegeben (?). Es wurde hell und dann kam die Sonne (Anjunu). Es ward Tag.

d) Version der Bena Lulua, und zwar Baqua Nputu, Luehlagebiet. Der Mann Kalama Nschilla (hin- und hergehender Weg) ging zwischen einem Dorfe und dem anderen immer hin und her. Auf dem Wege traf er eine kleine Kapao mit Messern, Kauri, Perlen, Stoffen usw. Er nahm die Kapao (eine Kapao, der geflochtene Deckelkorb der Bena Lulua) mit sich in das Dorf. Abends legte sich alles zum Schlafen nieder. Es schlief alles. Es kam kein Morgen, es blieb Nacht. Alles schlief und schlief. Ein Mann stand auf und nahm die Trommel. Er sang: „Uakamema (gegriffen, aufnehmen) kapao (Korb) kam Fibi Mukullu (Fibi Mukullus) butuku (Nacht) kabudji (Morgen kommt nicht) butuku (Nacht) kabudji (Morgen kommt nicht).

N. B. budji = Morgen; kabudji = kein Morgen, oder Morgen kommt nicht.

Der Mann, der den Kapao genommen, blieb im Dorfe und machte seine Wanderungen nicht. Alle Leute schliefen, kein Mensch kochte. Die Menschen aßen nicht, sie wurden dünner und dünner.

Da gingen die Menschen zu dem Manne und sagten: „Du hast die Kapao Fidi Mukullus genommen. Bring sie wieder zurück!" Der Mann nahm eine Ziege und brachte sie mit der Kapao an den Weg zurück. Da kam der Morgen, alles erwachte, alles kochte, aß. Der Mann machte seine Wanderungen zwischen den Dörfern nicht mehr.

e) Version der Baluba, und zwar Baqua Kaloschi. Eine Frau warf den Abfall von Maniok und Hirse auf eine Seite. Ihr Mann sah, daß jemand den Abfall immer aß. Der Mann sagte: „Ich möchte wissen, wer den Abfall ißt. Ich werde eine Katei (Schlinge) stellen." Der Mann stellte am Abend eine Katei.

Die Menschen schliefen. Die Menschen schliefen. Die Menschen schliefen. Sie wachten auf. Es war Nacht. Sie schliefen und schliefen. Ein Mann ging ins Freie um zu pissen. Er kam dahin, wo die Frau den Abfall von Maniok und Hirse hinwarf. Er sah ein großes, großes Feuer. Er kam zu den anderen und sagte: „Seht das Feuer da!" Die Männer gingen hin und sagten: „Aaaaaah!" Der Mann, der die Schlinge gestellt hatte, sagte: „Das ist Diba. Sie ist in meiner Katei gefangen."

Die Männer gingen und nahmen ihre Gabu (Schilde) und ein Messer. Die Männer hielten die Gabu so über den Kopf (schützend gegen das Feuer, herankriechend!). Die Männer schnitten die Schnur der Schlinge durch. Diba stieg empor. Die Menschen fielen auf die Erde (so heiß war es).

f) Version der Baluba, und zwar in Bena Kalambai am Lubilasch. Mupala (muntu, der auf dem Marsche immer fest ist) machte ein Jagdlupangu (Fallenzaun). Er sandte seinen Sohn. Sein Sohn fand eine Sinschi (kleine Ratte). Der Sohn brachte die Sinschi. Mupala sagte: „Ich esse die Sinschi nicht." Er sandte am anderen Tage seinen Sohn. Sein Sohn fand ein Gulube (Schwein). Der Sohn brachte das Gulube. Mupala sagte: „Ich esse das Gulube nicht." Er sandte am dritten Tage seinen Sohn. Sein Sohn fand die Sonne im Lupangu gefangen. Er lief zu Mupala und sagte: „Die Sonne ist im Lupangu gefangen." Er lief zu Mupala und sagte: „Man muß die Sonne töten." Er ging hin und tötete die Sonne. Mupala starb.

g) Version der Bapende von Golongo. Eine Frau stampfte immer an der gleichen Stelle ihr Mehl. Es fiel davon auf die Erde. Was auf die Erde fiel, verschwand über Nacht. Eines Tages sah sie eine Spur, die zu dem Mehle führte. Es war weder die Spur eines Menschen, noch die eines Tieres. Sie sagte es ihrem Manne. Der Mann sagte: „Ich werde eine Falle stellen und den Dieb fangen." Der Mann stellte eine Falle. Er ging schlafen. Die Leute gingen schlafen. Die Leute schliefen. Eine Frau wachte auf. Sie sagte: „Diese Nacht ist lang." Sie schlief weiter. Eine andere Frau sagte: „Diese Nacht ist lang." Sie schlief weiter. Alle Leute wunderten sich, daß die Nacht kein Ende nahm. Endlich ging einer hinaus und sah nach. In der Gegend der Maniokstampfer sah er ein großes Feuer. Er kam zurück und sagte es. Der Mann, der die Falle gestellt hatte, sagte: „Ich habe dort gestern eine Falle gestellt." Die Leute sagten: „Du hast Kumbi (die Sonne) gefangen." Der Mann sagte: „So wird es sein." Die Leute sagten: „Das ist deine Sache. Ziehe dich schön an. Iß ordentlich. Geh' hin und schneide die Fallenschnur durch." Der Mann kleidete sich mit vielen Tüchern. Der Mann aß viel. Dann ging er mit einem Messer hin und schnitt die Fallenschnur durch. Der Mann starb. Die Sonne stieg auf; es ward Morgen. —

h) Version der Bapende von Kassimba. Ein Mann machte einmal eine Mohetto (Falle) für kleine Tiere. Er legte Maniok (als Lockspeise) hinein. Er stellte die Falle nahe dem Dorfe auf. Dann ging er schlafen. Am anderen Tage ging er hin, um nachzusehen, was sich gefangen habe. Er kam und sah, daß alles Maniok aufgegessen, aber kein Tier gefangen war. Er sagte: „Das muß ein starkes Tier sein. Ich werde eine starke Falle machen." Er nahm an Stelle der schwachen Stäbchen einen starken Baum. Er machte eine sehr starke Mohetto. Er stellte die Mohetto am Abend auf. Dann ging er schlafen.

Am Morgen stand der Mann früh auf. Er ging zu der Mohetto. Er kam aus dem Dorf. Es war furchtbar heiß. Er kam zu der Mohetto. Da sah er ein großes, mächtiges Feuer. Da merkte er, daß Kumbi (die Sonne) in der Mohetto gefangen war. Der Mann bekam einen großen Schrecken. Er kam zu Mauesse und sagte: „Ach, Mauesse, Kumbi hat sich in meiner Falle gefangen." Mauesse sagte: „Das ist Eure Sache, Ihr habt das mit Kumbi zu ordnen."

Der Mann ging zu Kumbi. Kumbi sagte: „Ich werde nun an diesem Platze sterben. Was habe ich gemacht? Ich habe Maniok gegessen, wie Ihr auch Maniok eßt. Ihr habt mich hier festgebunden.

Ich werde sterben. Ihr werdet aber auch sterben." Kumbi starb. Alle Menschen starben auch. Nur ein Mensch starb nicht.

Der Mann fragte das Ngombo (Lubuku oder Orakel der Bena-Lulua), wie das komme, daß alle Menschen stürben. Das Ngombo sagte: „Ihr habt Kumbi getötet. Nun müßt Ihr selbst sterben." Der Mann machte sich auf und ging weiter fort in ein anderes Dorf.

i) Version der Kioque. Der Mann Nakambamba sah den Weg, den die Sonne ging. Sie ging über seinen Kopf hin. Sie ging über einen Baum hin. Er stellte auf dem Baum eine Falle auf. Die Menschen schliefen. Die Nacht wollte kein Ende nehmen. Sie schliefen. Die Menschen sagten: „Das ist nicht gut. Es will nicht Tag werden." Nakabamba sagte: „Ich weiß, warum das ist. Ich habe der Sonne eine Falle gestellt." Die Leute sagten: „Das ist nicht gut. Du hast das gemacht, das ist deine Sache. Gehe hin, schlachte eine Ziege, iß, und schneide die Sonne ab." Nakabamba ging in sein Haus. Er schlachtete eine Ziege, aß und stieg auf den Baum. Er schnitt den Strick der Falle durch. Die Sonne stieg in die Höhe. Es ward Morgen. Die Frauen bereiteten Maniok und legten ihn in die Sonne zum Trocknen.

□ □

7. **Die Na-Legende der Haussa.** Diese sehr wichtige Sage der Haussa lautet:

Die Sonnenlegende der Haussa. (Zu Seite 249.)

In uralter Zeit, als noch nichts war, bestand schon Aubu Kaberr(e), d. i. Gott. Aubu Kaberr(e) hatte aber einen Gehilfen und Vermittler, der war Binta-Lafuru. Aubu Kaberr(e) machte damals alles. Aubu Kaberr(e) machte auch die Sonne. Aubu Kaberr(e) machte sie so heiß, daß niemand sie haben wollte. Kein Mensch wollte damals Tateki haben. Tateki war nämlich damals noch der Name der Sonne. Niemand nannte sie (oder wagte sie zu nennen) Rana.

Ra war aber Maikaffos Frau. Ra sagte zu Maikaffo: „Serki n'bana! Mein Mann! Ich will Rana nehmen, denn kein anderer Allebjennu will sie nehmen." Maikaffo sagte: „Was sagst du, Ra? Ra! Meine Frau! Kai! Du, meine Frau, willst die Sonne nehmen, die kein Mann nehmen kann, weil Tateki so heiß ist? Du willst das tun?" Ra sagte: „Maikaffo! Ja, ich will diese Sache nehmen. Wie willst du, mein Mann Maikaffo, denn auch sonst das Gewitter machen, wenn ich, deine Frau, nicht die Sonne nehme? Wie willst du, mein Maikaffo, denn das Gewitter machen, wenn ich nicht die Sonne nehme, die alle Hitze und alles Licht macht und ohne die ein Licht

nicht ist? Ich, Ra, will die Sonne nehmen und nachher wird man sie Rana nennen (oder: wird sie Rana heißen)." Damals hieß die Sonne noch Tateki, denn alle Leute fürchteten, sie Rana zu nennen. (Unverständlich.)

Die Sonne war aber im Osten. Sie war mit einem weißen Widder zusammen in einer Kiste aus Stein eingeschlossen. Die Kiste aus Stein war unten im Wasser. Die Kiste aus Stein hatte nur eine Oeffnung, durch die die Sonne sich entleerte.

Ra ging nun zu Audu Kaberr(e) und sagte: „Willst du mir Tateki geben?" Audu Kaberr(e) sagte: „Ja, ich will dir die Sonne geben. Du mußt aber wissen, daß du jeden Tag 500 Arbeiter brauchst, die die Sonne am Himmel hinziehen. Du mußt das wissen!"

Ra sagte: „Audu Kaberr(e), ich danke dir! Audu Kaberr(e), ich danke dir!"

Ra sagte zu Audu Kaberr(e): „Nun wird die Sonne Rana heißen. Nun darf jeder sie nennen, wie es Gesetz (?) ist." Ra sagte zu Audu Kaberr(e): „Du hast mir die Sonne gegeben. Willst du mir gestatten, daß ich die Sonne am Himmel stehen lasse, wenn ich das will?" Audu Kaberr(e) sagte: „Du sollst Macht über die Sonne haben. Tue mit ihr, was du willst." Ra sagte: „Ich danke dir."

Ra rief die 500 Männer und sagte: „Zieht nun wieder die Sonne herüber!" Die 500 Leute zogen die Sonne an einem Tau herauf. Als die Sonne auf der Mitte des Weges war, war sie sehr heiß und verbrannte alles. Denn damals war der Himmel noch ganz nahe bei der Erde. Ra nahm aber ein Tau und die Kiste aus Stein, in die die Sonne eingeschlossen war. Ra fing die Sonne. So wurde denn der Tag sehr kurz. Die Leute schrien. Die Leute sagten: „Wir wollen einen langen Tag haben! Dieser Tag war zu kurz! Gib uns einen längeren Tag!" Die Leute schrien zu Audu Kaberr(e). Die Leute schrien zu Ra. So wurde der Tag wieder länger.

Die Sonne heißt aber seit damals Rana, weil sie der Ra gehört. Auch betrachten die Haussa die Sonne deswegen, weil sie der Ra gehört, als Frau, und nannten sie Wotsche Rana. — Fernerhin erzählen die Haussa, daß Audu Kaberr(e) anfangs den Ferrin-rago (d. h. weißen Widder), den man auch Schefu nannte, mit Rana in einem Hause aus Stein zusammenleben ließ, daß Ra dann aber die Sonne herausgeholt hätte. Diesen Ferrin-rago bezeichnen die islamitischen Haussa heute als Alhadji-rago.

Ra, die Göttin der Sonne, ist durchaus ein Alledjennu des Bori. Man opferte dem Alledjennu Ra einen Wake-wake, d. i. einen

Widder, dessen Kopf schwarz ist, der aber schwarz und weiß gefleckten Leib und Glieder hat.

Erwähnt ward oben schon der Nachkomme oder Sohn Maikaffos, Mekirabo. Mekirabo soll mit der Frau des Jägers zusammengekommen sein. Seine Mutter ist Ra. Mekirabo ist sehr böse. Er stellt das fließende Wasser dar, das die Boote umstürzt. Anderseits rühmt man ihm nach, daß er vielen Reichtum denen gebe, denen er wohlwolle. — Man opfert ihm schwarze Bullen, Hönig mit Mehl gemischt und Erdnüsse. — — —

□ □

Die Seraeralegende der Kredj. (Zu Seite 249.)

8. **Legende von Abu Seraera.** Diese sehr wichtige Legende der Kredj lautet:

Eine Mutter hatte vier Söhne, die waren herangewachsen. Die Frau war wieder schwanger, und in diesem Zustande ging sie eines Tages in den Busch, um Holz aufzulesen. Sie sammelte ein großes Bündel und band es zusammen. Dann wollte sie es auf den Kopf heben. In dem Zustande aber, in dem sie sich befand, war sie sehr schwach und vermochte das Bündel nicht zu heben. Die Frau stöhnte und sah sich um, ob niemand in der Nähe sei, ihr zu helfen. Die Frau stöhnte wieder; denn sie sah niemand.

Darauf begann das Kind unter ihrem Herzen zu sprechen und das Kind sagte zuerst: „Soll ich dir helfen?" Die Mutter erschrak und sagte: „Was, mein Sohn, du bist noch nicht geboren und sprichst schon?" Das Kind sagte: „Ja, meine Mutter, ich bin Abu Seraera und frage dich, ob ich herauskommen und dir helfen soll." Die Mutter sagte: „Mein Kind, du erschreckst mich. Wenn du aber willst, so komm heraus." Das Kind sagte: „Welchen Weg soll ich herauskommen?" Die Mutter sagte: „So komm doch den Weg deiner Brüder heraus." Abu Seraera sagte: „Nein, den Weg meiner Brüder will ich nicht gehen." Die Mutter sagte: „So komm doch durch meinen Mund heraus." Abu Seraera sagte: „Nein, den Weg durch den Mund will ich nicht nehmen." Die Mutter sagte: „Welchen Weg willst du denn nehmen?" Abu Seraera sagte: „Wasche deinen kleinen Finger, daß er ganz sauber ist. Dann will ich aus der Spitze deines kleinen Fingers herauskommen."

Die Frau wusch sich den kleinen Finger. Danach kam Abu Seraera heraus. Er kam aber mit voller Bewaffnung, mit Speer und Schild, hervor, und mit ihm kam ein weißer Widder heraus, dessen Schwanz

war mit Rasiermessern besetzt. Sobald Abu Seraera herausgekommen war, half er seiner Mutter die Last auf den Kopf, bestieg dann selbst den Widder und ritt neben der Mutter dem Dorfe zu. Als sie am Dorfe waren, stieg Abu Seraera ab. Er band seine Waffen auf den Kopf des Widders fest, riß ihm einige Haare aus der Mähne und hieß ihn zurück in den Busch laufen.

Dann ging er neben der Mutter her in das Dorf. Als die Brüder den fremden Burschen neben der Mutter kommen sahen, fragten sie: „Wer ist der Bursche, der da mit dir kommt?" Die Mutter sagte: „Es ist mein Sohn, den ich im Busch geboren habe; er ist euer Bruder!" Die Brüder Abu Seraeras sahen aber Abu Seraera mit bösen Augen an und konnten ihn nicht leiden. Als sie am anderen Tage zur Jagd gingen, sagten sie zur Mutter: „Wir gehen zur Jagd, behalte du den Burschen daheim. Wir mögen nicht, daß er bei uns ist." Darauf ergriffen die vier Brüder ihre Speere, bestiegen ihre Pferde und ritten fort.

Abu Seraera schrie, als er seine Brüder fortreiten sah. Er sagte zu seiner Mutter: „Meine Mutter, ich will meine Brüder auf der Jagd begleiten." Die Mutter sagte: „Nein, nein, Abu Seraera, bleibe daheim." Abu Seraera sagte: „Wenn ich meine Brüder nicht begleite, werden sie umkommen."

Abu Seraera ging aus dem Dorfe. Er verbrannte die Haare von der Mähne des Widders im Feuer. Sogleich war der Widder des Abu Seraera da. Abu Seraera nahm seine Waffen, stieg auf den Rücken des Widders und folgte seinen Brüdern. Bald war er bei seinen Brüdern angelangt: die vier Brüder waren aber unwillig und sagten: „Wir haben doch gesagt, daß wir mit dir nichts zu tun haben wollen! Weshalb bist du nicht im Dorfe geblieben?" Abu Seraera sagte: „Ich bin nicht im Dorfe geblieben und bin euch gefolgt, weil ihr zur Jagd geritten seid und ich von euch die Jagd lernen möchte." Abu Seraera ritt also mit seinen Brüdern weiter.

Nach einiger Zeit kamen sie an eine Seriba, in der wohnte eine Gula (es war mir unmöglich, einen Kredjnamen für diese Menschenfresserin zu finden) mit vier schönen Töchtern. Als sie an deren Gehöft ankamen, sagten die vier Brüder: „Wir wollen hineingehen." Abu Seraera sagte aber: „Wenn ihr hierbleiben oder ruhen wollt, achtet darauf, daß keiner von euch mit den Mädchen sich abgibt und daß keiner von euch oder eueren Pferden etwas von dem Getränk und den Speisen genießt, die die Alte euch vorsetzen wird." Die Brüder wurden darauf ärgerlich und sagten: „Siehst du, da haben wir es! Schon willst du uns vorschreiben, was wir zu tun oder zu lassen hätten.

Du bist der Jüngste und willst der erste sein. Bleib du nur hier draußen bei den Tieren, sorge, daß sie gut angebunden werden, und kümmere dich im übrigen nicht um Sachen, die nur uns und nicht dich angehen."

Die vier Brüder gingen hinein. Abu Seraera band, wie gewünscht, die Pferde der Brüder an, riß dann seinem Widder einige Mähnenhaare aus, band ihm seine Waffen auf und ließ ihn in die Wildnis laufen, daß er sich selbst sein Futter suche. Dann kam auch die Gula heraus und brachte für die vier Pferde Milch zum Saufen. Abu Seraera ging auch mit in das Gehöft und sagte nichts mehr. Als es nun Abend war, gab die Gula jedem der vier Brüder je eine ihrer schönen Töchter, daß er mit ihr schlafe und ging dann in ihr eigenes Haus zurück. Abu Seraera ging ein wenig umher und ging erst hinein, als die vier Brüder und die vier Mädchen eingeschlafen waren.

Als die Brüder und die Mädchen schliefen, begann Abu Seraera die Haare der Brüder in der Weise der Frauentracht und die Haare der Mädchen in der Weise der Männertracht zu flechten. Er war noch nicht fertig mit dieser Arbeit, da kam die alte Gula nahe heran und rief hinein: „Abu Seraera, schläfst du?" Abu Seraera sagte: „Nein, ich schlafe noch nicht. Ich kann noch nicht schlafen, weil deine Tiere zuviel Geräusch machen." Darauf ging die alte Gula hin und tötete ihre Tiere. Während sie das aber tat, hatte Abu Seraera Zeit genug, die Haare der Burschen nach Mädchenart und die der Mädchen nach Burschenart fertig zu flechten.

Als die alte Gula nun mit der Tötung ihrer Tiere fertig war, kam sie wieder heran und fragte durch die Tür: „Abu Seraera, schläfst du nun?" Abu Seraera antwortete aber (wie aus dem Traume): „Ja, meine Mutter, ich schlafe." Darauf wetzte die alte Gula draußen ihr Messer, kam herein und tastete sich zu dem Lager, auf dem die vier Brüder mit den vier Mädchen schliefen. Sie faßte nach den Haaren und schnitt die Köpfe, deren Haartracht nach Männerart geflochten war, ab. Da aber Abu Seraera allen Mädchen die Haare nach Männerart geflochten hatte, so tötete die Alte ihre eigenen Töchter und überging die vier Brüder, weil sie tastend deren Haare nach Mädchenart geflochten fand.

Danach ging die alte Gula. Abu Seraera kam nun aber aus dem Winkel, in dem er geschlafen hatte, heraus, weckte die Brüder und sagte zu ihnen: „Seht, wie die alte Gula die Köpfe ihrer eigenen Töchter abgeschnitten hat, weil ich euere Haartracht geändert habe, und wie sie euch Vier töten wollte!" Als die vier Brüder das sahen,

erschraken sie und sagten: „Abu Seraera, hilf uns, daß wir schnell und schadlos von dannen kommen." Abu Seraera brachte seine Brüder hinaus und ließ sie ihre Pferde besteigen. Dann verbrannte er die Mähnenhaare seines Widders, und als dieser herankam, bestieg er ihn und ritt mit den Brüdern von dannen. Die vier Brüder und Abu Seraera ritten so schnell als nur möglich.

Nach einiger Zeit, als es hell ward, kam die alte Gula wieder heraus aus ihrem Hause und ging dahin, wo die Brüder sich mit den Mädchen hingelegt hatten. Sie blickte hinein und nun sah sie im Lichte, daß die Brüder entronnen waren, daß sie aber ihren eigenen Töchtern die Köpfe abgeschlagen hatte. Die alte Gula ward sehr zornig und sagte: „Das kann nur Abu Seraera angestiftet haben. Ich will dem Burschen und seinen Brüdern aber sogleich folgen und werde sie noch erreichen." Damit rannte die alte Gula, so schnell sie konnte, hinter Abu Seraera und den vier Brüdern her.

Als Abu Seraera und seine vier Brüder eine Zeitlang geritten waren, wandte er sich um. Er sah, daß die alte Gula ihnen folgte und rief seinen Brüdern zu: „Reitet, so schnell ihr könnt! Die Gula kommt." Die Brüder ritten schnell von dannen.

Die Gula kam dicht an sie heran. Die Brüder ritten schneller. Die Gula aber rief: „Ihr Tiere, die ihr meine Milch getrunken habt, sterbt!" Da fielen die vier Pferde der vier Brüder tot hin. Die Brüder lagen auf der Erde. Abu Seraera aber sagte: „Steht auf und steigt schnell mit auf meinen Widder." Da standen die Brüder auf und stiegen mit auf den Widder und Abu Seraera ritt weiter. Nach einiger Zeit kam die Gula aber näher und näher und zuletzt kam sie ganz nahe und packte den Schwanz des Widders. Der Schwanz des Widders war aber nicht mit Wolle, sondern mit Rasiermessern besetzt. Die alte Gula packte hinein und schnitt sich die Hände wund. Die Rasiermesser schnitten so in die Hand der Alten, daß sie ablassen und von der weiteren Verfolgung abstehen mußte. So entkamen die vier Brüder mit Abu Seraera in das Dorf. Am Dorf aber stiegen sie ab und Abu Seraera riß seinem Widder wieder einige Mähnenhaare aus, band ihm seine Waffen auf den Kopf und ließ ihn in die Wildnis laufen. Dann kam er mit den geretteten Brüdern in das Dorf.

Nachdem die alte Gula in ihre Seriba zurückgekehrt war, verwandelte sie sich in ein sehr schönes Mädchen und machte sich auf den Weg, in das Dorf der Mutter Abu Seraeras. Das junge, schöne Mädchen kam in dem Dorfe an und begrüßte die Mutter Abu Seraeras und sagte: „Ich bitte dich, bringe mich bei einem deiner

Söhne unter, bis ich weiterreise." Abu Seraera und seine vier Brüder waren abwesend. Die Mutter brachte das schöne, junge Mädchen in das Haus Abu Seraeras. Nach einiger Zeit kam Abu Seraera aber heim und die Mutter sagte ihm: „Es kam ein schönes, junges Mädchen hier durch, sie wollte bei einem meiner Söhne schlafen, da ließ ich es in deine Hütte eintreten." Abu Seraera sagte: „Dieses Mädchen werde ich ansehen." Dann ging er hin und betrachtete das Mädchen. Und als er sie näher betrachtet hatte, packte er die schöne Frau und warf sie ohne weiteres aus dem Hause.

Das schöne Mädchen lief weinend zu dem nächsten Bruder und sagte: „Abu Seraera hat mich mißhandelt!" Der älteste Bruder nahm das Mädchen darauf in seine Hütte auf und ging hinüber zu Abu Seraera. Dann ging der älteste Bruder zurück in sein Haus und legte sich zu dem schönen, jungen Mädchen auf das Angereb. Er sagte zu dem schönen Mädchen: „Kraue mir die Haare." Das schöne Mädchen tat es sogleich. Darüber aber schlief er ein, und als das Gulamädchen das merkte, bohrte es ihm einen Finger in die Augenhöhle und riß ihm ein Auge aus. Der Bruder schrie auf, aber die Gula lief mit dem herausgerissenen Auge von dannen und trug es in ihre Seriba.

Als der älteste Bruder so schrie, liefen alle Leute im Dorfe erschreckt zusammen. Sie kamen in das Haus des Aeltesten, als die alte Gula mit dem gestohlenen Auge längst weggelaufen war. Der älteste Sohn sagte: „Dies Mädchen hat mir das Auge ausgerissen und ist mit ihm von dannen gelaufen." Abu Seraera kam dazu und sagte: „Das hat die alte Gula getan. Sie hat meinem ältesten Bruder das Auge gestohlen." Die Leute sagten: „So geh' hin, Abu Seraera, und bringe das gestohlene Auge wieder." Abu Seraera sagte: „Das ist nicht meine Sache. Mein Bruder hat mich vorher ja sogar geschlagen, weil ich dieses Mädchen auswies. Wie soll ich denn jetzt etwas damit zu tun haben, was seine Schutzbefohlene nun mit ihm beginnt. Es wird noch ganz anders kommen, wenn Ihr mir nicht glaubt."

Die Leute baten Abu Seraera. Der älteste Bruder kam und sagte: „Abu Seraera! Ich habe dir vorher unrecht getan und dich geschlagen. Ich bitte dich, mir nun zu verzeihen und mir das Auge wiederzubringen. Außer dir kann das keiner." Abu Seraera sagte: „Wollt Ihr mir denn ein anderes Mal glauben, wenn ich Euch etwas sage?" Der Bruder und alle Leute sagten: „Gewiß, wir werden dir ein anderes Mal glauben, Abu Seraera, wenn du vor etwas warnst. Bringe uns dieses Mal noch das gestohlene Auge

deines ältesten Bruders zurück." Abu Seraera sagte: „Es ist gut! Ich werde es tun!"

Darauf verwandelte sich Abu Seraera in ein altes Weib. Er nahm dann Schafhaare und Menschenhaare und Knochen und Fellstücke in sein Kleid und machte sich so auf den Weg zu der Seriba der Gula. Als die Gula sah, daß das alte Weib ankam, sagte sie dem ihr dienenden Mädchen: „Geh' der Fremden entgegen und sieh, was es ist." Das dienende Mädchen kam der alten Frau entgegen. Die alte Frau sagte: „Ist deine Herrin, die Gula, zu Haus? Ich bin ihre Schwester und will sie besuchen." Das Mädchen ging hinein und bestellte es. Dann kam die alte Frau hinein und begrüßte die Gula. Die alte Frau sagte aber: „Meine Schwester, warte noch einen Augenblick, ich will noch einmal aus der Seriba treten, und mich entleeren." Dann trat die alte Frau zur Seite.

Die Gula sagte zu dem dienenden Mädchen: „Folge der Alten und sieh, woraus das besteht, wessen sie sich bei der Entleerung entledigt. Dann kann ich sehen, woraus ihre Nahrung besteht." Das dienende Mädchen ging hinaus. Es folgte der Alten. Inzwischen entleerte sich Abu Seraera in der Farm der alten Frau. Er ließ aber Schafhaare und Menschenhaare, Knochen und Fellstücke in den Abgang fallen. Das kleine, dienende Mädchen sah das aber, lief zur Gula zurück und sagte: „Die alte Frau hat Schafhaare und Menschenhaare, Knochen und Fellstücke fallen lassen." Da freute sich die alte Gula und sagte: „Das ist wahrhaftig meine Schwester, denn sie hat die gleiche Nahrung, die ich habe."

Die alte Gula ging der zurückkommenden Alten entgegen und sagte: „Sei mir herzlich gegrüßt, meine Schwester! Wie geht es dir?" Die Alte kam mit der Gula zurück ins Haus und sagte: „Es geht mir gut." Die Gula fragte: „Und wie geht es deinen Herden und Sklaven?" Die Alte sagte: „Meinen Herden und Sklaven geht es nicht gut. Das ist auch der Grund, daß ich nicht lange von daheim wegbleiben kann. Denn mein erster Sklave, dem ich die Aufsicht über alle Leute und Herden übertragen habe, verlor ein Auge, und nun sieht er schlecht und merkt es nicht, wenn von der Herde etwas abgetrieben wird. Du weißt aber, daß es überall von allerhand Räubervolk einen Ueberfluß gibt." Die Gula sagte: „Das weiß ich."

Die Alte sagte: „Deshalb laufe ich überall umher und suche, ob ich nicht jemand finde, der mir ein Auge geben kann, damit ich es dem Sklaven wieder einsetze. Denn nur so kann er wie früher seine Pflicht tun."

Die Gula sagte: „Ich kann dir ein solches Auge wohl geben. Ich habe nämlich kürzlich dem ältesten Bruder Abu Seraeras ein Auge abgenommen.“ Die Alte sagte: „Willst du mir dies Auge für meinen Sklaven geben?“ Die Gula sagte: „Ja, ich will es dir geben.“ Die Alte sagte: „Wie muß man es denn einsetzen?“ Die alte Gula sagte: „Man muß erst die Milch einer schwarzen Ziege in die leere Augenhöhle gießen; dann kann man es einfügen.“ Die Alte sagte: „Ich danke dir sehr.“

Die Gula gab darauf der Alten das Auge. Die Alte bedankte sich sehr und machte sich mit dem Auge auf den Rückweg. Als sie ein Stück weit entfernt war, nahm aber Abu Seraera seine alte Gestalt an, ließ seinen Widder kommen und ritt heim. Daheim setzte er seinem Bruder das Auge wieder ein. Der älteste Bruder und alle anderen dankten ihm. Abu Seraera aber sagte: „Ein anderes Mal müßt ihr mir aber glauben, oder ihr müßt es teuer bezahlen.“ Und alle versprachen ihm, in Zukunft auf seine Warnungen zu hören.

Die alte Gula merkte sehr bald, daß sie von Abu Seraera hintergangen worden war. Sie sagte: „Nun werde ich dem Dorfe und den Leuten Abu Seraeras einen Streich spielen, den sollen sie nie wieder vergessen. Ich will ihnen all ihre Nachkommenschaft rauben.“ Die alte Gula verwandelte sich also in einen Baum, der wuchs mitten in dem Dorfe Abu Seraeras, und es ward ein gewaltiger, mächtiger Baum, dessen Zweige sich weithin ausdehnten und dessen Wurzeln fest wie Eisen auf dem Boden lagen. Weithin dehnte dieser Baum seinen Schatten aus.

Die Kinder des Dorfes, die kleinen wie die großen, begannen aber alsbald unter dem Baume zu spielen. Sie sprangen auf seinen Wurzeln umher und kletterten in seine Zweige. Die Kinder des Dorfes kannten nur noch das Spiel in den Zweigen dieses Baumes. Das geschah, als Abu Seraera abwesend war. Als er nun heimkam und den gewaltigen Baum und das Spiel der Kinder in den Baumzweigen sah, nahm er einen Stock und jagte die Kinder von dem Baume fort. Er sagte ihnen: „Wenn ihr in den Zweigen des Baumes spielt, seid ihr verloren!“ Die Kinder liefen schreiend von dannen, ein jedes zu seinen Eltern, und sagten: „Abu Seraera ist zurückgekommen und hat uns das Spiel in den Zweigen des alten Baumes verboten.“

Als die Eltern der Kinder das hörten, sagten sie: „Abu Seraera redet in alles hinein und will alles vorschreiben. Dieser Abu Seraera will jetzt nicht einmal den Kindern ihr Spiel gönnen.“ Die Eltern gingen also hinaus und kamen zusammen, und sie stritten gegen

Abu Seraera und sagten: „Laß die Kinder! Es sind unsere Kinder. Wir sind auch nicht dumm und haben auch Augen, so daß wir sehen können, was den Kindern gut und schlecht ist. Laß das unsrige also uns, den Kindern ihr Spiel in den Baumzweigen, und kümmere dich nur um deine Sachen!" Abu Seraera sagte: „Ihr habt mir versprochen, auf meine Warnungen zu hören. Wenn ihr das jetzt nicht wollt, so müßt ihr es nachher teuer bezahlen." Die Leute sagten: „Wir haben gar nichts teuer zu bezahlen." Abu Seraera sagte: „Es ist gut."

Abu Seraera ging also heim und holte eine Axt. Er ging zu dem alten Baume und begann dessen Wurzeln, die wie Eisen auf dem Boden lagen, durchzuschlagen. Da begann die alte Gula Schmerzen zu empfinden, und ihre Füße empfingen schwere Wunden, und sie sagte bei sich: „Wenn ich meine Sache hier erledigen will, will ich es gleich tun." Als die Kinder, die großen wie die kleinen, nun wieder in den Zweigen spielten, nahm sie plötzlich ihre alte Gestalt an und brachte die Kinder fort. Es blieb auch nicht ein einziges Kind im Dorfe. Die alte Gula führte sie alle miteinander fort in ihre Seriba, und als die Eltern nach ihren Kindern sahen und schrien, da waren die Kinder von dem alten Baume spurlos verschwunden. Die Eltern liefen suchend in dem Dorfe und in der Umgebung herum. Es war nichts von den Kindern zu finden.

So kamen denn alle Eltern zu Abu Seraera und weinten und schrien: „Ach, Abu Seraera, hilf uns! Alle unsere Kinder sind fort, und nur du allein kannst uns helfen!" Abu Seraera sagte: „Ihr habt mir gesagt, ich solle mich nur um meine Sachen kümmern, ich solle euch das eurige und den Kindern das Spiel in den Baumzweigen lassen. Das habe ich getan. Und als ich euch dann sagte, daß ihr es teuer zu bezahlen haben würdet, wenn ihr meine Ratschläge nicht befolgtet, da habt ihr mich ausgelacht und habt gesagt, ihr hättet gar nichts teuer zu bezahlen. So habt ihr die Sache hingestellt, und so steht sie jetzt. Seht nun selbst nach euren Sachen." Abu Seraera ging fort in sein Haus.

Die Eltern weinten nun und klagten und sprachen untereinander: „Nur einer kann helfen, das ist Abu Seraera. Wir wollen ihn mit einem großen Geschenke besänftigen, damit er wieder Frieden mit uns macht und uns unsere Kinder zurückbringt. Wir wollen Abu Seraera für jedes abhanden gekommene Kind zwei Kühe schenken. Dann wird er uns die Kinder vielleicht zurückholen." Sie brachten also viele Kühe zusammen, für jedes verlorene Kind zwei, und alle Kühe trieben sie in eine Seriba. Danach gingen sie wieder

zu Abu Seraera und baten ihn, herauszukommen. Als er dann herauskam, zeigten sie ihm die Seriba voller Kühe und sagten: „Abu Seraera, nimm das Geschenk und bringe uns unsere Kinder wieder." Abu Seraera sagte: „Habe ich euch nicht gesagt, daß ihr es teuer würdet bezahlen müssen? Da ihr aber von selbst damit kommt und eure Torheit einseht, will ich hingehen und euch eure Kinder zurückholen." So machte sich denn Abu Seraera wieder auf den Weg zur alten Gula.

Die alte Gula hatte in ihrem Hause eine alte Büffelkuh. (Dieser Büffel wird mit Sobo bezeichnet. Sobo ist aber das wahre Krebjwort für Büffel!) Diesem Sobo hatte sie eine Glocke umgehängt, und dieser Sobo hütete die geraubten Kinder, wenn sie tagsüber im Busch waren. An dem Geläute der Glocken des Sobo konnte die alte Gula aber immer hören, wo sich die Kinder befanden. Die Büffelkuh war aber trächtig. Als Abu Seraera sich nun zu der alten Gula begab, schlüpfte er in die Büffelkuh hinein, tötete das Kalb, mit dem sie schwanger ging, warf es hinaus, und blieb selbst in der Büffelkuh.

Darauf warf die alte Sobo ihr Kalb. Das Kalb war Abu Seraera. Das Kalb war aber weiblich, und als die Gula das sah, war sie darüber sehr erfreut. Sie band das Kalb am anderen Tage im Stalle an und ließ die Sobo, wie alle Tage, als Führerin die Kinder in den Busch treiben. Das Kalb aber benahm sich im Stalle sehr unwirsch. Es zertrat alles und zerstieß alles. Es rannte die Wände des Stalles ein und sprang in die Futterkrippe, daß sie zerbrach. Die Leute der Gula kamen also zur Gula und sagten: „Das Kälbchen zerbricht im Stalle alles, denn es will mit seiner Mutter durchaus hinaus in den Busch." Die Gula sagte: „Es ist gut, dann mag das Kalb morgen mit der Büffelkuh und den Kindern in den Busch gehen."

Am anderen Tage sagte die Gula dann zu den Kindern: „Das Kalb kann heute mit der Sobo hinaus in den Busch und kann euch begleiten. Achtet mir aber darauf, daß es nicht an die Milch seiner Mutter herankann." Die Sobo mit dem Kalb zog also wieder hinaus in den Busch. Als sie weit weg von der Wohnung der Gula im Busch waren, verwandelte Abu Seraera sich wieder in seine eigene Gestalt. Er sprang auf die Sobo und tötete sie. Er schlug ihr den Kopf ab und hängte ihn mit der Glocke an einem Ast im Busche auf, so daß der Wind sie hin- und herwehte, und daß die Gula ihr Läuten hörte. So merkte also die Gula vom Tode der Sobo nichts.

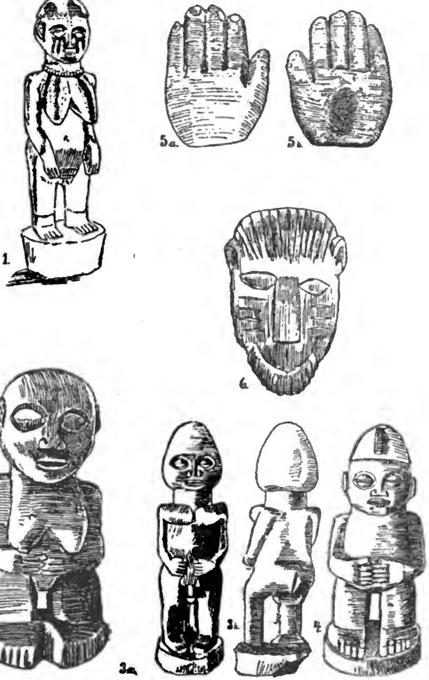
Dann begrüßte Seraera die Kinder und brachte sie so schnell wie möglich in das Dorf, in dem die Eltern dann alle sehr erfreut und bereit waren, von nun ab Abu Seraeras Ratschlägen in allen Dingen zu folgen. So kam es aber, daß keines der Kinder verloren ging.

□ □

Steinbildnisse und Terrakotten in Westafrika. (Zu Seite 346 u. 363.)

9. **Steinbildnisse in Westafrika.** Eine eigentliche Steinskulptur ist bislang nur an sehr wenigen Stellen Westafrikas gefunden worden, und zwar: im Kissilande, d. i. im Hinterlande der englischen Kolonie Sierra Leone, und der Kolonie Guinea, im Jorubagebiet, aus dem ich als Produkte jüngerer Zeit, also etwa der Holländer- und Portugiesenzeit, drei Köpfe aus der Offaregion abbilde, am Kroßriver und im Kameruner Grasland und endlich im alten Kongo. Eine Betrachtung der Figuren am Kissi und der Köpfe aus Offa zeigt, daß die Darstellungen im allgemeinen sehr roh und plump, in Stil und Ausführung durchaus den allgemeinen Negermachwerken der Holzskulptur entsprechen. Die Offaskulpturen zeigen das gleiche Bestreben wie die Beninkunst, die Köpfe mit möglichst verschiedenem Kopfschmuck zu charakterisieren.

Viel verbreiteter als die Steinskulptur ist die Lehm- und Tonbildnerei. Von Sierra Leone bis zur Kongoküste hin findet man entweder überall oder in einander nahegelegenen Distrikten Bildnisse in Lehm oder gebrannter Erde. Im Goldküstengebiet sind solche Werke ornamental höher entwickelt, d. h. stilisiert, in einigen Ewegebieten in größerem und plumpem Maßstabe ausgeführt, im Benuegebiet mehrfach variiert, und nach Süden in Angola die Südgrenze dieser littoralen Verbreitung. Im allgemeinen zeigen alle diese Werke und Werkchen nichts Bemerkenswertes. Afrikanische Flachheit, Fratzenhaftigkeit, Ausdruckslosigkeit. Höher und kunstvoll gebildete Terrakotten wurden meinen Erkundigungen zufolge nur in wenigen kleinen Gebietchen gefunden; von diesen liegt das westlichste im Grenzlande Togos und Dahomeys, das östlichste im Kameruner Grasland. Im Jorubaland sind Funde, die den Ifestücken an Schönheit und Kunsthöhe gleichkommen, nur an ganz bestimmten Punkten heimisch, die wenigen Eingeborenen bekannt sind. Nach allem, was ich bisher in Erfahrung bringen konnte, dürfen wir nur aus dem zentralen Gebiet der alten Guineakultur, also aus der Region zwischen Togo und Dahomey, größere Funde erwarten.



Jüngere Skulptur der Ifeleute; 1 = 80, 2 = 27, 3 = 40, 4 = 29, 5 = 17½, 6 = 6 cm hoch. 1—5 aus Speckstein, 6 aus Sandstein.

(Gezeichnet von Carl Arriens.)

Eine zweite Stelle, an der alte Töpfe mit Glasüberzug gefunden wurden, liegt auf deutschem Boden, in Togo.

□ □

Der Ueberlandweg nach Atlantis. (Zu Seite 353.)

10. Atlantis „überland". Von dieser letzteren Erscheinung ausgehend, lege ich nun noch einmal die Frage vor, ob es nicht möglich wäre, daß in außerordentlich alten Zeiten eine solche Beziehung bestanden hat, und ob nicht vielleicht nur in jüngeren Zeiten eine absolute Unterbrechung des Verkehrs und eine Zerstörung dieser Kulturbeziehungen stattgefunden haben kann. Bei der großen Wichtigkeit, die diesen Tatsachen beigelegt werden muß, können wir nicht gründlich genug zuwege gehen. Die Erscheinung der Uebereinstimmung der Kulturmerkmale am Nordrande und am Westrande des Erteils muß irgendwie eine Erklärung finden, und deshalb fragen wir uns noch einmal rein theoretisch nach der größeren Wahrscheinlichkeit transkontinentaler oder littoraler Beziehung. Denn wir haben im Mittelmeer die Templumidee, die Terrakottakunst, das Impluvium, den Frauen-Griffwebstuhl, den frontalen Bogen, gefunden. Wir können ferner feststellen, daß im Mittelmeer wie in Westafrika die gleichen Perlen, die gleiche Form der Steinguttöpfe usw. hergestellt werden, und wir fragen nun, ob diese Kultur durch den Erdteil hindurch gewandert oder auf dem Wasserwege als littorale Erscheinung in Beziehung gestanden haben kann.

Was spricht nun für und wider die eine oder andere Lösung? Wir stellen fest, daß die Kulturbeziehung zwischen dem Mittelmeer und dem atlantischen Gebiete auf kontinentalem Wege in den letzten 2000 Jahren nicht bestanden haben kann; denn wir kennen die sämtlichen Einflüsse, die überhaupt in Frage kommen können, in diesen Zeiträumen. Die Uebereinstimmung der Templumreligion in etruskischem und atlantischem Gebiete läßt uns unbedingt auf dieses Mindestalter von 2000 Jahren schließen. Denn nach dieser Periode ist der Weg durch den Kontinent durch römische, byzantinische und islamische Einflüsse abgeschnitten gewesen. An sich ist die Tatsache irgendeiner einmal im Altertume quer durch den Erdteil stattgehabten Beziehung als Möglichkeit durchaus nicht in Frage zu stellen. Wenn die alten Perlen aus dem zentralen Gebiete sowohl als Kalzedone nach Norden, wie als Königsschmuck nach dem atlantischen Küstengebiet gewandert sind, hat eben eine, wenn auch noch so indirekte Beziehung bestanden. Es ist jedoch ein großer Unterschied, ob wir von dieser einfachen Beziehung sprechen, oder von der Uebertragung



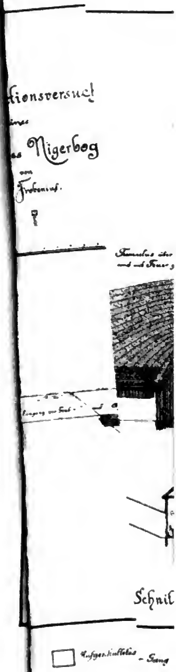
Steinskulpturen, ausgegraben in Kissi, im Hinterland Sierra Leones v. d. D. I. A. F. E. 1908. Größen der Reihe nach, oben links beginnend: 9, 6½, 9, 4, 10, 7, 12, 12, 12, 15, 8, 5, 8, 10, 12, 17, 15, 10, 10, 13 cm hoch.

(Zeichnung von Fritz Nansen.)

einer so eminenten, klar entwickelten und ausgebauten Religion, wie der Isareligion. Die Annahme transkontinentaler Uebertragung der Kultur vom Mittelmeer zum atlantischen Gebiet setzt aber eine nicht nur einmalige Völker- und Kulturwanderung voraus, die sich vom Mittelmeer bis zum atlantischen Gestade erstreckt haben müßte, und die infolge ständigen Fließens uns die Tatsache erklären könnte, daß heute, nach 2000 Jahren, diese Flamme noch lebendig zu leuchten vermag. D. h. also, wir wären mit dieser Annahme vor 2000 Jahren und vorher bestandener und inzwischen vollkommen abgebrochener Beziehung gezwungen, von einer sehr weit zurückreichenden Zeit, in der die Menschheit noch ärmer an Zahl und Beziehungsmöglichkeiten war, eine intensivere Verkehrs- und Kulturströmung in Anspruch zu nehmen, als sie die Möglichkeiten unserer Zeiten bieten. Nehmen wir solche transkontinentale Beziehung als Uebertragungsmöglichkeit an, so würden wir nach allen kulturgeschichtlichen Erfahrungen eine solche als Rizombildung zu erklärende Gründung der atlantischen Jorubenkultur nicht verstehen können. Bei einer so schwachen Beziehung, wie sie das Altertum mit seinen noch wenig entwickelten Verkehrsstraßen und Strömungen nur geboten haben kann, hätte die an der atlantischen Küste erfolgte Kulturablagerung unter den Negern nach dem Absterben des Rizomes unbedingt auch verkümmern und verniggern müssen. Unmöglich aber hätte ein so festes Anschauungssystem, wie die Templumidee, eine so entwickelte Kunst, wie die der Terrakotten, sich hier eingliedern und in ihren Nachwirkungen bis heute noch fortwirken können.



Tempel des Donnergottes in Ibadan.
(Nach Aquarell von Carl Arriens.)


tionsversuch
Nigerbog
Frobenius.
Schnit



Ein Bursche aus den zentralen Jorubaländern. (Von vorn und von der Seite.)
Dieser Typus entspricht am meisten den Terrakottaporträts aus Ife.

(Nach Aquarell von Carl Arriens.)



Ein Mädchen aus den südlichen Jorubaländern.

(Nach Aquarell von Carl Arriens.)



Zeremonie der Aufnahme in den Ogbonibund.

(Zeichnung von Carl Arriens.)



Albrecht Martius mit seinen Arbeitern in fünf Meter Tiefe.
(Nach einer Oelskizze von Carl Arriens.)



Umzug einer Leiche in Ife, die von Angehörigen auf dem Kopf getragen wird.
(Photographie von Leo Frobenius.)



Wiedergabe von Skizzen, in denen Carl Arriens während der Verhandlungen in Ife die wichtigsten Typen unter den Beteiligten flüchtig festlegte.



Impluvialbau mit vorgeschobenen Seitenflügeln in Ife.



Die Brunnenstraße in Ife.
(Beide nach Photographien von Leo Frobenius.)



Blick auf den Impluvial-Dachtrichter eines Ibadanhauses von innen.
(Nach Oelbild von Carl Arriens.)



Portal aus dem Palast des Fürsten von Ado. $2^1/_2$ m hoch.

(Sammlung der Expedition.)



Die im Einsturz begriffene Front des Palastes des Oni in Ife.
(Nach Aquarell von Carl Arriens.)



Hofkapelle der Fürsten von Ilorin.
(Photographie von Albrecht Martius.)





Weibliche und männliche Pagen der Häuptlinge von Ossa.
(Photographie von Albrecht Martius.)



Töpferinnen in Ilorin.
(Photographie von Albrecht Martius)



Bronzegießer in Ibadan.
(Von Carl Arriens.)



Die sich kreuzenden Stoffbahnen auf dem Hofe.



Handhabung der Männertrittwebstühle in Jlorin.
(Photographien von Albrecht Martius.)



Verkäuferinnen auf dem Lebensmittelmarkt in Ilorin.
(Photographie von Albrecht Martius.)



Ein heiliger dichtbewachsener See in Ife, in dessen schlammige Tiefe in Kriegszeiten viele archäologische Prachtstücke versenkt wurden.

(Nach Oelstudie von Carl Arriens)



Eingang in einen heiligen Hain in Ife.
(Photographiert von Leo Frobenius.)





Widderkopf als Schangobild in ca. $^1/_3$ nat. Größe und Schmuckbrett aus dem Grabe eines Schangopriesters in $^1/_4$ nat. Größe. Beide aus Ojo.





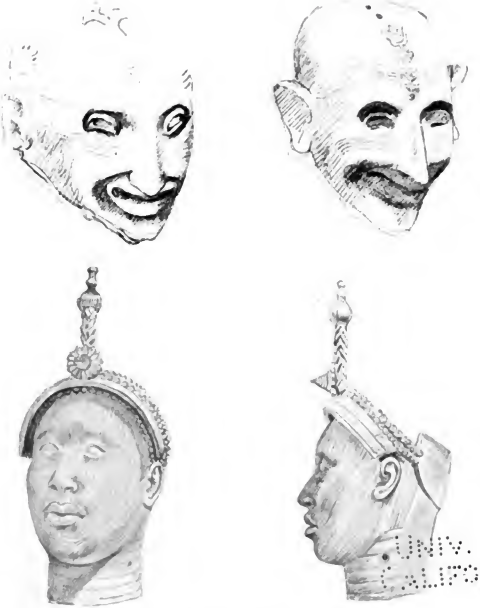
Funde aus den Ruinen von Alt-Ojo.
Ein Ifabrett und ein Holzgefäß in Fischform, beide in ca. $^{2}/_{15}$ der natürl. Größe.



Ehrerbietige Begrüßung des Oni in Ife.
(Zeichnung von Carl Arriens.)



Alte Denkmale aus Ife. Skulpturen in Quarz.
(Gezeichnet von Carl Arriens.)



Unten Zeichnungen des Olokunkopfes von Carl Arriens,
oben Skizzen von alten Terrakottenmasken in Cagliari auf Sardinien.
Skizziert von Herman Frobenius. Vergleiche die Stirnschmucke.





Der Terrakottakopf „Mia“, ausgegraben in Ife von der D. I. A. F. E. 1910.

Natürliche Höhe 16 cm.

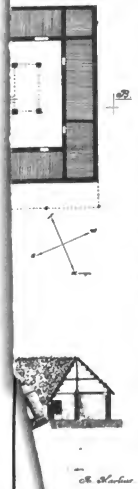


Sandorakel. Wahrsagerei bei den Berbern der nördlichen Sahara.
(Photographie von Leo Frobenius.)



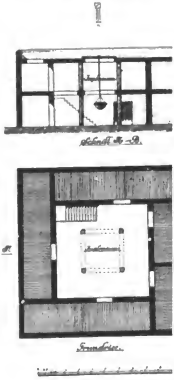
Einblick in ein typisches Joruba-Impluvium.
(Photographie von Leo Frobenius.)

V.



Impluvial-Bau im Hof

— Nord-Sahara. —



Vita

Tafel: Archäologische Funde IX.



Steinköpfe aus dem nördlichen Jorubalande.
Von der D. I. A. F. E. ausgegraben, Januar 1912.
Diese Köpfe sind z. T. in Lebensgröße hergestellt.